KARL MORGENSTERN

(1770—1852)

ELOQUENTIAE, LL. GR. ET LAT., ANTIQUITATUM, AESTHETICES ET HISTORIAE LITTERARUM ATQUE ARTIS P. P. O. SIMULQUE BIBLIOTHECAE ACADEMICAE PRAEFECTUS

EIN KULTURHISTORISCHER VERSUCH

VON

WILHELM SÜSS

DORPAT

KOMMISSIONSVERLAG J. G. KRÜGER, ANT.-GES.

KARL MORGENSTERN

(1770—1852)

ELOQUENTIAE, LL. GR. ET LAT., ANTIQUITATUM, AESTHETICES ET HISTORIAE LITTERARUM ATQUE ARTIS P. P. O. SIMULQUE BIBLIOTHECAE ACADEMICAE PRAEFECTUS

EIN KULTURHISTORISCHER VERSUCH

VON

WILHELM SÜSS

DORPAT 1928

Est.

Bibliotheca Universitatis Tartuensis (Dorpatensis)

5723

C. Mattiesen, Dorpat.

Meinem Vater,

dem Schulrat i. R. H. Süss zu Friedberg i/H.,

gewidmet.

Philologus, philosophus, poëta, orator.

Wenn unsere Universität am Festtag den Vers des alten akademischen Liedes singt:

Vivat et res publica et qui illam regit,
Vivat nostra civitas, Maecenatum caritas,
Quae nos hic protegit,

so hat sie Grund, unter den Maecenaten alter Zeit, deren reiche Stiftungen noch jetzt ihr geistiges Leben fördern und bereichern, auch mit Ehrfurcht und Dankbarkeit des Mannes zu gedenken, von dem hier die Rede sein soll. Zeitlebens ein ungemein vielseitiger uud fleissiger Leser, hat er, unterstützt durch seine weitreichenden Beziehungen, seines Amtes als Direktor der Univ.-Bibliothek mit einem über alles Erwarten hinaus stattlichen Erfolg gewaltet (65 000 Bände etwa wies bei seinem Ausscheiden aus dem Amt der in manchen Fächern ausgezeichnet ausgestattete Bücherschatz auf). Seine persönliche Bibliothek mit mehr als 12 000 Bänden ging ebenso wie seine wertvollen Sammlungen durch seine hochherzige Stiftung nach seinem Tode in den Besitz der Univ.-Bibliothek über. Die von ihm zusammengebrachte Briefsammlung hat u. a. für die Edition des Kantschen Briefwechsels das Meiste beigesteuert. Ähnlich grundlegend ist seine Arbeit in dem von ihm ins Leben gerufenen Kunstmuseum. Ja sogar das charakteristische Stadtbild der Universitätsstadt am Embach ist so, wie es sich heute darstellt, wesentlich durch ihn bestimmt. Ist er es doch gewesen, der vom ersten Tage seines Dorpater Aufenthalts an im Kampf mit anders gerichteten Plänen die Verwendung des Dombergs für die akademischen Institute durchgesetzt und seine parkartige Ausgestaltung — dieses dann mit anderen zusammen — überwacht hat[1]).

1) M. selbst schreibt in einem 1803—1805 mit einzelnen Notizen gefüllten M. S.-Band darüber folgendes:

Als ich zum ersten Mal in den Zeitungen las: Kaiser Paul hat der zu errichtenden Universität zu Dorpat den Domberg und den Schwedischen Platz geschenkt, dachte ich: Da muss sich gut wohnen lassen, da oben, mit dem Blick ins Tal. Ich hörte dann (schon auf der Reise durch Kurland vom Obristl. Oldekop),

Das Leben des auch persönlich merkwürdigen Mannes ist mehrfach behandelt worden[2]). Der Verfasser der vorliegenden Arbeit leitet die Berechtigung einer erneuten Darstellung nicht nur daraus ab, dass er grosse Teile des bisher kaum verwendeten, sehr umfangreichen handschriftlichen Nachlasses[3]), der vielfach

---

man werde auf dem Berge nicht bauen. Ich wünscht' es, kam, sah, redete, schrieb, Krause fand ausführbar — und es wurde ausgeführt. Bibliothek, Anatomie, Klinikum etc. stehen auf dem Domberg. Einst wahrscheinlich dort auch mein Wohnhaus, der Bibliothek nah, so wie meinen Bäumen. Zusatz 1: *Ich legte, als ich ein Jahr in Dorpat war, am Abhang des Dombergs hinwärts gegen den Fluss einen Garten an.* Zusatz 2: *(in welchem an einem schönen Spätfrühlings-Abend ich dies lese, d. 17. Juni 1814.)* DXXXV, 203. Über „Morgensterns Garten", den er gleichfalls der Univ. vermacht hat, einiges aus lokaler Tradition bei Rosenberg, 1 f (s. Anm. 2). Übrigens ergibt sich aus den Aufzeichnungen der ersten Dorpater Zeit, ein wie heisser Herzenswunsch M. mit der Erwerbung dieses Geländes erfüllt wurde. Der Domberg selbst ist dann für ihn in der Folge der Schauplatz häufiger einsamer Meditationen oder mit Parrot, Krause u. a. gepflogener Unterhaltungen, bei Tag und bei Nacht.

2) Recke-Napiersky, Allg. Schriftsteller- und Gelehrtenlexicon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland, 1831, Band III, 247 ff. Diese noch zu seinen Lebenszeiten erschienene, verhältnismässig ausführliche Darstellung weist in Inhalt und Form unverkennbare Spuren von M.s Mitarbeit auf, der vielleicht überhaupt der Verf. ist. Vgl. das durch handschriftliche Zusätze fortgeführte Ex. Mrg. 5615 b. Nachträge II, 50 ff. Morgenstern, Auch ein Vortrag an der Festtafel eines 50 j. Doktorjubiläums. Gedr. als Handschrift für Freunde, 1844. L. Mercklin, K. M. Gedächtnisrede. Dorpat 1853. Thraemer, Art. M. ADB XXII, 231 ff. Rosenberg, Prof. K. M. S. A. aus den Dorp. Nachrichten 1923 (mit einigen lokalen Reminiszenzen). W. Stieda, Art. M. in Mitteldeutsche Lebensbilder, Magdeburg 1927 II, 82 ff. Schriftenverzeichnis bei Recke-Napiersky und Mercklin. Vgl. auch Goedekes Grundriss[2] VII, 2, 471 ff.

Von den Erwähnungen in der Memoirenliteratur nenne ich hier nur als die m. E. wichtigsten Charakteristiken die aus der Feder seines Kollegen Krause (abgedr. Balt. Monatsschrift 54 (1902) 89 ff) und die seines Schülers und Mitarbeiters auf der Bibliothek Anders (abgedr. daselbst 39 (1892) 291 und 301, im Auszug auch bei Bienemann, Altlivl. Erinn. 39 ff). Anderes wird an Ort und Stelle anzuführen sein. Ebenso führe ich hier nicht die auf die Geschichte der Univ. Dorpat bezügliche Lit. an. Fast wertlos ist die bei Bertram, Dorpats Grössen und Typen, D. 1868, p. 46 ff gegebene Anekdotensammlung über seine Zerstreutheit und Eitelkeit. Ancke, der unter dem Pseudonym Martreb die alberne Geschwätzigkeit dieses Machwerks als unwahr, ja vielfach unmöglich erwiesen hat, zeigt (Bemerkungen zu Dr. Bertrams Flugschrift, Moskau 1868, p. 31 ff) auch im Falle M.s, dass M. für B. nur ein „bardot" ist, dem er alle möglichen anderwärts längst bekannten Anekdoten in z. T. ganz unsinniger Weise anhängt.

3) Über diesen vgl. die Vorbemerkung zu den Beilagen. Wo schon im Text daraus zitiert wird, bezeichnet die römische Zahl die Nr. des handschrift-

mehr oder weniger tagebuchartigen Charakter trägt, herangezogen und damit das Bild, wie er hofft, lebendiger gestaltet hat. Sein Hauptaugenmerk ist im übrigen überhaupt nicht auf das Biographische oder Lokale gerichtet, sondern auf die sehr merkwürdige Stellung Morgensterns in der Geschichte der Altertumswissenschaft und des Humanismus. Diese ist aufs engste mit dem geistigen Leben des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts verknüpft, inbesondere mit Religion, Philosophie, Dichtkunst und Universitätsverfassung. Das rechtfertigt, zum mindesten im bescheidenen äusseren Umfang, einen Versuch selbst für solche, die etwa meinen sollten, die Persönlichkeit selbst verdiene es jetzt nicht mehr, dass ihr Schatten noch einmal heraufbeschworen werde. Aber auch was ihn selbst anlangt, so glaube ich, dass er an einer Stelle, wo er in dritter Person von sich redet, mit Recht sagt: *Ihn zogen treue Bilder sich selbst treuer Menschen an. Warum nicht seins solche, wenn er nicht mehr da ist?* (DXXXV, 341), wenn aus keinem anderen Grund, so doch mindestens aus dem Grundsatz heraus: Qui coluere, coluntur.

I

Magdeburg[4]).

(1770—1788)

Johann Simon Karl Morgenstern ist i. J. 1770 am 28. August also an Goethes Geburtstag, geboren. Beide Eltern, nicht nur der (übrigens früh gestorbene) Vater, ein vielbeschäftigter Arzt und Stadtphysikus, sondern auch die fromme Mutter, nahmen in der Öffentlichkeit durch ihre Verdienste um die soziale Fürsorge eine geachtete Stellung ein, sind übrigens beide auch literarisch hervorgetreten. Der handschriftliche Nachlass der Mutter, in rührender Pietät von dem Sohn bewahrt, liegt so noch jetzt unter dem umfangreichen des Sohnes mitgeborgen. Eine ähnliche Pietät hat M. zeitlebens dem Rektor der Domschule, dem Konsi-

lichen Nachlasses in der Dorpater Univ.-Bibl., die arabische die Seite. Über die Datierung der verwendeten Notizen ist in den Vorbemerkungen zu den einzelnen Abschnitten der Beilagen, soweit es möglich war und nötig schien, Rechenschaft abgelegt worden.

4) Hier und im folgenden ist es nicht auf das biographische Material abgesehen, für das ich auf die in Anm. 2 aufgeführte Lit. verweise, sondern auf die Herausarbeitung einiger für M. uud die Geistesgeschichte seiner Zeit wichtigen Gesichtspunkte.

storialrat Gottfr. Benedikt Funk bewahrt, während das persönliche Verhältnis zu seinen akademischen Lehrern Wolf und Eberhard — er selbst zieht öfters in seinen Tagebüchern die Parallele — bei unverminderter Wertschätzung ihrer Leistungen nicht ohne Trübung blieb. M. wird nicht müde, zu wiederholen, dass F. in ihm den sensus honesti et veri et pulchri — es sind die drei Sterne, an denen sich sein geistiges Leben orientiert hat — geweckt hat durch Unterweisung und noch mehr durch das Beispiel seiner Persönlichkeit. Ihm hat M. (zusammen mit den genannten akademischen Lehrern) seine Doktordissertation gewidmet, unter seinen Schutz hat er in einem empfehlenden vorgesetzten Schreiben die Dörptschen Beiträge für Freunde der Philosophie, Literatur und Kunst gestellt, von denen in den Jahren 1814—1816 3 Bände ans Licht getreten sind, Funk hat er schliesslich auch schon frühe, 1803, die Würde eines Dorpater Ehrendoktors der Philosophie verschafft. Zusammen mit einem anderen Jünglingsgreis, dem Pastor Hupel in Oberpahlen, konnte er ihn als solchen am 12. Dez. des genannten Jahres verkünden und fährt fort: Die philosophische Fakultät, meist aus jüngeren Männern bestehend, meint übrigens durch freiwillige Erteilung ihrer höchsten Würde weniger diese beiden vielverdienten Greise zu ehren, als sich selbst[5]). Funk[6]) hatte sich aus Skrupeln und Zweifeln an der lutherischen Dogmatik und den Konkordienbüchern durch theologische, juristische, philologische und philosophische Studien besonders in Kopenhagen, wo er die Freundschaft Cramers und Klopstocks errang, zu einer mildhumanen, aufgeklärten Form des Christentums hindurchgerungen, die seiner sokratischen Lehrerpersönlichkeit ebenso das Gepräge gab wie den von ihm verfassten Kirchenliedern. In enger Verbindung mit dem geistigen Leben seiner Zeit, wenn man schlagwortartige Bezeichnungen gestattet, mit Aufklärung, beginnendem Neuhumanismus und den Philanthropen stehend (auch Basedow war sein Freund), wusste Funk auf seine Schüler einen über das Gewöhnliche weit hinausgehenden Einfluss zu üben, so dass die Domschule zu ho-

5) Abgedruckt im Winckelmann, Rede von M. (1805), 59 f.

6) Siehe den Artikel von Janicke in der A. D. Biogr. VIII, 201 f. M.s Festrede auf F. (12. XII 1818) ist handschriftlich mit anderen Notizen über ihn erhalten in dem Konvolut Funkiana DLVI. Siehe Beilagen, wo noch weiteres Material gegeben wird.

hem Ruf kam. Ist es doch eine pädagogisch ungemein interessierte Zeit, in der sich M.s Jugendausbildung vollzieht. Es bestätigt sich insbesondere, was vielfach hervorgehoben worden ist [7]), dass die Bewegungen der Philanthropinisten und der älteren Neuhumanisten zunächst sich in nicht unwesentlichen Punkten begegneten, in der Abneigung gegen das Tote des dogmatischen Religionsunterrichts sowie des rein formalen Lateinunterrichts, in dem Drängen auf einen freilich von beiden verschieden gedachten Inhalt, in dem Zurückgehen auf die natürlichen Anlagen des Kindes. Wenig fehlte, so wäre M., der schon als Primaner wegen seiner mündlichen und schriftlichen Beherrschung des Lateins zu Ansehen gekommen war, von Basedow damals schon als Mitarbeiter gewonnen worden. Der ewige Projektenmacher, zu dessen Lieblingsideen die Erzielung einer möglichst bequemen Methode zum Lernen des Lateinsprechens war, wollte eine solche mit dem 17jährigen M. ausarbeiten und an seinem Sohn ausprobieren. Zum Glück wurde nichts aus der Sache. M. wurde vor dem tyrannischen Wesen Basedows, der ihm allerdings bei einer zweistündigen, z. T. lateinisch geführten Unterhaltung wie ein Pythagoras erschien, gewarnt und ging ohnehin bald auf die Universität [8]).

Im übrigen ist freilich für unser Gefühl des Verwunderlichen genug bei einem Gymnasialbetrieb in der Jugendzeit Morgensterns und manches der näheren Erwähnung nicht unwert. Im Zentrum steht, daran ändern alle wie immer auch gearteten Reformbestrebungen nicht das Mindeste, das Latein als Kern und Stern des gesamten Unterrichts. Es ist denn auch Horaz und Cicero, besonders die philosophischen Schriften des zuletzt genannten, an die Funk vornehmlich seine philosophisch-humane Belehrung anlehnte. Gesners Forderung, dass „in allen Lektionen philosophiert werde", fand so Erfüllung, daneben wurde die philosophische Lektüre mit Bedacht durch eine Schülerbibliothek gepflegt und nicht nur Reimarus, Lessing, Mendelssohn, Herder, sondern sogar Kant, ganz besonders aber die Moralphilosophen wie Garve ausserhalb des eigentlichen Unterrichts gelesen. Denn — das ist das zweite — die Organisation ist ungemein beweglich, M. sass 3 Jahre in Ober-Prima — eine strenge Klasseneinteilung bestand nicht — und durfte nach Gefallen die Lehrstunden besuchen

7) So Paulsen, Gesch. des gel. Unterrichts[3] II, 50. Ziegler, Gesch. der Pädagogik[5] 270 Anm.

8) DXXXIV, 48; danach Mercklin 10.

oder auch nicht. Wusste doch F., dass er wohl des Zügels, nicht aber des Sporns bedurfte, und musste er ihn doch auf das dringendste mahnen, mehr an seine Gesundheit zu denken. So hat denn M. den Unterricht im Griechischen, der eine geringe Rolle spielte und kaum über das Neue Testament hinauskam, gar nicht besucht und durch Privatstudien ersetzt; ähnlich hielt er es zeitweilig mit der Mathematik, die, da Funk dafür eine besondere Liebhaberei hatte, stärker betont war, gewann aber schliesslich schon auf der Schule Geschmack daran nach gemeinsamen Studien mit seinem Freund Ferd. Delbrück, der, gleichfalls ein Schüler Funks, dann in Halle mit ihm zusammen studierte, ihm lebenslang verbunden war und gewiss nicht zufälligerweise in vielem so grosse und unverkennbare Ähnlichkeiten mit ihm aufweist[9]).

Unter den mancherlei mehr oder weniger paradoxen Aussprüchen, die nachmals F. A. Wolf, sein akademischer Lehrer, mit Behagen springen liess und die der junge Student M. dann abends gewichtig in sein Tagebuch eintrug, findet sich auch der, dass nur zwei Sorten von Schulen nützlich seien, die ganz guten und die ganz schlechten. Die mittleren seien vom Übel. Man versteht aus Wendungen ähnlicher Art die freilich in mancher Hinsicht übertriebene Behauptung Paulsens Gesch. des gel. Unt. II.[3] 227: Wolf besass in vollem Mass die Verachtung gegen Philosophie und Pädagogik, welche dem echten Philologen immer eigen gewesen ist. Es wird davon noch später zu reden sein. Auf unseren Fall angewandt, will W. sagen, dass der begabte Schüler — und nur für solche interessiert sich W. ernstlich — durch eine schlechte Schule

9) Vgl. ausser dem Artikel D. der ADB (V, 36) von Prantl die Skizze Dr. Ferdinand Delbrück von Morgenstern 1848 (Abdruck aus dem „Inland"). D., in Magdeburg und Halle von fast den gleichen Lehrern gebildet, im Niemeyerschen Haus gleichfalls ein gern gesehener Gast, widmet seine Schrift „Über die Humanität" Funk, teilt mit M. die besondere Verehrung Platos, Klopstocks und J. von Müllers, ist in Königsberg und Bonn ähnlich wie jener als Eloquenzprofessor mit literarisch-philosophischen Interessen, aber ohne schärfere Fachbegrenzung tätig. Der einzige charakteristische Unterschied ist das bei D. stärkere theologische Interesse, das M. (a. a. O. 7) auf den von ihm unter Bellermann am Grauen Kloster erteilten Religionsunterricht zurückführte. „Dieser ... trug wesentlich bei, seinen wissenschaftlichen Bestrebungen eine theologische Richtung zu geben, welche sie früher nicht hatten, seitdem aber behielten." Gleichwohl war es gerade sein human aufgeklärter, vermittelnder Standpunkt, der ihn hier zur Kritik an Melanchthon und Schleiermacher nötigte und ihn auch den Katholiken gegenüber gerecht werden liess.

nicht gestört wird, er geht eben gar nicht in den Unterricht. In einem solchem Fall hatte er sich ja selbst befunden und war schliesslich ganz aus der Schule geblieben, zumal die Lehrer aus Furcht, ihre Ignoranz an den Pranger gestellt zu sehen und durch Vexierfragen gefoppt zu werden, gern auf ihn verzichteten [10]). Dieses Besserwissen setzte W. dann in Goettingen fort, blieb in der Hauptsache Autodidakt und machte sich den Scherz, Heynes Vorlesungen selbst mit Hülfe des gelehrten Apparats, den er so dem Professor manchmal sperrte, vorher auszuarbeiten. M. genoss die gleiche Freiheit im umgekehrten Fall, d. h. auf einem besonders guten Gymnasium. Eine allgemeine Beurteilung dieser Frage, die mit dem Problem der Erziehung der Begabten zusammenhängt, gehört nicht hierher. Dass beide den grossen Vorteil einer Erlösung von dem notwendig schleppenden Gang eines allgemeinen Unterrichts zu nutzen verstanden, ist kein Zweifel. Der ganz anders geartete M. war gegen jene bei W. von früh an gezüchtete auftrumpfende Überheblichkeit geschützt, doch stehen andere Dinge bei ihm wohl im Zusammenhang mit dieser Selbständigkeit. Er klagt selbst, dass es ihm, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht gelang, mit den Mitschülern in ein wie auch immer geartetes Verhältnis zu kommen (DXXXIV, 81). Als Funk seinen Primanern die Aufgabe stellt, sich gegenseitig in Charakteristiken abzukonterfeien — ein kleiner, nicht vereinzelter Zug, der uns in die an Rousseau und den Philanthropen orientierte, die Kindesseele vielleicht etwas zu bewusst studierende Pädagogik der Zeit blicken lässt, — heben alle an M. den übertriebenen Fleiss hervor; seine einsamen Selbstquälereien hätten ohne das verständige Eingreifen Funks, der auf *σωφροσύνη* dringt, fast zur Katastrophe geführt. Jene nach den Begriffen unserer überzentralisierten und überbureaukratisierten Zeit so wunderliche Freiheit selbst erklärt sich leicht, wenn man erwägt, dass erst Ende 1788, als M. bereits auf der Universität war, der erste Versuch einer offiziellen Regelung der Reifeprüfung unter Mitwirkung eines Commissarius in Preussen gemacht wurde, wobei übrigens auch für die Durchgefallenen zunächst noch die Möglichkeitdes Universitätsbesuches nicht ausgeschlossen war [11]).

10) Das Nähere ist in seiner z. T. sehr lustigen Biographie aus der Feder seines Schwiegersohnes Körte zu lesen, vgl. bes. I, 16, 30 f, 55.

11) Das Dokument ist abgedruckt u. a. bei Schrader, Gesch. der Friedrichs-Universität zu Halle II, 512 ff.

Im persönlichen Leben M.s fällt schon in jener Zeit eine übertriebene Feinfühligkeit auf. Noch nach Jahren quälte er sich mit Beschämung und Selbstvorwürfen wegen verhältnismässig unbedeutender Vorfälle, wie dass seine Mutter ihm einmal auf seine Klage über Kälte in seinem Studierzimmer mit eigener Hand brennendes Holz vom Küchenherd hereingebracht habe u. ä. m. Frühzeitig bildet sich eine geradezu krankhaft jede Minute ausnutzende Lesewut aus, die in Halle und später fortgesetzt wird. Besonders der Gymnasiast und Student nahm sich das Essen und den Schlaf als fast unerlaubte Unterbrechungen des Rezipierens von Wissensstoff übel. Damit geht Hand in Hand die Gewohnheit, umfangreiche Exzerpte des Gelesenen anzulegen, häufig ganze Abschnitte und Aufsätze wörtlich abzuschreiben, man sieht nicht recht ein, warum, da für M. ja doch das Buch selbst in den meisten Fällen, zum mindesten später, ohne Mühe erreichbar war. Man fühlt sich an den älteren Plinius erinnert, von dem sein Neffe (Ep. III, 5) die bekannte Schilderung entwirft: Nihil legit, quod non excerperet .... perire omne tempus arbitrabatur, quod studiis non impertiretur.... So hat er denn auch, wie jener, ungeheuere Mengen von electorum commentarii = Kollektaneen, Auszüge hinterlassen. Und gewiss dürfen wir auch im Hinblick auf die spätere weitausgedehnte rednerische und universitätspolitische Tätigkeit Ms. die Frage des jüngeren Plinius auf ihn anwenden: Nonne videtur tibi recordanti, quantum legerit, quantum scripserit, nec in officiis ullis nec in amicitia principis fuisse, rursus, cum audis, quid studiis laboris impenderit, nec scripsisse satis nec legisse? Die Gefahren eines solchen Überkonsums sind M. selbst wohl zum Bewusstsein gekommen[12]). Er hat auch in einer akademischen Rede (Plan im Lesen, 12. XII 1805) die Sache in Dorpat behandelt, wo er den ungeheueren Ozean der Bücherproduktion, in dem der Unerfahrene ohne Kompass unrettbar fortgeschleudert zu werden droht, beklagt, freilich nicht ohne gleich wieder über

12) Ich setze eine nicht datierbare Äusserung aus der Dorpater Zeit her (DXXXV, 218). *Est, est, est! schrieb jener an alle italienische Weinhäuser. So gehts mir mit dem Anstreichen in den klassischen Büchern. Am Ende wird fast alles angestrichen. Propter nimium est dominus meus mortuus est, setzte jener dem Herrn auf den Grabstein. Sei auf deiner Hut, Vielleser, dass du den Geist nicht verlesest.*

diese Vielleserei, den Begriff „Klassiker", die antiken Kanones, u. ä. m. seine mit Zitaten gefüllten Zettelkästen auszuschütten. Er vergleicht die Nationen, spricht insbesondere von den Deutschen, bei denen seit Gellert „liest und schreibt und liest, was Hände hat, was Augen. Welche andere Nation hat eine Leipziger Büchermesse, welche prunkt mit so wohlbeleibten Messkatalogen?" Nicht die Wortausleger der Alten aber, die die Einseitigkeit der Neueren, die Ehre ihrer Zeit verkennend, darunter versteht, sind die wahren Humanisten, diesen Namen verdienen vielmehr nur die klassischen Schriftsteller alter und neuer Zeit, die den ursprünglichen dreifachen Sinn für das Wahre, Gute und Schöne unmittelbar und zugleich beschäftigen. Folgt eine kanonische Liste solcher Klassiker auf den verschiedenen Gebieten mit kurzen Charakteristiken.

Die Unabhängigkeit des wirklich schaffenden Geistes vom Bücherbesitz gab ihm zu denken [13]). Hervorheben möchte ich die ausserordentliche Unbefangenheit des Urteils, das sich in den den Exzerpten gewöhnlich beigegebenen kritischen Bemerkungen verrät. Der mit Klopstock, Lessing, Kant und Garve gross Gewordene erlebte die Werke der Weimarer und Jean Pauls zum grossen Teil persönlich mit, nahm dann von den Romantikern, Platen, Heine, Grabbe, Schwab, den nachkantischen Philosophen u. a. m. ebenso ohne Voreingenommenheit Notiz, wie er im wissenschaftlichen und künstlerischen Leben, freilich schon wegen der gewählten allzu hohen Warte, allen Schulstreitigkeiten, wie dem Hader der Wort- uud Sachphilologen (Welcker, Gottfr. Hermann), fern steht. Wir verweisen zum Schluss dieses Teils, in dem wir aus Zweckmässigkeit mit einem Kapitel der Betrachtung weiter ausgegriffen haben, auf den ersten Teil der Beilagen, der kleine Proben der handschriftlichen Aufzeichnungen M.s, auf denen sich das hier gezeichnete Bild wesentlich gründet, vorführt.

13) *Die zu Künstlern, zu Darstellern Geborenen waren nicht leicht Sammler irgend einer Art, auch nicht Büchersammler. Klopstock hatte sehr wenig Bücher und diese in grosser Unordnung und durch Verleihen meist defekt. Selbst Winckelmann hatte wenig eigene Bücher. Die Originalköpfe überhaupt selten. Kants Bibliothek z. B. war unbedeutend. Er las nur die neuen Schriften, meist in Exemplaren, die er vom Buchhändler borgte ... Goethe erbte von seinem Vater den Sammelgeist in Hinsicht auf Bücher und Kunstschätze.* DXXXV, 218 (etwa v. J. 1805).

Beilagen.

Die Universität Dorpat besitzt in dem ungeheueren handschriftlichen Nachlass Morgensterns, der eigene und fremde Aufzeichnungen verschiedenster Art, Briefe anderer an ihn, eigene Briefkonzepte und vieles andere enthält, einen kostbaren Schatz von einzigartigem Wert. Ganz abgesehen von der absoluten Bedeutung einzelner Dokumente ist uns hier, da M. in einer eigentümlichen Vereinigung von Pietät, Pedanterie und Eitelkeit unendlich viel Kleines aufgehoben hat, das sonst verloren zu gehen pflegt, geradezu ein Pompei aus einer vergangenen Kultur mit ihrem Kleinmaterial erhalten, aus dessen Studium mehr zu lernen ist als aus manchem anspruchsvollen geistesgeschichtlichen Werk. Ich benutze gern die Gelegenheit, den Beamten der Bibliothek, insbesondere den Herren Puksov und Freymuth, für vielfache liebenswürdige Förderung und oft erteilte Auskünfte, dem letzteren speziell für gelegentliche Übersetzung russischer Dokumente meinen ergebensten Dank auch öffentlich zum Ausdruck zu bringen. Die Übersicht über den Inhalt der ungefähr 700 Konvolute ist übrigens auch bei längerer Arbeit an diesen Handschriften nicht leicht.

Veröffentlicht hat M. selbst Reisetagebücher aus Italien (Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden. Reise in Italien I. Heft 1 (Neapel), 2 (Florenz), 3 (Milano, Parma etc.) 1811—1813). Ausserdem hat er, was ja natürlich ist und sich mir vielfach bestätigt hat, seine Aufzeichnungen, die er immer von neuem, wie Eintragungen und Zusätze zeigen, vorzunehmen pflegte, häufig bei Publikationen benutzt. So ist der Aufsatz: Besuch bei Lichtenberg 1791 (Arbeiten der Kurl. Ges. für Lit. und Kunst 1849 Heft 7 S. 137 ff) im wesentlichen eine Wiedergabe seiner Tagebuchnotizen DXCI, 196 ff. Merkwürdigerweise gibt M. fälschlich als Datum des Besuchs 1791 statt 1797 an, wenn nicht an zwei Stellen ein Druckfehler vorliegt. Ähnlich liegt die Sache bei Heyne (DXCI, 199 ff = Dörpt. Beitr. 1813, 133 ff), wo übrigens wieder falsch statt 1797 diesesmal

1796 steht. Von den Zusätzen im Druck scheint hier bemerkenswert: „Als ich bald darauf gegen einen seiner nahen Verwandten, einen berühmten Gelehrten, dieses Gesprächs erwähnte, war damals selbst diesem manches neu, da der Schwiegervater selten auf dergleichen zu reden komme". Also Heeren, der Biograph Heynes vom selben Jahr 1813. Auf seine Aufzeichnungen als eine Quelle seiner Beurteilung hat M. selbst hingewiesen (Auch ein Vortrag 5: „Wie er's trieb, mögen einst, wenn er nicht mehr da ist, einige aufbewahrte Blätter in treuen Zügen nachweisen"), dem Zusammenhang nach freilich nur für die Magdeburger Jugendzeit. Der Festredner Mercklin betont die sehr grosse Bedeutung der handschriftlichen Hinterlassenschaft für die Gelehrtengeschichte um 1800, den Weimarer Musenhof, die Anfänge der Universität Dorpat, von M.s Person ganz abgesehen, er selbst musste sich aber, wie er gesteht, sehr bescheiden in ihrer Benutzung. Er hat sich auf jene Magdeburger Zeit beschränkt, wobei seine Angabe, dass er allein den „fragmentarischen Anfang" einer „ausgearbeiteten Selbstbiographie" benutzt habe, unklar ist. Eine solche ist offenbar nicht vorhanden. M. hat, anscheinend gut beraten, benutzt — Tagebücher aus jener Zeit sind nicht vorhanden — die Hefte DXXXI, DXXXIV und DXXXV, wie meine Vergleichungen ergeben haben. Es sind dies Aufzeichnungen aus der Danziger Zeit und aus den Dorpater Anfängen, in denen M. selbst jene Jugendzeit rückblickend und stilisierend in einigen Zügen charakterisiert. In vieler Hinsicht wichtiger sind die täglichen Aufzeichnungen der späteren Zeit, wo Rohmaterial vorliegt. Ich halte es für so gut wie gewiss, dass mancher schon in ihnen herumgelesen hat. Literarisch verwendet worden sind sie m. W. kaum. Die Reise von Danzig nach Dorpat 1802 hat nach diesen Aufzeichnungen herausgegeben Ludw. Stieda (Altpr. Monatsschrift 52, 540 ff und 53, 198 ff, mir unzugänglich). F. Sintenis gibt in seinem Heftchen[14]: Briefe von Goethe, Schiller, Wieland, Kant, Böttiger, Dyk und Falk an K. M., Dorpat 1875, 50 Seiten, auf S. 37—40 einige Proben, die den Erfurter Kongress von 1808 betreffen. Die Vorbemerkung des Herausgebers beweist, dass ihm jede intimere Kenntnis dieser sehr vielgestaltigen „Tagebücher" fehlte. Sind sie doch überaus „ordentlich geführt", „zusammenhanglose Notizen" finden sich

14) Vgl. die Kritik dieses Heftes von Fielitz in Schnorrs Archiv 5, 609.

in einigen Heften, Tag für Tag aufgezeichnete Eindrücke in anderen, die Datierung in den letzteren ist sehr genau, Zusammenfassungen für eine Woche sind als solche kenntlich, erst recht Zusätze aus späteren Jahren. Über den Wert der Berichte über Besuche bei berühmten Männern habe ich mich in dem Abschnitt „Danzig" ausgesprochen.

Das riesige Material der nach Tausenden zählenden Briefe und Briefkonzepte habe ich nach Kräften zu nutzen gesucht. Wo ohne Angabe einer Publizierung zitiert wird, handelt es sich um m. W. unpublizierte Briefe.

Wörtliche Zitate aus den Manuskripten sind auch hier durch kursiven Druck kenntlich gemacht. Kleine Abweichungen von der heutigen Rechtschreibung (wie sey, th etc) zu konservieren, erschien mir unnütz.

I. (Magdeburg).

Über den Vater liegt in dem Band DCXXI Material an Dokumenten und Notizen vor.

Mein Vater war dr. med. und Stadtphysikus in M., mein Grossvater Regierungsrat daselbst und vorher Syndicus in Halle, wo noch einige meiner väterlichen Verwandten leben. (Brief an den Rector Krause in Hannover, 8. IX. 95. Corr. DCV). Einiges aus MS DXXXI (Erinnerungen aus frühen Jahren und Bemerkungen über und für mich selbst 1800): Trotz mädchenhaften Aussehens und einer gewissen Gefallsucht unschuldig aus einem Verhältnis zu einem Mitschüler herausgekommen, das leicht hätte gefährlich werden können. (Man denke an die Schilderungen Bahrdts über diesen Punkt). Auf der Schule mit Interesse de natura deorum, de divinatione, de officiis gelesen, ebenso Horaz Satiren und Episteln. *Die Oden nicht oder doch sparsam, denn Funk liess diese wenig oder gar nicht auf der Schule lesen, weil die höhere lyrische Stimmung ihm als diesem Alter noch fremd erschien.* Über F.: *Bei dem Umfang seiner Sprach- und Sachkenntnisse älterer und neuerer Zeit führte ihn ein Gegenstand oft auf einen anderen, und dieser auf einen ganz entlegenen. Sein Grundsatz war, dass in den Schulen nur Materialien zu Kenntnissen zu sammeln seien, alles Anordnen aber gehöre für eine spätere Periode.* Mit Dankbarkeit erwähnt M. den sehr förderlichen Unterricht Funks über Ernesti Initia doctrinae solidioris.

Aus den Funkiana DLVI, insbesondere der Rede M.s von

1818: Funk war in Leipzig Schüler von Gellert, Ernesti, Christ, Studiengenosse von Reiz. Dass er, wie der etwas ältere Heyne, auch die „elegante Jurisprudenz“ Bachs genoss, kam ihm, wie jenem, für seine nachmalige Weltläufigkeit und seinen Sinn für Antiquitäten zu statten. In Kopenhagen war er u. a. auch mit Gerstenberg, dem Dichter des Ugolino, in Fühlung. Aus vielleicht übertriebenen Gewissensskrupeln oder Rücksichten auf seine Eltern verzichtete er auf Stellungen als Gesandtschaftsprediger und Reisebegleiter des dänischen Königs und als Begleiter Carsten Niebuhrs in den Orient. Aus Funks Unterricht an der Domschule ist noch hervorzuheben sein Interesse an deutscher Sprachrichtigkeit, dem er auch literarisch durch eine Schrift über die deutschen Adverbien Ausdruck gegeben hat, und an dramatischen Aufführungen, Deklamationen, Schülerreden. Sehr merkwürdig, dass dieser philosophisch und schöngeistig hochgebildete Mann 1792 M. gesteht, noch nichts von Goethe oder Schiller gelesen zu haben. Funks Einkünfte waren trotz der Berühmtheit der Domschule so bescheiden, abgesehen von den späteren Jahren, dass er (nach M.) deswegen an eine Verheiratung nicht dachte. An Stelle der Klasseneinteilung gab es einen Kursus in den einzelnen Lektionen. Das Dorpater Ehrendoktordiplom (Rektor Balk, Dekan Morgenstern) gilt *seni de re Germaniae paedagogica immortaliter merito, scriptorum paucorum, sed aureorum elegantia claro, disciplinae vere Socraticae eximia praestantia clarissimo.*

Aus dem Heft DXXXIV v. J. 1805:

An Lehrer (Funk — Eberhard — Wolf) sah ich eine Zeitlang kindlich hinan. Von E. und W. trennte sich später mein Herz ab, so sehr ich zeitlebens ihr Gelehrtenverdienst ehrte. Funk liebte ich lebenslang kindlich (61).

Selbst Virgil wurde cursorisch gelesen: bloss übersetzt. Ebenso Ovid. Bei Livius, wo es auch geschah, ging es eher an. Indess dass ich auf der Schule gar keine deutsche Übersetzung brauchte, dass überhaupt (Horaz ausgenommen) fast immer rein der Text, und nur der Text, vor Augen war, hatte auch sein Gutes (49).

Aus CCCCXLIV (Fragmente von Aufsätzen aus meinen Schuljahren 1784—1787): 1) Archimedes. *Keinen Augenblick des flüchtigen Lebens liess er ungenutzt dahinfliehen.... So mussten seine Freunde ihn oft erinnern, dass er über der Sache für den Geist die Pflege des Leibes vergessen.... Doch wenn er endlich gezwungen dies auch tat, entzog er dann seiner Wissenschaft einige Augen-*

blicke? O nie! Auf dem Kruge, der von Salben glänzte, zog er Linien . . . Trieb nach Erkenntnis. . . . Wunsch, den Mitbürgern zu nützen. . . . Sinnliche Wollust fesselt leicht den Sterblichen, mehr noch fesselt ihn Wollust des Geistes. Hat diese himmlische Göttin ihn einmal an ihrem Busen genährt, dann ist sie der einige Gegenstand seiner Sehnsucht. 2) Gefühlvolle Naturbetrachtungen mit Gebet an den Allvater. Zensur: *Juvenem laudo considerantem, precantem diligo. F.* 3) Reflexionen über Freundschaft. Tod eines Freundes. 4) Betrachtungen über mich selbst (84! Von dem Lehrer stilistisch korrigiert!), u. s. w. Ein anderes Heft bringt lat. Aufsätze (CCCCLI) über philosophische Themen: De origine sensuum iucundorum et iniucundorum seu voluptatis et aegritudinis, de somno, veritatis cognitio summum hominis bonum, de consuetudine u. s. w.

Bei einer Jugendreise in den Harz muss er eine ganze Nacht hindurch, ohne lesen zu können, in der finsteren Postkutsche fahren, repetiert daher im Dunklen das ganze erste Buch des Euklid, Lehrsatz für Lehrsatz (DXXXI, 21).

An Fd. D. (Ferdinand Delbrück): *Bei uns nahm das Gefühl zu mit den Jahren, da es bei den meisten sonst abnimmt. Und auf Gelehrsamkeit als solche legten wir späterhin weniger Wert, als auf Geist, Herz, Gefühl* (DXXXIV, 44).

II. Halle.

(1788—1798).

„Als ich um Ostern 1788 als Student nach Halle kam", erzählte der alte, redselige Morgenstern seinen Gästen an der Festtafel beim 50-jährigen Doktorjubiläum in einer übrigens recht wunderlichen Rede[15]), „liess ich mich, da ich zunächst nicht auf den Theologen, noch auf den Juristen, noch auf den Mediziner lossteuerte, vom dermaligen Dekan Eberhard als cultor philosophiae (was damals noch sehr ungewöhnlich war) bei der Universität einschreiben. Aller Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit feind, aber auch aller einengenden Beschränkung, hatte ich früh jenes gemeinsame geistige Band erkannt, das alle Wissenschaft und alle Kunst in einander geschlungen hält, und wandte mich natürlich am ersten solchen Beschäftigungen zu, deren nähere Verwandtschaft und notwendige Verbindung ich begriffen hatte. Philosophie und altklassische Philologie, soviel mir möglich, für mich zu verknüpfen, wovon z. B. Wyttenbach ein sehr schätzbares Vorbild gab, der auch über eine ähnliche Verbindung eine gediegene lateinische Antrittsrede gehalten hat, war mein nächstes Ziel; bald bei jener tieferes Eindringen in die Ethik und die mir davon als unabtrennlich erscheinende Lehre von den göttlichen Dingen, bei dieser die aesthetische Richtung, gestützt auf möglichst klare Anschauung und auf tiefere Forschung unter der Leitung platonischer Ideen, mein entschiedenstes Bedürfnis." Die Verbindung von Philosophie und Humaniora war für den Schüler Funks naheliegend genug. Wyttenbachs Vorbild, der in Amsterdam von 1771 bis 1799 abwechselnd philosophische und philologische Professuren bekleidete, bis er des Ruhnkenius Nachfolger in Leyden wurde, zeigte an einem in der Gelehrtenwelt bereits bekannten Beispiel die Möglichkeit, einer akademischen Vereinigung. Die hier gemeinte Rede ist betitelt De coniunctione philosophiae cum elegantioribus litteris. Amstelodami 1772. Sie

15) Auch ein Vortrag. Dorpat 15./3. Mai 1844, 7 f.

zeigt in breiter, allgemeiner Ausführung den Segen und die Notwendigkeit der Verbindung beider, sowie das Unheil ihrer Trennung, geschichtlich und theoretisch. Gerade jene Verbindung verleiht der antiken Philosophie ihre unvergleichliche Bedeutung, der Scholastik aber, die nil nisi sordes abortusque zutage gefördert hat, wurde ihre Lösung von den studia elegantiae verhängnisvoll. Freilich wird vor einem Hüpfen von Blüte zu Blüte gewarnt, im allgemeinen aber bekommt der Leser den Eindruck, dass jene andere Einseitigkeit, d. h. diejenige des mit seinen einseitigen Behauptungen auftrumpfenden Philosophen, die gefährlichere ist, zumal den Eleganzstudien über die Erweckung des schöngeistigen rhetorischen und poetischen Sinnes hinaus ein feiner Takt des Abwägens, der freilich nicht mathematisch darstellbar ist, als Frucht nachgerühmt wird. Man merkt mehr und mehr, dass eigentlich jene Königin der Wissenschaften, jene holländische critica gemeint ist, die Ruhnkenius 1768 in seinem elogium Tiberii Hemsterhusii an dem Idealbild seines Lehrers dargestellt hatte. Ziemlich geringschätzig wird, unbeschadet einiger Verbeugungen vor Leibniz und Locke und anderen grossen Namen, die moderne Philosophie behandelt, deren Vertreter darin, so scheint es, Glück haben, dass grosse Teile der antiken philosophischen Literatur verloren gegangen sind, und die übrigens kaum mehr, meist aber Geringwertigeres bei der Lösung der Fragen geleistet haben, als die Alten. An einer Stelle, die diesen Sachverhalt sogar für die Erkenntniskritik unter Berufung auf Pyrrhon und die Akademiker behauptet, hat M. in seinem Handexemplar ein Fragezeichen gesetzt, im übrigen hat er die Schrift vielfach durch Striche ausgezeichnet, zumal sie auch bei der Begriffsbestimmung der Philosophie seinen geliebten Dreiklang verum — bonum — pulchrum erklingen liess. Es war im ganzen ein nicht ganz ungefährliches Lebensprogramm für den jungen Studenten [16]).

Wichtiger aber ist jenes zweite, jener cultor philosophiae ohne bestimmte Fachbeschränkung auf eine der drei Fakultäten, die allein eine berufliche Lebensstellung verbürgen konnten.

16) Lucian Müller (Gesch. der klass. Phil. in den Niederlanden 95) hebt mit Recht bei W. eine gewisse Neigung zu ästhetischer Schönfärberei und zu allgemeinen graziösen Betrachtungen hervor, erwähnt auch, dass W. sich der Einbürgerung der kantischen Philosophie in Holland energisch widersetzte. Über letzteres vgl. Überwegs Grundriss III[11] 431 und 102*.

Wir wissen jetzt[17]), dass jene früher in Ansehen stehende Legende, wonach der Geburtstag der klassischen Philologie an jenem 8. April 1770 anzusetzen ist, als Wolf seine Eintragung als studiosus philologiae in Göttingen gegen die Universitätsbehörden und Heyne im besonderen durchsetzte, nur mit starken Abstrichen geglaubt werden darf. Ein akademisch gebildeter Gymnasiallehrerstand als Lebensberuf bestand auf lange Zeit hinaus noch nicht, Wolf selbst ist es, der wesentlich dazu beigetragen hat, ihn zu gründen. Die Unterrichtenden waren fast durchweg Theologen, die nach der einträglicheren oder bequemeren Pfarre schielten. Vornehme Herren mochten sich, um für ihren Studienaufenthalt einen Namen zu finden, als Studiosi oder Cultores auch bei den litterulae vulgo sordentes einzeichnen, die Lebensaussichten allein darauf zu gründen, erschien vermessen. Ein wohlwollender Berater musste auf die jämmerlichen Verhältnisse, die curae culinariae in den meisten Schulstellen aufmerksam machen. Die prekäre Lage des Magisters bei Zeisigfutter und Eselsarbeit, tausendfach hervorgehoben in jener Zeit, liess es kaum verstehen, dass jemand sich von vornherein ein solches Ziel stecken sollte. Das selbstbewusste Auftrumpfen des jungen Studenten Wolf, der Geistesfreiheit ohne Verketzerung der abweichenden Meinung in seinem Fach wünschte, konnte bei dem welterfahrenen Heyne, der sich damit abfand, in seinem philologischen Seminar „Theologen" zu bilden, nur ein Lächeln hervorlocken: Ubi in hac vita esse libertatem? Übrigens segelte Wolf unter der Flagge eines candidatus theologiae am 21. Okt. 1779 auf seine erste Stelle nach Ilfeld und musste beim Antritt der zweiten in Osterode zu seiner Überraschung ein theologisches Examen machen, das freilich, kommissionsweise dem Superintendenten loci übertragen, bei einem guten Frühstück und Weingläsern recht ungefährlich verlief (Körte I 70, 88).

Was M. anlangt, so hatten sich die tatsächlichen Verhältnisse inzwischen nicht geändert. Nicht formale Schwierigkeiten, nicht irgend ein akademischer Zopf standen der Einschreibung als cultor philosophiae im Wege, sondern das praktische respice finem. Die Lösung gibt eine Aufzeichnung in dem an persön-

17) Körte a. a. O. 40 ff. 46. Der Mediziner Baldinger als Prorektor: „Habe er nun die Absicht, was Gott abwenden wolle, ein Schulmeister zu werden, so müsse er ihn doch als Theologen einschreiben". Schroeder, Neue Jahrb. für Pädagogik (Cauer) XVI (1913) 168 ff; Lorey, ib. 336.

lichen Bemerkungen reichen Heft DXXXIV *Andeutungen zur Charakteristik eines mir sehr wohlbekannten Menschen. Aus dem Jahre 1805.* Hier S. 39: *Mein Schein von Wohlhabenheit* (aus *Wohlstand* verbessert) *in früheren Jahren — Ich behauptete dadurch meine Unabhängigkeit, schon als Mitglied des philolog. Seminars in Halle. Übrigens wusste ich nie in meinem Leben aus Erfahrung, was es sei, von Schulden gedrückt zu sein.* Bleibt Wolf in gewissem Sinn das Verdienst, unbekümmert seinen Weg von Anfang an gegangen zu sein, so kann bei M. kaum von einem solchen die Rede sein. Seine behaglichen pekuniären Verhältnisse [18]) erlaubten es ihm, seiner Neigung nachzugehen. Andere glaubten, die auch sie freilich mehr lockenden studia elegantiae nur als Vorbereitung oder als Parergon treiben zu dürfen, schluckten trotz schweren Missbehagens die Theologie in einer mehr oder minder durch Aufklärung ungefährlich gemachten Form und endeten, wenn es gut ging, nach Jahren der Hauslehrertätigkeit unter Schulden in einer Pfarre, einer Professur oder einem erträglichen Schulamt, wenn es aber schlimm ging, in einem durch ständige wirtschaftliche Unsicherheit und Not bedrohten vagabundierenden Pädagogendasein.

M. fährt an jener Stelle (Auch ein Vortrag 8) fort: *„In die hellenische und in die Römerwelt führte mich nun ein — wer anders als Friedrich August Wolfs Genius?“* Es ist von besonderem Interesse, sich klar zu machen, was das bedeutete. Deutlicher, als vielleicht irgendwo sonst, zeichnen sich in Halle die Möglichkeiten ab, aus denen sich die Altertumswissenschaft im Sinne des 19. Jahrhunderts heraushob. Um Morgensterns eigentümliche Stellung in seiner Wissenschaft und in seiner Universitätstätigkeit verstehen zu können, muss man sich klar machen, in welches Chaos hier Wolf eintrat, durch die Kraft seiner Persönlichkeit gewiss neue, klarere Wege weisend, aber eben doch nicht alles für alle endgültig erledigend. M. gehört nicht zu der letzten, wissenschaftlich fruchtbarsten Gruppe der Halleschen Zeit Wolfs, die durch Immanuel Bekker und August Boeckh repräsentiert wird — von deren Lebenswerk aus ist M.s Persönlichkeit nicht richtig zu verstehen —, sondern zu jener mittleren Gruppe,

18) Sie ergeben sich indirekt aus zahlreichen in den Tagebüchern vermerkten Dingen, werden übrigens von M.s Dorpater Kollegen und Freund Krause in dessen Memoiren (Balt. Monatsschrift 1902, 89) durch genauere Angaben über das mütterliche Vermögen bestätigt.

die ausser ihm durch die Namen J. S. Vater, Süvern und Heindorf bezeichnet wird. Neben Wolf wirken auf ihn andere, aus persönlichen Gründen zum Teil stärkere Einflüsse bei der Bestimmung seiner Lebensaufgabe, wobei — das kann nicht scharf genug betont werden — die Möglichkeiten für ihn damals noch viel reicher und ungesonderter dalagen, als wohl schon 10—20 Jahre später[19]).

Am Silvestertag 1771 starb, erst 33 Jahre alt, der berühmte Geheimderat Klotz in Halle, der die Humaniora in seiner Eloquenzprofessur wenigstens der Marktschreierei nach in der weitesten Ausdehnung (antike Autoren und Antiquitäten, Literatur und Knnstgeschichte auch der neueren Zeit, Aesthetik und Rhetorik) vertreten, praktisch sich freilich die akademischen Pflichten möglichst vom Halse gehalten hatte. Der als lateinischer Journalist und Feuilletonist hochbegabte Skribent wusste durch gefällig gruppierte Zitatenmassen und belletristisches und witziges Räsonnement den Schein der wissenschaftlichen Bedeutung lange vorzutäuschen; er übte lange die wissenschaftliche Kritik, Empfehlung und Vernichtung mit einer solchen auf das do ut des gegründeten Schamlosigkeit, dass das vernichtende Strafgericht Lessings nicht unverdient kam. Merkwürdig, dass er nun ganz schnell zusammenbricht, körperlich, pekuniär und in der öffentlichen Reputation. Dass er sich zuletzt den Phaedon vorlesen liess, möchte ich weder mit Erich Schmidt[20]) als ein Komödiantenstück noch mit Schrader als verspätete Einkehr auffassen. Für eine Humanistenpersönlichkeit wie Klotz — und eine solche war er ohne Zweifel — sind, in grossen Momenten besonders, edel geformte Sentenzen, am liebsten natürlich griechische und lateinische, ein süsser berauschender Trank, den man mit völliger Ehrlichkeit bis zur Entrückung ausschlürft. Es ist viel Ähnliches

19) Die folgende Darstellung gründet sich u. a. auf die schon zitierten Werke von Paulsen, Schrader, Ziegler, auf die Selbstbiographien von Semler, Bahrdt und Lauckhard, auf Arnoldt (W. in seinem Verh. zum Schulwesen und zur Päd. 1861), auf S. Reiters Darstellung (F. A. W., Ilbergs N. J. VII (1904) 89 ff) und auf Morgensterns Aufzeichnungen, die deutlich zeigen, dass er nicht Seitenpfade einschlägt, sondern einem bei seinen Verhältnissen durchaus möglichen Studienplan folgt. Erst viel später überrascht ihn die Erkenntnis, dass er bei der sich sehr sprunghaft vollziehenden Veränderung des geistigen Lebens vereinsamt ist.

20) In seiner mit sichtlicher Liebe geschriebenen Skizze im Lessing I⁴, 633. Vgl. Schrader I, 433.

derart bei M. festzustellen, so verschieden er im übrigen auch von Klotz ist.

Ganz anders verläuft die Linie Theologie — Humaniora. Der hochehrwürdige und tiefgelehrte Semler, selbst von einer Altorfer Professur für Geschichte und lateinische Poesie 1752 auf eine solche der Theologie in Halle befördert, legt sein nicht geringes Ansehen in die Wagschale zu Gunsten einer soliden sprachlichen Ausbildung der Theologen, für die er auch innerhalb des theologischen Kursus besorgt ist (Körte I, 143). Wir sehen in diesem Sinn dann um die Altertumswissenschaft oder besser gesagt um die antiken Sprachen und Autoren bemüht die — in der Persönlichkeit freilich sehr verschiedenen — Chr. Gottfr. Schütz, Guete und besonders Niemeyer, von dessen sehr wesentlichem Einfluss auf M. noch zu reden ist.

Von ihnen ist nur Schütz[21]) philologisch- wissenschaftlich bedeutend geworden, wohl erst, nachdem er aus jener Tätigkeit eines theologisch-humanistischen Inspektors und propädeutischen Professors zur Eloquenzprofessur, nicht, wie so viele andere, zum Theologen aufgerückt war, von 1779 an in Jena und dann wieder in Halle von 1804 an. Als gelehrter Kritiker und Herausgeber des Cicero, Aristophanes und Aischylos ist er noch jetzt bekannt, als Herausgeber der Allg. Lit.-Zeitung führte er eine umfangreiche Korrespondenz, aus der sein Sohn in 2 Bänden 1834/35 Proben veröffentlicht hat. Man findet dabei auch M. mit 2 Briefen vertreten, die (II 250 ff), in den Jahren 1795 und 1796 geschrieben, die Übersendung von M.s Diss. begleiten und für die Zukunft Pläne verraten, die auf Herausgabe und Kommentierung Platos und der philosophischen Schriften Ciceros gehen.

Mit dem Nachfolger Schützens, dem Philantropinisten Trapp, wurde der Versuch einer Verbindung der Humaniora mit der technischen Pädagogik gründlich diskreditiert. Gleich im ersten Semester musste Trapp sein Kolleg abbrechen, nicht weil, wie er selbst für nötig hielt in den Hallischen Anzeigen bekannt zu geben (Schrader I, 465), er nichts mehr zu sagen gewusst hätte, sondern weil die Studenten wegblieben. Denn die zwei weiteren Gründe des Vorgangs, die Trapp ausserdem noch gel-

21) Sandys, A history of class. scholarship III, 45 f. Semler I 333 ff. Paulsen II^3, 80 ff. Schützii opuscula philologica et philosophica 1830 (im wesentlichen die Jenenser Progr.). Schrader I, 411, passim.

tend macht, können wohl nach dieser bewegenden Ursache ausser Betracht bleiben.

Allerdings darf man nicht verkennen, dass die Philologie, durch Wolf von der Theologie emanzipiert, dafür in der Maske der Pädagogik eingezogen ist. Wolf hatte, nicht ohne praktische Absichten, einer Anregung des grossen Friedrich folgend und auf Zedlitzens Interesse zielend, eine Ausgabe des platonischen Symposion mit Einleitung, Inhaltsübersicht, präziser Druckanordnung und deutschen Noten 1782 geliefert (Körte I, 78, 92), freilich wegen dieser Abstreifung des steifen altmodischen Kleides der lateinischen Notenfülle Verdacht hinsichtlich seiner Kenntnis des Lateins rege gemacht, aber sich damit den Weg zur Hochschule gebahnt. Er erschien als der gegebene Mann, den Philanthropinisten Trapp zu ersetzen, der mit so wenig Glück als Professor der Pädagogik und Leiter einer pädagogischen Versuchsanstalt in Halle gewirkt hatte (1779—1783). Wolfs Bestallung zum Professor Philosophiae ordinarius und in specie der Pädagogik (abgedr. bei Körte II, 210 f) spricht nur von Vorlesungen über Erziehungskunst und Anleitungen und Aufsichtführung beim Unterricht der Seminaristen. Es ist merkwürdig zu sehen, wie Wolf sich diesen seinen eigentlichen Pflichten fast von Anfang an entzieht, denn unter den Vorlesungen begegnen erst viel später, und auch nur zweimal, jene berühmten consilia scholastica, die praktische Anleitung zum Unterrichten aber blieb nach kurzen Anläufen ganz aus oder vielmehr sie wurde in ganz anderer Weise erfüllt. Praktisch unterrichtet haben wohl die meisten seiner Studenten und Schüler, auch Morgenstern hat gelegentlich am Waisenhaus, wie so viele Hallenser, unterrichtet (s. u. a. DXC, 14 f). Für die meisten der anderen wird man eine ähnliche Betätigung schon aus pekuniären Gründen annehmen dürfen. Wolf aber glaubte, weit besser als durch pädagogische Einzelwinke seine Schüler auch für ihre künftige Lehrtätigkeit, die er stets als wichtiges Ziel im Auge behielt, durch das methodische Vorbild der Interpretationen des 1787 begründeten philologischen Seminars fördern zu können, ganz abgesehen davon, dass er die Schuster verlachte, die wohl wüssten, wie sie Schuhe machen sollten, wenn sie nur Leder, d. h. in diesem Falle solide Kenntnisse, hätten. Nach nicht ganz leichten Anfängen sicher geworden, streift er nun auch nach der theologischen die pädagogische Fessel seines Faches ab, wehrt auch der Regierung gegenüber

alle Forderungen, die in dieser Richtung lagen, wie die nach regelmässigen Berichten über Anlagen, Fleiss, Fortschritte und Betragen der Seminaristen, immer deutlicher ab und giesst immer fröhlicher die wahrhaftig nicht zu knapp gefüllte Schale seines Spottes über die pädagogische Wissenschaft aus, in der — man denke an die vielfach weder im Charakter noch in der Ausbildung vorbildlichen und häufig marktschreierischen Philanthropinisten seiner Zeit — „ungezogene Schriftsteller über Erziehung, ungelehrte über die Kunst zu lehren" handeln. Echt philologisch ist seine Abneigung gegen Allgemeinheiten, die ein „Verseichten der Studien des Geistes" befürchten lassen. Seine Pädagogik, so meinte er scherzend, blieb ungeschrieben, da sich schliesslich als Inhalt nur der einzige Satz ergab: „Habe Geist und wisse Geist zu wecken", offenbar zu wenig, um ein Buch zu füllen.

Eine Person für sich ist der Eloquenzprofessor [22]) Joh. Reinh. Forster (1779 berufen, 1798 †), ein alter Theologe, dann Cooks Begleiter auf seiner zweiten Weltreise, der Weltumsegler und renommistische Schiffskapitän, der als solcher auch mit seinen wissenschaftlichen Blössen und seinem harmlos-zerfahrenen Herum- und Hereinreden in M.s Aufzeichnungen eine etwas komische Rolle spielt, als Lehrer aber trotz Ankündigungen über alles Mögliche kaum Erfolg hatte. Sehr merkwürdig ist, dass M. noch als Greis diesem um seiner Unordnung und mangelnden Stetigkeit willen berüchtigten Mann [23]) nachrühmt, er habe ihm in mitten seiner Südseekuriositätensammlung nach seiner derben Seemannsart einmal durch ein Kraftwort die Bedeutung der Ordnung als eines bewährten Mittels der Zeitersparnis eingeschärft, „was nachmals dem Bibliothekar und Museumssammler gut zustatten kam" (Auch ein Vortr. 7). M. und Delbrück lassen sich Febr. 1791 von ihm Anekdoten über Wolf, Thunmann, Klotz etc. erzählen, F. spricht mit Selbstgefälligkeit ferner von seinen ehemaligen Leibesgeschicklichkeiten, seinen Kenntnissen in der alten Literatur, *„auch schärfte er uns das praeceptum ein: ordine pervenias, quo sine ordine nunquam"* DCLXXXVIII, 31.

Indem ich andere übergehe, muss ich noch auf zwei merkwürdige Vertreter der Humaniora, die von Körte als im S. S. 1783 in

22) Wolf erhielt diese Professur erst 1784 mit Einwilligung Forsters.

23) Schrader I, 409. Siehe auch die lustige Schilderung bei Körte I, 130 ff.

Halle lesend aufgeführt werden, eingehen, auf Magister Laukhard und Professor Bahrdt.

In der Geschichte der klassischen Philologie wird man die Namen des Magister Laukhard und des Doktor Bahrdt vergebens suchen. Die Frage, welche Leute vor Heyne und Wolf in Deutschland die Erforschung des Altertums gefördert haben, ganz abgesehen von ihrem Amt und Beruf und ihrer Fachetikette: Theolog, Jurist, Mediziner oder artes liberales, kümmert uns hier nicht. Fragt man aber nach der Vertretung der Altertumsstudien an der Universität, so ist ein Eingehen auf die Tätigkeit jener beiden in vieler Beziehung aufschlussreich. L. kam um die Wende 1781/82 nach Halle, nachdem ihm die dauernde Versorgung im Pfarramt infolge seiner Häresien und Skandala nicht geglückt war und er schon den Jagdaufseher, Kellermeister, Sprachlehrer u. a. gespielt hatte, um hier unter dem Schutze des würdigen Semler, bei dem er auch gelegentlich gewohnt hat, ein neues Leben zu beginnen. Er unterrichtete nicht nur im Waisenhaus, sondern — und das ist recht merkwürdig — hielt bereits auf Semlers Rat und Wunsch Vorlesungen über Geschichte und Humaniora (Selbstbiogr. II 138 f), obwohl er gar keinen Grad hatte — denn jener magister zotologiae, zu dem ihn die Giessener Studenten bei ihrer secessio in montem sacrum 1777 kreiert hatten, konnte nicht wohl zählen. Man sieht, dass jene Stunden eben nur als Vorbereitungs- oder Repetitionskurse bewertet wurden. „Mein Kollegienlesen", heisst es dann II, 164 bald, „war bekannt geworden, und Herr Semler befürchtete, man möchte mir das Handwerk verbieten, wenn ich mich nicht in die gelehrte Innung einschreiben liess oder nicht magistrierte. Ich war dazu bereit, denn ich wusste schon, wie wenig man zu wissen nötig hat, um diese akademische Spiegelfechterei mit zu machen". Merkwürdig ist, dass er zu früh[24]) im Lektionskatalog auf-

24) Durch einen Druckfehler oder einen Nachlässigkeitsfehler L.s ist die Chronologie seiner akademischen Ehren ganz verwirrt, auch bei Baur (A. D. B. XVIII, 46). Am 11. Jan. 1783 (nicht 1784) bestand L. das Examen, disputierte das erste Mal am 18. Jan., das zweite Mal erst, auf vielfaches Drängen der Univ.-Behörden, am 27. Aug. 1783. Das ergibt sich mit Sicherheit aus der Tatsache, dass Trapp noch zur Zeit des Examens da ist, aber schon im Weggang und mit den Kollegen zerfallen, weshalb er auch nicht teilnimmt. Köstlich ist, dass der Weltumsegler Forster wegbleibt mit dem Bemerken: man könne nicht wissen, ob man examinierte oder examiniert würde (L. II, 166). Zu jenem Datum stimmen die Daten seiner beiden Schriften de Ruperto Palatino und de Jordano

geführt ist, und mit eigentümlichen Empfindungen sieht man für Winter 83/84 auch ihn (in Claudii Aeliani varias historias commentabitur cotidie h. V—VI Laukhard) neben Wolf, Niemeyer, Bahrdt u. a. als klassischen Philologen angeführt, zum letzten mal, denn am 3. Weihnachtstag 1783 ging er unter die Soldaten. Seine weiteren Abenteuer interessieren hier nicht, zumal es ihm Ende 1795 nach seiner Rückkehr aus Frankreich nicht mehr glückte, in irgend ein Verhältnis zur Universität Halle zu kommen und er sich auf Privatunterricht beschränkte. Er selbst berichtet, damals mit gutem Erfolg doziert zu haben, im Winter 83 freilich mussten die Hörer wegen seiner schweren Geldverlegenheiten im ungeheizten Auditorium frieren. Im Vollgefühl seiner Magisterwürde, freilich noch ohne die eigentliche venia legendi, las er für den Rest des W. S. 82/83 über die „dunkeln Satyren des Persius". „Und so gewaltig viel Erudition ich auch dabei auskramte, so war ich doch mit meinen Lektionen innerhalb zwei Monaten fertig".

Erwähnt sei, dass L. über den Unsinn des eleganten Niemeyer sehr geringschätzig urteilt, dagegen bekennt, von der königlichen, für Halle völlig neuen Art Wolfs tief beschämt worden zu sein (Biogr. V, 186 ff).

Von geringerem Interesse ist hier Bahrdt, der, als Professor der Philosophie in Erfurt, der Theologie in Giessen, als philanthropischer Erzieher in der Schweiz und Pfalz verunglückt und überdies durch ein Reichshofratserkenntnis verfolgt, zur peinlichen Überraschung Semlers 1779 in Halle eintraf und dort gegen den Willen der Mehrheit der Professoren, aber unterstützt von Zedlitz, die Möglichkeit bekam, in der philosophischen Fakultät zu lesen,

---

Bruno vom Jahre 1783, die in flüssigem Latein und mit Beherrschung eines gewissen gelehrten Jargons in einer geradezu schamlosen Liederlichkeit hingesudelt sind, wie er übrigens selbst in seiner Biographie hervorhebt. Anfang 1784 war L. bereits Soldat, und die Kinder sangen hinter ihm her: „Laukhard hin, Laukhard her, Laukhard ist kein Magister mehr". Das formelle Recht zu dozieren hatte L. nur in dem durch sein Soldatwerden unterbrochenen W. S. 1783/84. Für dieses Semester hatte L. ausser Aelian noch 1) Historia antiqua duce Mangelsdorfio, 2) Historia Byzantina, cuius ingens utilitas in noscendis Eccles. satis notissima est, ad proprium libellum angeboten, ferner verheissen: 3) Historiam populi ac Imp. Rom. publice tradet trinis e septenis diebus h. VI—VII, 4) Historiam Imp. Rom. Germ. e libello ill. Selchovii communicabit hor. X—XI. Die letztere Vorlesung wird anlässlich der Holz- und Heizungskalamität besonders erwähnt (II, 235).

bis er als Gastwirt und Besitzer eines zweifelhaften Etablissements endete (1792). In jener ersten Zeit hat er, so lange er noch die Beziehung zur Universität aufrecht erhielt, u. a. über Quintilian, Tacitus, Juvenal und besonders häufig über Rhetorik gelesen. Vergleiche seine Selbstbiogr. IV, 82 f, 102 f. Schrader I, 506. Mit dem ersten Studiensemester Morgensterns Sommer 1788 hört Bahrdt auf, anzuzeigen. Ein relativ günstiges Urteil fällt M. über ihn sehr viel später, als er am Sarge seines innigst geliebten Freundes Jaesche, des Dorpater Philosophen, bei der Besprechung des Studienganges dieses Mannes, der, 1762 geboren, Theologie und Philosophie in Halle studiert hatte, erwähnt, dass auch der als Ketzer berüchtigte Bahrdt mit seinen mit rhetorischer Kunst aufgeputzten, aber flachen Vorträgen dennoch nicht ohne Nutzen für jenen war, sowie überhaupt B. ein beliebter und interessanter, freilich oberflächlicher Dozent gewesen sei[25]).

Sehr merkwürdig ist, dass Niemeyer, der vor und neben Wolf über antike Autoren (Homer, griech. Tragiker, Vergil, Horaz) las, offenbar von Anfang an von Morgenstern, der, wie noch zu zeigen ist, persönlich und gesellschaftlich auf das Entscheidendste von diesem seinem väterlichen Freund beeinflusst worden ist, als philologischer Lehrer gar nicht recht ernst genommen worden ist. Es ist einzig Wolf, der die Philologie in Halle vertritt, vor ihm war sie eigentlich dort gar nicht recht vorhanden. So versichert er sehr oft; dass Niemeyer in seminario regio oder in seminario theologico eine recht umfangreiche Tätigkeit auf dem Gebiet der Interpretation altklassischer Autoren ausübte, würde man aus Morgensterns Äusserungen kaum entnehmen können, so vielfache Bande ihn auch mit dem Niemeyerschen Haus verbanden. Dass Wolfs Witz die philologische Gelehrsamkeit des mild irenischen Theologen gelegentlich streifte —, wer würde es nicht mit Sicherheit vermuten, wenn es auch nicht bezeugt wäre[26])? Dass es zwischen beiden nicht recht stimmte, deutet auch M. an. Erst durch die von Schrader in seiner Ge-

25) Dr. Gottl. Benj. Jaesche, Kathedervortrag, 1843, 18 und 20.

26) Schrader I 441 und 467. Vgl. Wolf in Schützens Briefwechsel I 463, wo Niemeyers Interpretation mit dem offenbar gut gewählten Prädikat „wonniglich" bedacht wird. Auf Reibungen zwischen dem theologischen und philologischen Seminar deutet der Bericht Thierschs, wonach 1804 Wolf im Ruf stand, den theologischen Seminaristen die Aufnahme in sein Seminar zu verweigern (Thierschs Leben (1866) I 34).

schichte der Universität Halle gegebene Charakteristik Niemeyers, die die nachfolgende Lektüre seiner Werke durchaus bestätigte, habe ich den Schlüssel bekommen zum Verständnis so vieler charakteristischer Züge im Bilde des späteren Morgenstern, für die ich ursprünglich ohne rechte Befriedigung die Anregung bei dem universitätspolitisch in vielem verwandten Heyne in Göttingen suchte, doch waren die literarisch, brieflich und durch gelegentliche Besuche vermittelten Beziehungen zu diesem für M. schwerlich von entscheidender Bedeutung: dagegen ist, was nach M.s Aufzeichnungen nicht von vornherein zu erwarten war, vieles von dem, was Schrader über N. sagt, so, dass es geradezu wörtlich auf M. übertragen werden kann. Von einer gebildeten Frau erzogen, schätzte jener zeitlebens die feine gesellschaftliche Sitte überaus hoch ein; in der Theologie, zu der er nach anfänglichem Betrieb der Humaniora, denen er übrigens auch späterhin stets treu blieb, aufgerückt war, interessierte ihn trotz ausgebreiteter Kenntnisse nicht die Forschung an sich, sondern die lebendige Verwendung ihrer Ergebnisse. Er übt eine geschmackvolle, würdige Beredsamkeit, die den Mangel an ursprünglicher Frische nicht verbirgt. In schwierigen Situationen bewährt sich seine wohlausgeglichene, allen Schroffheiten und Abgründen der Dinge klug ausweichende, jeder gehässig erscheinenden Polemik abholde Persönlichkeit. Die merkwürdigste Parallele wohl ist jene zur Erweiterung der Menschenkenntnis gepflegte Reiselust, „besonders in der Absicht, grosse Männer kennen zu lernen“ [27]), daneben wohl auch Kunstschätze in Augenschein zu nehmen. Seine kultivierten Reiseberichte wurden seiner Zeit gern von dem Publikum gelesen. M. hebt unendlich oft seine eigene grosse, von Kindheit an durch Lektüre genährte Reisefreudigkeit hervor. Sie ist ihm aber nicht, wie vielen seiner Zeit — man denke nur an Goethe — ein Mittel, der unerträglich gewordenen Spannung zur Kultur und Gesellschaft Erlösung zu verschaffen, sondern umgekehrt eine willkommene Gelegenheit, sich durch Gedankenaustausch mit grossen Berühmtheiten noch viel mehr in jene beiden Dinge zu verstricken. Jene dünne Blässe der Niemeyerschen Geistigkeit ist M.s Verhängnis geworden. Das Merkwürdige dabei ist, dass

27) Jacobs-Gruber, Niemeyer, 1831, 303. Sehr häufig ist M. während seiner Studenten- und Dozentenzeit in Halle mit der Familie N. zusammen auf Reisen, so nach Leipzig und Berlin, wo immer die Besuche berühmter Männer die Hauptrolle spielen.

er sie, wie seine Randglossen zu den Schriften und Programmen N.s zeigen, wenigstens gelegentlich durchaus als solche erkannte [28]).

Niemeyer hatte durch seine Frau, die er 1786 aus Magdeburg heimgeführt hatte, vielfache Beziehungen zu M.s Vaterstadt. Funk und die Delbrücks waren ihm befreundet. M. selbst hat lange im Niemeyerschen Haus gewohnt [29]). Zu der jungen Frau, die als überaus liebenswürdige Wirtin die Unterhaltung der Gäste taktvoll und geschickt zu beleben wusste, entbrannte er — in platonischen Züchten, versteht sich — in heisser Neigung, wovon seine Blätter in ihrer in diesen Dingen immer sehr zarten und diskreten Art Zeugnis ablegen. Wieviel oder wie wenig die Betroffene davon gemerkt hat, war ihm selbst oft nicht ganz klar. Zwischen Wolf und dem Niemeyerschen Haus den richtigen Kurs zu finden, war wohl das erste grosse gesellschaftliche Problem seines Lebens. Wolf machte ihn in seinem echt philologischen

28) So zu dem Progr. des Waisenhauses 1792 „Über die Lesung griechischer Dichter zur Entdeckung der stufenweisen Ausbildung moralischer Begriffe“: *Eine Volksmoral der Griechen aus ihren Tragikern wäre allerdings noch ein verdienstliches Unternehmen. Nur müsste man nicht mehr hineintragen, als wirklich da ist, ein Lieblingsfehler aller Gnomologien. Hätte es Hn. N. gefallen, statt der allgemeinen, schon bekannten Regeln einen einzelnen moralischen Begriff, z. B. den von der νέμεσις, so nach seiner stufenweisen Entwicklung in den Dichtern aufzustellen, so würde alles weit mehr Beziehung und Präzision bekommen haben.*

29) In dem in Danzig eingereichten und besonders gedruckten Curriculum vitae (merkwürdigerweise „unzugänglich“ genannt bei Mercklin 4) heisst es: *Habitabat in domo Niemeyeri, v. summe rev., per multos annos artissima atque suavissima cum eo eiusque familia consuetudine.* Über die Frau ein Nekrolog im Hall. patr. Wochenblatt 1847, II, 20. Reisig widmete ihr einmal die Strophe:

Non hac ulla Heliconio
Cantu femina dignior,
Quae virtutibus eminet
Summis, cedit adoream
Permodesta alienis.

Niemeyer selbst aber starb bald, nachdem ihn desselben Sängers Lyra also angesungen hatte:

Conviva cedat ceu refectus
Ab dapibus bene serus illuc,
Quo Franckius, quo fertur et inclytus
Semlerus et quo candidus aspera
Migrasse Noesseltus relinquens,
Quoque anima intemerata Knappi.

Hass gegen alle Allgemeinheiten — die Kritik erregte M. um so mehr, als er ihre Berechtigung nicht ganz leugnen konnte — auf die humanitäre und kosmopolitische Verschwommenheit seines Freundes Delbrück aufmerksam, D. wiederum rät ihm, seinen Verkehr mehr, als bei Wolf, dem man es doch nie recht machen könne, im Niemeyerschen Haus zu suchen. Die Entscheidung musste denn auch in diesem Sinne fallen, da Wolfs Art auf die Dauer für M. unverständlich und unerträglich war.

M.s Verhältnis zu Wolf ist von allerhöchstem Interesse. In seinen Aufzeichnungen aus der Studenten- und Dozententätigkeit liegt ein auch menschlich interessantes Material hierüber vor, das, aus vielen Notizen über Begegnungen zusammengesetzt, sich freilich erst für den Beschauer aus einer Distanz von über einem Jahrhundert her zu einem kleinen Roman rundet. Die ungeheuere Bedeutung Wolfs für den Betrieb der Altertumswissenschaft an den Universitäten — von seiner Bedeutung für die wissenschaftliche Forschung reden wir hier nicht — tritt ins hellste Licht. Niemals hat M. vergessen, was er ihm schuldete. Seine letzte öffentliche akademische Rede in Dorpat am 20. Nov. 1835 galt Wolf. (Denn die Rede am Sarg Jaesches war eine Freundespflicht). Er hebt diesen würdigen Abschluss seiner Eloquenzprofessur selbst mit Genugtuung hervor (DLV, 46)[30]. Prima dicte mihi, summa dicende Camena! Noch der Greis an der Festtafel rühmt, dass ihm als köstliches Hermaion schon als Jüngling das ungemeine Wohlwollen Wolfs zuteil geworden sei. Wer Ohren hatte zu hören, musste freilich aus dem merkwürdigen Wort „den in manchen Stücken (wenn auch nicht in allen) Grossgesinnten" einen würdigen Protest heraushören gegen eine Verunglimpfung, die M. von seinem Lehrer erfahren hatte in einem Brief Wolfs an den von M. geradezu abgöttisch verehrten Johannes von Müller[31].

Wolf und Morgenstern sind grundverschieden in ihren Anlagen. Wolf hat keine Seite, ja kaum ein Wort ausgehen lassen, das nicht die eigentümliche Marke seiner starken, lebendigen

30) Ich gebe aus der m. W. nie publizierten Rede einige Proben in den Beilagen. Das MS DLV enhält ausserdem Bemerkungen und Entwürfe unter dem Titel „Wolfiana".

31) Siehe die Briefstelle, die 1839 publiziert wurde, in den Beilagen. M. hat in seinem Handexemplar der Veröffentlichung nur mit einem Strich und einem Fragezeichen reagiert.

Persönlichkeit trägt. Es ist eigentlich immer eine besondere Freude, irgendwo einer seiner bald behaglich drolligen, bald bissig ironischen, bald wunderbar schlagend präzisierten Äusserungen zu begegnen. Morgenstern, kaum je ursprünglich, strahlt fremdes Licht aus. Bei Menschen und Büchern, auf Reisen und in einsamen Meditationen reizt ihn nicht die einzelne, unwiderbringliche Individualität, sondern das Durchleuchten der ewigen Ideen. Er selbst hat sich stets darüber getäuscht und sich aus seinem Gegensatz zu den fachlich orientierten Berufsmenschen zu Unrecht ein Plus an lebendiger Auffassungsgabe und warmem ursprünglichen Gefühl herausgerechnet. Aber der Reiz der Wolfschen Persönlichkeit ist ihm sofort aufgegangen; quamvis adolescentulus a nemine vobis commendatus nescio qua fortuna mea statim prima salutatione humanissime excipi a vobis et mox ad interiorem etiam admitti familiaritatem vestram, das war mein besonderes Glück, so rühmt die Widmung der Diss. an Wolf und Eberhard. Die geradezu einzigartige Bedeutung Wolfs für den philologischen Universitätsunterricht konnte ja in Halle niemandem verborgen bleiben [32]). Obwohl man diese Seite der Verdienste Wolfs kaum je bestritten hat, scheint sie mir doch vielfach nicht genügend betont zu werden, da die Historiker der Philologie, was ja schliesslich auch ihr Recht ist, auf die Fortschritte der Forschung (innerhalb des von Wolf gezogenen Rahmens), kaum aber auf den philologischen Unterricht achten.

Zu der grossen Schar berufener Kritiker, die den unvergleichlichen Reiz der mündlichen Darstellung Wolfs preisen — ist doch auch Goethe darunter, der, von der Tochter Wolfs geleitet, hinter einer Tapetentür im Sommer 1805 als Wolfs Gast in dessen Wohnung Brüderstr. 3 zuhörte (Tag- und Jahreshefte Bd. XXXV, 201) — gesellt sich M. mit beredter Zunge [33]).

---

32) *In diesem Zeitpunkt trat Wolf an einer Universität auf, wo kaum ein schwacher Schimmer philologischer Tätigkeit sich blicken liess* (DCV, 16). Nach Jakobs (Schulpforta) Wort über Wolf (Zeitgenossen XXXVIII (1835), 14).

33) *Doch auch das trefflichste gedruckte Wort erreichte noch lange nicht den Zauber seines mündlichen Vortrags: zur Erklärung wirkte mit der Ton der Stimme durch Andeutung des Vertraulichen, der Ironie, der angenommenen Gravität. Dazu kamen oft Schlaglichter, über den Weg hingeworfen: sprühende Witzfunken des Augenblicks, im plötzlich auflodernden Gelächter der Zuhörer ihr Treffendes bewährend* (DLV, 18). Als Student trägt M. häufig in sein Tagebuch ein, wie schön W. heute wieder gesprochen habe, dass er ihm schlechte Laune damit und Schwermut verscheucht habe etc. O. Kerns schöne Rede auf Wolf

Aus den zahlreichen Aufzeichnungen der Halleschen Zeit, die M. unmittelbar oder wenige Tage nach der Begegnung mit W. niedergeschrieben hat, entnehme ich etwa folgenden Gesamteindruck:

Viel wichtiger als die Beteiligung an Vorlesung und Seminar wurde für M. der persönliche Umgang, den W. mit grösster Liberalität, ohne seine Zeit zu schonen, gewährte. Wir finden die beiden auf Spaziergängen, sehr häufig auch „im Löwen", öfters in der Wohnung des Professors, auch gelegentlich in der Wohnung des Jüngeren, in Gesellschaften oder Konzerten, in meist wissenschaftlichem, aber keineswegs nur fachlichen Gespräch zusammen. Von fanatischem Wissensdrang gestachelt, hält der Jüngere schriftlich fest, was er gerade gehört hat. Auch schriftlicher Verkehr, meist in lateinischen Billets geführt, fehlt nicht. Der allergrösste Wert wird auf die Latinität gelegt, die an den eingereichten Arbeiten bis in minutiöse Einzelheiten im persönlichen Gespräch überprüft wird. Da M. als fertiger Lateiner die Universität bezog, was so heutzutage selbst unter den günstigsten persönlichen Voraussetzungen kaum mehr von einem jungen Mann gelten wird, so handelt es sich hier natürlich nur um den letzten Schliff [34]). Offenbar hielt W. die Latinität, vielleicht nicht gerade wie die Holländer, für einen Bestandteil der Wissenschaft, aber gewiss doch für ein wichtiges Element des philologischen Unterrichts. Wenn Thiersch, von Leipzig aus in gelegentlichen Exkursionen Halle aufsuchend, in diesem Punkte Bedenken äussert, so mag Voreingenommenheit des Hermannschülers der Hauptgrund sein. Durch M. bestätigt sich, dass Wolf bei guter Laune wunderbar schlagend lateinisch sprach, im entge-

(Hallische Universitätsreden 25), die ich erst während der Korrektur erhalte, wird auch dem Lehrer durchaus gerecht.

34) Wolf hat immer, abgesehen von des Jüngers Neigung zur Weitschweifigkeit (DXC, 82), das Latein M.s gelobt, so auch in jenem Brief an ihn vom 5. Jan. 1808 über Wolfs Ruf nach Charkow (publiziert von Bursy mit russischer Einleitung in den Berichten des phil.-hist. Instituts in Njeshin XVIII, 13 ff v. J. 1900), wo ein Witz von echt Wolfscher Bosheit gegen andere nach Russland berufene deutsche Philologen folgt: *Oft waren Sie so gütig, mir von Ihren akademischen kleinen Schriften den Anblick zu vergönnen und die Überzeugung zu befestigen, die ich schon längst überall aussprach, dass solcher Stil, wie der Ihrige, noch nie in dem grossen russischen Reich geschrieben ward. Von so manchen anderen dorthin berufenen uud itzt in lat. Sprache lehrenden Deutschen war hingegen immer meine Vermutung, dass man sie mit schlauer Absicht gerufen, um die Idiome des Deutschen unvermerklich zu verbreiten.*

gengesetzten Fall freilich — psychologisch bei einem Menschen dieser Art selbstverständlich — wohl weniger von der Stelle kam. Die Konjekturalkritik, keineswegs vernachlässigt[35]), hat allerdings wohl nicht so, wie in Leipzig, im Zentrum der Dinge gestanden. Dagegen ist viel — man denkt an Immanuel Bekker, den Schüler Wolfs aus späterer Zeit — von der Notwendigkeit neuer Ausgaben und neuer Handschriftenkollationen die Rede. Fast unerschöpflich ist Wolf in Mitteilungen aus der Gelehrtenrepublik, und M. notiert zunächst alles als Beiträge zu den vitae eruditorum, merkt freilich bald die furchtbar absprechenden Urteile, die seiner Delikatesse höchst unsympathisch sind und daher oft von ihm nicht mitgeteilt werden. Rührend ist es andererseits zu sehen, mit welcher Geduld W. auf M.s philosophische Interessen eingeht. Er liess es sich sogar gefallen, dass im Seminar im Anschluss an Plato ganz allgemein über das angeborene Gefühl für Moral und den Bösewicht disputiert wurde (DLXXXVIII, 56). Schliesslich merkt dann freilich M., dass es Wolfen überhaupt an philosophischer Durchbildung uud an ernsterem Interesse für diese Gegenstände fehlt. Mit der Zeit wachsen die beiderseitigen Verstimmungen, manchmal durch gerührte Umarmungen ausdrücklich behoben (DXC, 114) — man vergleiche das von dem Schwiegersohn Körte gezeichnete Bild II 171 —, manchmal bei Wolfs Unberechenbarkeit anlässlich der nächsten Begegnung vergessen. Gewiss wurde Wolfs Reizbarkeit[36]) durch die demütige Pietät und durch die ihm so fatalen allgemeinen schöngeistigen und moralischen Interessen des Partners — für ihn, nicht für M., mochten es vielfach Phrasen sein — erregt, aber das Launische, Sprunghafte,

35) Sehr häufig berichtet M., dass im Seminar über Konjekturen disputiert wurde, dass er W. dort oder sonst Konjekturen zu Cic. Academica, Paradoxa, zu Herodian etc. vorgelegt und damit seinen Beifall oder gar sein „ingeniose correctum" erhalten habe. Bei Vaters Magisterprüfung legt W. sogar korrupte Stellen vor, heilt sie dann freilich selbst „glänzend" (DLXXXVIII, 32, 40, 41, 61; DLXXXIX, 24). Auch Kern lehnt (23) Thierschs Urteile als befangen ab.

36) In M.s Tagebuchnotizen bildet das Ringen mit der Schüchternheit, sehr begreiflich bei seiner einsam unter Büchern und Selbstquälereien verbrachten Jugend, eine anfangs ständig geführte Rubrik. Offenbar gab sich die Sache allmählich, aber es blieb das Bedürfnis nach schwärmerischer Verehrung, kaum etwas stiess ihn bei W. so ab, als das überhebliche Aburteilen über Personen und Dinge. W. hasste umgekehrt die „dünnliche Bescheidenheit" (Körte II 179), zeichnete, indem er den gewaltigen Zank- und Steithahn Bentley verteidigte (Lit. Anal. I, 1 ff), ein wenig sein eigenes Bild, so wie jener wieder des Salmasius Hochmut verzeihlich gefunden hatte. Wolfen amüsierte es höchlich, dass

Unzuverlässige in Wolfs Wesen, vor dem M. übrigens häufig und von verschiedenen Seiten gewarnt wurde (vgl. DXC, 102), bildet doch eine Tatsache und eine ganz offensichtliche Schranke seiner sonst unvergleichlichen Lehrtätigkeit. Es musste junge, an schillernde Ironie, sprunghaftes Abgleiten, schroffes Absprechen [37] und ähnliche persönliche Eigentümlichkeiten nicht eben gewöhnte Leute geradezu zur Verzweiflung bringen, in verführerischem Spiel bald dieses, bald jenes Thema gezeigt zu bekommen, beim Versuch einer Ergreifung aber sich alles wieder durch Witze und Bedenken entwunden zu sehn. Unter den Themen, die M. immer und immer wieder beschäftigten, ist ein hochinteressantes, die Geschichte des philosophischen Dialogs, die nachmals Hirzel geschrieben hat. Soviel man nach mehr als einem Jahrhundert urteilen kann, war M. zu einer Bearbeitung in hohem Mass geeignet. Seine ungemeine Belesenheit in allen Literaturen und sein wohl abgewogenes Urteil hätten zweifellos hier etwas geleistet. Wir hätten (neben manchem Gemeinplatz) bekommen nicht eine historische sondern eine humanistische Darstellung, da ihm die Frage am Herzen lag, inwieweit der Dialog überhaupt und besonders noch jetzt ein Gefäss philosophischer Belehrung sein kann. Wolf redet es ihm aus, und zwar mit, wenn M. den Tenor richtig ver-

---

Bentley im Terenz (Andria 64 f) unter fadenscheinigen Gründen den ihm unsympathischen Vers

advorsus nemini
nunquam praeponens se illis

als unecht herausgeworfen hatte.

Die Worte in dem bei Körte I 227 ff mitgeteilten Heindorfschen Brief an W. vom 26. Mai 1802 *„Sie müssen es für M . . . sche Demut halten, wenn ich über die Vollendung dieser Arbeit gar keine Freude äussern wollte“* bezog M., wie die Randnotiz in seinem Exemplar zeigt, auf sich, wohl mit Recht. Da aber H. am Schluss schreibt: *Es ist mir ganz gewiss, dass ich ohne Sie ein Lump geworden wäre,* notiert er selbst mit Genugtuung am Rand: *Solcher Demut wie diese Hdfsche war doch die M-sche nie fähig.* In anderem Zusammenhang: *Ich sei zu bescheiden, sagte er* (Eberhard) DLXXXVIII, 74. Ebenso Wolf anlässlich einer etwaigen Professur M.s in Leyden: *Er tadelte meine falsche Bescheidenheit. Die Lage vollende den Menschen zu dem, was er ohne sie nicht geworden sein würde* (DXCI, 339).

37) Überaus oft wird erwähnt, dass Wolf über geachtete Männer mit Wegwerfung sprach. So z. B. *Seine übeln Launen . . . sein Absprechen, sein verachtendes Absprechen über so viele doch unstreitig verdienstvolle, wenn auch in mancher Rücksicht ihm selbst durchaus nicht gleichkommende Personen, sein Absprechen auch über manche Dinge, die wirklich ausser seiner Kenntnis liegen* (DXC, 51; Dez. 1793).

standen hat — denn es ist mir zweifellos, dass er häufig Wolfs Laune und Witz nicht recht bewertet hat —, mit reichlich merkwürdigen Gründen [38]). Auch trug es wahrlich nicht dazu bei, die Arbeiten und Entwürfe der Schüler zu fördern, wenn sie immer und immer wieder hören mussten, der Meister selbst beabsichtige, gerade diese Frage demnächst zu behandeln. Freilich werden viele, wie auch M., schliesslich dahinter gekommen sein, dass es mit diesem „demnächst" gute Wege hatte.

Von Wolf wird (Körte II 127) der köstliche Ausspruch berichtet: *Übrigens sollte man auf Versprechungen der Gelehrten überall nicht mehr geben, als auf die der Liebenden, von deren Eidschwüren die Alten sagten, sie würden von den Göttern verziehen!* Nach dem Zusammenhang ist von den literarischen Verspechungen die Rede. Aber auch die persönliche Zuverlässigkeit wurde mehr und mehr von M. bezweifelt, wohl kaum ohne Grund [39]). In den von Reiter (Neue Jahrb. für Päd. IX (1906) 93) veröffentlichten Briefen Wolfs an Ruhnkenius findet man auch einen, der anlässlich von Wolfs Ruf nach Leyden geschrieben ist am 20. Sept. 1796. Wolf hatte danach von Berlin zu hören bekommen, dass man in M. seinen Nachfolger sähe. *Dimissionem vero meam nihil morae habituram, quando quidem Morgensternio, discipulo cuidam meo, potentibus amicitiis florenti, saepe certa spes facta sit proximi, qui in Academia vacaret, loci obtinendi neque is, qui iam biennium hic non sine plausu docuerit, indignus me successor fore putetur.* Das potentibus amicitiis florens ist ein echt Wolfscher Stich, der mit solchen Anspielungen leicht bei der Hand ist.

38) *Ich fragte ihn um Rat wegen eines Gedankens, der mir den 2. Ostertag einfiel und mich damals begeisterte — nämlich zu meiner Inauguralschrift eine Gesch. des philos. Dialogs verbunden mit einer Charakteristik der vorzüglichsten alten Dialogschreiber zu wählen. W. aber sagte, die Nachrichten von den Diall. vor und nach Plato bis auf Cic. seien sehr zerstreut und selten, auch habe er selbst schon sich vorgenommen, sie vor seine ed. der Tusc. zu stellen. Eine Charakteristik der plat. Dialogenmanier sei übrigens sehr interessant; nur glaube er, dass der Gegenstand nicht genug allgemeines Interesse habe, zumal da diese Manier des philosophischen Dialogs auf unsere Zeit weniger mehr anwendbar sei ... Dann möge er auch wirklich um dieser einzigen Rücksicht willen nicht den ganzen Plato durchlesen* (DLXXXIX, 15; im April 1792). Der Gedanke begegnet dann noch öfters.

39) In einem Brief Wolfs an die Gattin von Schütz (in der oben erwähnten Briefsammlung I 457) klagt der Schreiber über seine heillose Tinte, *„die ich fast auf dem Papier nicht sehe ... Versprechungen, die man nicht halten will, zu schreiben, wäre sie trefflich."* M. hat sich die Stelle in seinem Ex. angestrichen, er wusste, warum.

„Cliquen heben ihn, und er hebt sie", sagt er von Niebuhr später einmal (Reiter, Ilbergs Neue Jahrb. VII (1904) 104,2), und er selbst rechnet es unter die glücklichen Fügungen seines Geschicks, dass er schon zu Göttingen ein Paar ansehnliche Widersacher seiner Karriere fand (Körte II 152). Von ihm gilt freilich mehr ein „inimicitiis florens". Man würde nach dieser Bemerkung Wolfs kaum vermuten, dass W. selbst M. als Nachfolger wünschte und ihm riet, nnter Berufung auf ihn alle nur möglichen Schritte in Berlin zu tun, ja sogar die speziellere Fassung der Gesüche mit ihm durchsprach. M.s Darstellung über diese Vorgänge (DXC, 353 ff), die mit zahlreichen kleinen persönlichen Begebenheiten verbunden ist, auch zeitlich mit dem gerade in diesen Tagen erfolgenden Tod seiner Mutter zusammenfällt, wird durch seine erhaltenen Konzepte bestätigt; sie trägt umsomehr den Stempel der Wahrhaftigkeit, als er, ganz überrascht von der plötzlichen Liebenswürdigkeit Wolfs, sich nach seiner Art theoretisch eine Liste der Gründe zusammenstellt, die Wolfs Gunst veranlasst haben mochten. Wohl möglich, dass Wolf in Morgensterns Bemühungen um grosse Männer nur das Karrieremachen sah. In der Wirklichkeit seines Tagebuchs sieht die Sache anders aus. Es sind ganz andere Dinge, die ihn ständig beschäftigen und quälen, und dass er der Vorsehung, mit der er an allen Wendepunkten seines Schicksals Zwiesprache hält, gelegentlich ein bischen in der Rücksicht seines Fortkommens nachgeholfen hat, verschweigt er selbst gar nicht, es wirkt aber bei ihm, der eine geradezu unbegrenzte Ehrfurcht vor geistigen Institutionen und Würden hat, die Erörterung dieses Themas keineswegs so peinlich, wie — bei völlig anderen persönlichen Voraussetzungen — in dem Briefwechsel so mancher Gelehrten.

M. hat schwer gelitten unter der Unmöglichkeit, bei Wolf Kopf und Herz gleich schätzen zu können, dieses Gefühl hat ihm viele Stunden getrübt (vgl. z. B. DXC, 150; Neujahr 1795), wenn auch sein väterlicher Freund Funk mit dem Hinweis zu trösten suchte, dass W. nur seine intellektuellen Kräfte gebildet habe, übrigens nicht gewohnt sei, seine Worte und Urteile über andere auf die Goldwage zu legen (DXC, 137). Man möchte über diese Tagebuchnotizen als Motto das meisterhaft formulierte Urteil Gottfr. Herrmanns über Wolf setzen, das in der praefatio seiner Wolkenausgabe steht (p. XVI sq): Captatio laudis atque admirationis, modo per novitatem et insolentiam

placitorum, modo per ostensa ex longinquo arcana, modo per reprehensionem, contemptum, irrisionem aliorum .... nataque inde in amicitiis, prouti assentires vel contradiceres, fluctuatio.

Später, in grosser zeitlicher und räumlicher Distanz, sah M. alle diese Dinge, wie das zänkische Polemisieren und die Launenhaftigkeit, die ihm im einzelnen bei seinen Arbeiten fast ebensoviel weggenommen, als ihm die zündende Persönlichkeit an Anregungen gegeben hatte, in versöhnlicherem Licht. Die sehnsüchtige Erinnerung an Wolfs kleinen Abendtisch in Halle lässt ihn in seiner akademischen Rede ausrufen: *O noctes coenaeque Deum!*, und auf einem Zettel derselben Zeit findet sich das wohl abgewogene Urteil:

Wolfs Charakter:

Nicht allzuleicht mit ihm auf die Dauer zu leben. Als mündl. Lehrer — höchst aufmunternd. Später der jüngere Docent neben ihm — zu wenig sich in allem anschmiegend, den eigenen Weg gehend — nicht immer auf dem alten Fuss mit ihm — gut. Und wäre diesseits in der Hauptsache dauernd mehr geleistet — so war er auch der alte — aber variabilis — launenvoll — doch gutmütig sein Spottscherz meist — Selbstgefühl immer gewaltiger — doch nicht Prahlhans, wie der gelehrte Schiffskapitän Dr. Reinhold Forster. Freilich, Leute wie Niebuhr, Zelter, waren wohl oft mit ihm in Gegensatz. Blosse Gelehrte (Handwerker) nicht für ihn. Aber geistreiche Weltleute. Kenner neuerer Sprachen. Hübsche und gebildete Frauen. In Berlin stiegs ἐπ' ἀναβαθμοῖς.

In ein ähnlich freundschaftliches Verhältnis, wie zu Wolf, trat Morgenstern zu dem Philosophen J. A. Eberhard (1739—1809), der, vom Theologen und Prediger aus 1778 Philosophieprofessor geworden, mit Kant in Fehde lag, was ihm durch eine gereizte Schrift des Königsberger Philosophen vom Jahre 1790 eine gewisse Unsterblichkeit in der Geschichte der Philosophie verschafft hat[40]). Im akademischen Vortrag Wolf bei weitem nicht erreichend, nahm er sich doch junger Leute bereitwillig an, so auch Morgensterns, der hier ein geneigtes Ohr für seine philosophischen, moralischen, aber auch ästhetisch-literarischen Gedanken fand.

40) *Ich missbilligte (und nach meiner Überzeugung) den Ton des Herrn Kant in seiner Streitschrift und erinnerte an Leibnizens ganz anderes Betragen gegen Bayle, übrigens gestand ich, dass ich im Ph. Magazin öfters auf Behauptungen, die Kant beigelegt wurden, stiesse, von denen Kant doch das Gegenteil sage* (DLXXXVIII, 75).

Auch E. wusste viel aus der Gelehrtenrepublik zu erzählen, besonders von Lessing, Mendelssohn, Engel, Nicolai. Mit Lessing hatte er in vorbildlicher Sachlichkeit einen Streit ausgefochten[41]), er stand auch den Polemiken, wenigstens denen der Philologen, als ruhiger Unbeteiligter gegenüber, freilich, kam die Rede auf Kant, zollte auch er der rabies der gelehrten Zunft seinen Tribut. E. vertrat eine Leibniz-Wolffsche Philosophie im Geist der Aufklärungszeit; die Aufzeichnungen Morgensterns über seinen durch häufige Besuche gepflegten Umgang mit ihm bieten sachlich manches Interessante, eine Persönlichkeit von dem Reiz und freilich auch der eigenwilligen Launenhaftigkeit Wolfs ist dabei allerdings nicht zu erkennen. Zur Verwunderung Wolfs (Auch ein Vortrag 10) wusste es M. so einzurichten, dass er auch bei dem Kantianer Jakob nicht nur hörte, sondern auch mit ihm, wenn auch in geringerem Mass als mit E., in häufigen persönlichen Gedankenaustausch trat. Wolf gehörte doch wohl etwas zu jenen deutschen Professoren, von denen kürzlich der englische Platoforscher Taylor ironisch bemerkt hat, sie könnten sich eine Meinungsverschiedenheit nicht ohne persönliche Feindschaft denken. In der Tat hat M. schon von 1791 an sich nicht nur in Eberhards philos. Magazin und in Eberhards philos. Archiv, sondern auch in Jakobs Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes mit zahlreichen Artikeln und Rezensionen vernehmen lassen. Diese Annalen sind es, von denen die Goethe-Schillerschen Xenien sagen:

Woche für Woche ziehet der Bettelkarren durch Deutschland,
Den auf schmutzigem Bock Jakob, der Kutscher, regiert.

Schrader (I, 405 u. 463) wird recht haben, dass Jakob die überaus geringschätzige Behandlung, die er hier und an anderen

41) *Eines Tages habe E. in Charlottenburg ... ganz traurig am Fenster gestanden, als ein Wagen vor seine Tür gerollt sei — mit Lessing... L. habe ihm die Hand gereicht und gesagt „Wir wollen Freunde sein. Sie sollen wieder gegen mich schreiben." „Das hätte ich ohnehin getan, wenn Sie es auch nicht sagten," war E.s Antwort, und von der Zeit an waren sie Freunde* (ib. 77). *Gegen die gemässigten, sanften Theologen sei L. im Gespräch besonders in Hitze geraten. Wie ein Donnerschlag* wirkte in Spaldings, Nicolais, Eberhards, Engels, Lüdekes u. a. Gegenwart einmal sein Ausspruch: *„Die Reformatoren sind alle Bösewichter"*, bis Nicolai die Sache als Scherz erklärte. *Gegen die Reformatoren der christl. Rel., die den Kreis der Sel., den man bis dahin um sich herum gezogen habe, etwas erweitert hätten* sei L. *immer unwillig* gewesen. *Es solle gar kein Kreis der Seligkeit sein, das Feld sollte frei sein .... Ach, L. war der beste Mensch, rief er aus, aber der paradoxeste.*

Stellen der Xenien erfährt, nicht verdient hat. Sehr schön ist aus den Aufzeichnungen zu sehen, wie M. immer mehr aus innerstem Bedürfnis in der Kantischen Moral seine Befriedigung findet[42]), obwohl persönlich die Einwirkungen des Kantianers Jakob[43]) weit geringer waren, als die Eberhards oder gar Wolfs. Bei E. fiel ihm bald durch den Vergleich mit W. die geringe philologische Fundierung auf. Überraschend oft klagt E., dass es rückwärts gehe in der Philosophie, statt dass das bewährte Alte weiter ausgebaut werde, reisse man alles ein. Doch tröstete er sich mit dem Urteil der Nachwelt. Manchmal allerdings betont er lächelnd oder boshaft, dass ja alles schon bei Aristoteles oder Wolff stände, was die neumodische Philosophie lehre. Dieser Eindruck des gelehrten Gezänks, das gerade mit der kräftig zupackenden Arbeit verbunden schien, bildete für M. eigentlich sein ganzes Leben hindurch ein peinliches Problem, das ihn immer wieder beschäftigt hat. Dass die Humanität gerade bei denen, die die Humaniora zu treiben vorgeben, am seltensten zu finden sei, pflegte nicht nur Niemeyer zu sagen, und der Philologe Gruter hatte im Streit mit Pareus nicht weniger als — sage und schreibe — 1984 Schimpfworte verbraucht. Die Sache ist auch später noch oft behandelt worden, leider nur so oft von Gracchi de seditione querentes und so oft von Leuten, die die Fühlung mit der Einzelforschung verloren oder überhaupt nie recht gefunden hatten. Morgensterns Klagen erinnern vielfach an die Bemerkungen von Adolf Philippi[44]), der den Grund des Missstands, offenbar unvoll-

42) Bemerkenswert ist die Selbständigkeit schon des Studenten gerade auf diesem Gebiet allen drei Professoren gegenüber. So DLXXXVIII, 119: *Gegen die von Herrn E. vorgetragene stoische und Wolffsche Theorie, wovon der Hauptsatz ist, dass Tugend der Glückseligkeit teilhaftig mache, weil sie die vernünftigen Neigungen des Menschen befriedige, sagte ich, dass ... der gesunde Menschenverstand sich doch immer dagegen sträuben werde und dass einer solchen Theorie ein Charakter fehle, den meiner Einsicht nach jede brauchbare Moral haben müsse.*

43) *Prof. Jakob schloss zu meinem Vergnügen seine Vorlesungen über Plato, denn sie erbauten mich wenig, Prof. Wolf aber zu meinem Missvergnügen die Erklärung von Cic. Tusc. im Seminar* DLXXXIX, 10 (Febr. 1782).

44) In seiner merkwürdigen Abdikationsrede „Einige Bemerkungen über den philologischen Unterricht" Giessen 1890. Vgl. auch die Bemerkungen Paulsens a. a. O. II^3, 656 f. Zu jenen Gracchi gehört natürlich auch Wolf selbst, der übrigens verschiedentlich den Vorschlag machte, für gelehrte Streitigkeiten das Latein zu verwenden, als welches die Hitze mässige (Vorrede der Briefe an Heyne und in der Schrift „G. Hermann über die Cäsur etc."). Ich fürchte, er erhoffte bei der Wahl dieser Waffe für sich den grösseren Vorteil.

kommen, in schlechter Erziehung oder in der Beschäftigung mit so vielen Kleinigkeiten oder in der notwendigen Unsicherheit so mancher nicht mathematisch zu erweisender Untersuchungen sieht und verschiedene Formen unterscheidet, wie plumpe Grobheit[45]) oder vornehmtuende Schnödigkeit oder elegante Verletzung durch kurze, rasch nachgeahmte Wendungen u. ä. m. Morgenstern hasste alle Formen gleich, abgeschmackt kam es ihm vor, Witz und Scharfsinn auf eine Polemik zu verwenden, wo weder die Personen noch die Sache einen solchen geistigen Apparat rechtfertigen. Den Aufregungen der Einzelforschung auf seiner hohen Warte entrückt, hat er natürlich keinen Anlass, sich um den Wortlaut einer Stelle oder ähnliche Dinge mit anderen herumzuschlagen oder um die Priorität zu hadern, wie auch so mancher tat, der es gar nicht nötig hatte; bemerkenswert bleibt, wie mir wenigstens scheint, sein wohlunterrichtetes und wohlabgewogenes Urteil[46]) und seine wirkliche, auch in persönlich schwierigen Situationen bewährte Integrität in diesen Dingen. Bei seinen verehrten Lieblingen suchte er später nach einer Formel — und es ist bei ihm immer viel oder alles gewonnen, wenn er ein allgemei-

45) Arrogantia fuit tanta, ut Marcum Varronem porcum appellaret, secum et natas et morituras litteras iactaret etc. Sueton de gramm. 23 von Remmius Palaemon.

46) Über Wolfs Streit mit Heyne in der Dorpater Rede (p. 24) im Anschluss an Jakob (Schulpforta) a. a. O. 25: *Bei Heynes viel älteren Vorarbeiten zur Ilias, seiner mit Wolf gleichzeitigen Bekanntschaft mit den Villoisonschen Scholien hatte er ohne Zweifel manches gleichfalls gefunden, manches wenigstens geahnt, obgleich bei seiner oft unterbrochenen und vielfach gestörten Art zu studieren und bei seiner von Natur weniger sicher bestimmten und weniger streng festhaltenden Vorstellungsweise es ihm nicht recht klar noch entscheidend geworden. Davon überzeugte ich mich selbst bei mehreren von beiden Seiten sehr offenen Unterredungen, die ich mit Heyne in Göttingen im J. 1796 auch über seine literarischen Verhältnisse zu Wolf gehabt habe.* Vgl. noch in den Beilagen einen Beleg über Wolfs sehr frühe Prioritätssucht in diesem Punkt. Ich füge hier noch aus einem Brief M.s an Heyne vom 7. II. 96 folgende Stelle nach dem sehr unleserlichen Konzept (in *Korrespondenz* I = DCV) an: „Seien Sie von mir versichert, ... dass ich des in einem Ihrer ersten Briefe (vom 28. X. 94) für mich gütigst geäusserten Wunsches nie vergessen werde, dass ich stets, wie bisher, fern bleibe von dem thrasonischen, herabwürdigenden Ton, der, wie Sie sich sehr wahr ausdrücken, unsere Studien und Humanität entstellt und uns selbst herabwürdigt. Dieser Ton war von meiner ganzen Denkart und Lebensweise von jeher zu weit entfernt, als dass u. s. w. Zum Glück lebe ich seit etwa 4 Jahren in einer sowohl in literarischer als auch in anderen Rücksichten ganz unabhängigen Lage."

nes Gesetz gefunden zu haben glaubt —, konstruierte Lessing und Wolf zu Gefallen Naturanlagen, die, unbeschadet ihrer Solidität und Realleistung, ihren vollen Glanz doch erst in der Polemik entfalten, und fand bei Winckelmann wieder ein anderes erklärendes Moment[47]).

Sehr eindrucksvoll ist die Schilderung, die Bahrdt (Biogr. IV, 112 ff) von seiner Begegnung mit Eberhard gibt, in der die „Sterbeglocke seines Glaubens" schlug, d. h. seines Offenbarungsglaubens. „H. Eberhard überführte mich, dass Christus keinen wesentlichen Lehrsatz vorgetragen habe, den Sokrates nicht ebenfalls gelehrt hätte." „Ich sahe die klare Möglichkeit, dass Christus sein herrliches Lehrgebäude aus den Schriften der griechischen Weisen, die ihm die Vorsehung durch den Umgang mit griechischen Juden in die Hände gebracht haben konnte, erlernt und zusammen gesetzt haben konnte." „Die Eindrücke meiner Erziehung empörten sich noch — aber kraftlos." Dieselben Dinge nahm M. sehr ruhig auf, denn, der Unterschied ist sehr charakteristisch, für ihn existieren gar keine Skrupel und Zweifel hinsichtlich des übernatürlichen, mystischen Gehalts der Religion und ihrer Offenbarungslehre. So viel er sich gequält und gepeinigt hat, alles „Asketische", aller „theologischer Aberglaube" interessierte ihn schon in Magdeburg nicht. *Das Positive der christlichen Religion liess ich dahin gestellt. Mir wars kein Bedüfnis, darüber zu grübeln.* Auch in Halle und später blieb es dabei. Die Vorstellung, Christus sei Gott, erschien ihm verwerflich, ein vorzüglicher, vollkommener Mensch schon etwas sehr Grosses. Am Abendmahl teilzunehmen verhinderte ihn die Verbindung dieser Feier mit dem Dogma der Transsubstantiation; bei seiner ganzen Art selbstverständlich ist es, dass er allen religiösen und gottesdienstlichen Vorgängen und Bräuchen mit Achtung und Rücksicht begegnete. Mit polternden Atheisten liess er sich nicht ein, diese Debatten schienen ihm zu nichts zu führen, Menschen ohne Religion kamen ihm mangelhaft vor, er selbst war sich eines ihn sicher leitenden, lauteren religiösen Gefühls bewusst. Ich referiere hier möglichst mit seinen eigenen Worten (nach den in

47) *Zu Winckelmanns schneidendem Ton des Urteils über Schriftsteller und Künstler trug ohne Zweifel der Umgang mit Künstlern bei, die diesen Ton gemeinhin haben: an Entwickelung ihrer Gefühle nicht gewöhnt, noch an Nüancierung ihrer Ausdrücke. Nun zumal in Italien, wo man den Mund vollnimmt* DXXXV, 257.

Danzig niedergeschriebenen Aufzeichnungen in DXXXI zumeist). Schliesslich ist charakteristisch, dass er beim Tode seiner innigst geliebten, tief religiösen Mutter das Gefühl einer Unterlassung hat, dass er, weil er Nachteil für ihre Ruhe fürchtete, sie nicht in die geläuterten Begriffe einer reineren Religion eingeführt hat, heraus aus ihrem orthodoxen System. *Doch jetzt*, so tröstet er sich,

candida insueti miraris limen Olympi
sub pedibusque vides nubes et sidera, mater

(DXCI, 8).

Vergisst man einmal das Privatleben der Laukhard und Bahrdt und sieht man ab von ihrer unwürdigen, marktschreierischen Art, bei Bahrdt von der plumpen Lächerlichkeit, mit der dieser zur rationalen Erklärung der Wunder der Schrift Moses zum Feuerwerker am Sinai machte, Christus aus Ohnmachten erwecken und auf einem langen Holz auf dem See wandeln liess oder bei der Übersetzung geschmacklos modernisierte (Hosiannah = Er lebe), sieht man, sage ich, von diesen Dingen ab, so schlagen sich doch diese beiden im übrigen mit einer gewissen Ehrlichkeit mit Dingen herum, die für viele andere gar nicht mehr existieren. Jener Gedanke, der Bahrdts Seele in ihre „letzte Fermentation" versetzte, ist bei M. sehr gewöhnlich[48]). Er begegnet überhaupt bei den Neuhumanisten oft, so bei Boeckh und auch Wolf (Paulsen II[3] 218). *Das neue Testament ist griechische Moral, vermischt mit jüdischen Vorstellungen* (W. nach Arnoldt II, 395). Wenn Wolf in diesem Punkt wirklich eine ihm sonst so fremde Zurückhaltung übte, so war sie jedenfalls nicht ohne Ausnahmen. Man denke an jenes Kolleg über Matthaeus und Marcus, das er WS. 1804/05 begann, wobei er zunächst sich mit Entstehungsfragen

48) *Beiläufig brachte Eberhard die Idee vor, dass die reinere Moral Christi sich vielleicht von Plato herschriebe. Bekanntschaft der Juden mit griech. Gelehrsamkeit fängt damals schon an* (DXC, 261). Diese Idee findet Niemeyer bei einer anderen Gelegenheit nicht wahrscheinlich. Viel näher lägen die Schriften der Propheten. *Professor Klügel machte die Bemerkung, Christus habe gerade darum aus einem nur halb kultivierten, von der Weisheit der übrigen Völker ganz isolierten Volk aufstehen müssen, damit seine Lehre desto eher das Ansehen einer göttlichen Offenbarung (für den Teil der Menschen, der ihrer bedarf) gewinne. Wäre er z. B. unter einem so gebildetem Volk, wie die Griechen waren, aufgetreten, so würde man seine Lehren nicht einer höheren Eingebung, sondern dem Unterricht der früheren Philosophen zugeschrieben haben* (DXC, 311).

und Legendenkritik einigermassen tröstete, mehr und mehr über das schlechte Griechisch schimpfte, um dann aber mitten im Kursus bei den in die Säue fahrenden Teufeln das Kolleg zu schliessen mit den Worten: „Jetzt habe ich die Schweinerei satt." *Selbst die Erinnerung an die rein verlorene Zeit ist verdriesslich*, schreibt er dem wohl kaum ohne Arglist gerade danach fragenden Goethe (vgl. Goethe-Jahrbuch XXVII 23 u. 70 mit den Bemerkungen von Reiter). Der Sachverhalt für M. kann nicht besser charakterisiert werden, als durch das, was Zielinski in seinem so ungemein nach den verschiedensten Seiten aufschlussreichen „Cicero im Wandel der Jahrhunderte" über Ciceros Rolle in der Aufklärung gesagt hat. „Negativ dem Übernatürlichen gegenüber, skeptisch gegenüber der Metaphysik, wiewohl am Dasein Gottes und an der Unsterblichkeit der Seele als Gefühlstatsachen nicht gezweifelt wird, positiv auf dem Gebiet der Moral." Mit Cicero de divinatione, de natura deorum und de officiis war M. in Magdeburg gross geworden, ihm ist er treu geblieben [49]), mit einem Kolleg über de natura deorum hat er 200 Zuhörer als junger Dozent angelockt und seinen akademischen Ruhm begründet. Der historische Gesichtspunkt: Cicero als Quelle für verlorene griechische philosophische Literatur fehlt nicht, tritt aber zurück. Wie es Funk gehalten hatte und wie wir es auch bei Garve noch kontrolieren können, so las M. Cicero und Plato, um sich über die behandelten Themen selbst zu orientieren; so ist auch seine Dissertation über Plato zu verstehen. Er handelt so, wie in früheren Zeiten wohl ein Mediziner sich am Hippokrates belehrte, sonstige literarische und praktische Erfahrungen an den Text anknüpfend und auf Grund kritischer Betrachtung einen Ausgleich suchend. Überaus merkwürdig ist und doch bezeichnend für die Universitätsverhältnisse und Anschauungen der Zeit, dass Eberhard einen den sacra, der divinatio und den officia gegenüber so durchaus ciceronianisch eingestellten Mann wie M. zur Zeit

49) Freilich fehlte auch hier der Mephisto Wolf nicht: *Seine Philosophie sei oft erbärmliches Gewäsch* DXC, 48. Man erkennt aus M.s Aufzeichnungen nicht nur den gänzlich veränderten Zustand des geistigen Lebens — die einzige lat. Schullektüre, an die ich mit Schrecken zurückdenke, ist de officiis, andere haben mir dasselbe von den Tusculanen bekannt, mit denen wir verschont wurden —, sondern auch, wie viel uns hier und anderwärts — man denke an die Biographien des Plutarch — durch die Quellenanalytiker an unbefangener Hingabe verloren gegangen ist.

der Habilitierung den Vorschlag machte, Theologe zu werden[50]), ihm, der dies doch nie auch nur äusserlich gewesen war. Die Meinung war offenbar, M. könne durch Exegese klassischer Autoren und Popularphilosophie ohne Beschwerden für ihn selbst und für die Theologie in die theologische Exegese, vielleicht auch in die Kirchengeschichte und Systematik übergehen.

Neben dem Wissensdrang steht schon bei dem Knaben auf der Domschule die moralische Angst wegen eigener Unvollkommenheit, das Bedürfnis, anderen ständig zu nützen und sich selbst zu vervollkommnen. Er versichert selbst (DXXXI, 19), es sei ohne Übertreibung richtig, dass er ohne jede Ostentation nur aus diesem Trieb heraus seiner Mutter ständig von den philosophischen Betrachtungen Funks berichtet habe. In Halle achtet er systematisch auf edle Taten anderer, besonders auch Ungebildeter, um sich durch sie beschämen zu lassen, notiert im Sinne der ihm sehr lieben pythagoreischen goldenen Sprüche eigene Fortschritte; es ist unmittelbar deutlich, dass sein Studium Ciceros, Platos, Kants und ihrer Ausleger nicht so sehr der wissenschaftlichen Orientierung dient, als der Selbstkontrolle und der persönlichen Veredelung, an der er Tag und Nacht arbeitet. Häufig schläft er vor Übermüdung auf dem Stuhl ein und tadelt sich bitter wegen dieses Vergehens.

In Halle hatte ich ein Täfelchen hinter Garves oder Gellerts Portrait an die Wand geklebt hängen, worauf ich vitia animi und vitia corporis schrieb, die an mir bemerkten Fehler nämlich, die ich vermeiden wollte (DXXXI, 26). Von Friedrich Delbrück, dem Bruder Ferdinands, lässt er sich eine Liste seiner Fehler schreiben, bezeichnenderweise ist einer der schlimmsten, dass er das desipere in loco so gar nicht kennt. Jugendbriefe haben vor Männer- und Altersbriefen den Überschwang, die Höhenstimmung, die Abwesenheit von Kompromissen und Phlegma, den unverkümmerten Spiritus wohl allgemein voraus. Was ich aber in der

50) Februar 1794. *Eberhard suchte mich zum Studium der — Theologie! aufzumuntern, weil es der theol. Fakultät nach dem Tode einiger ihrer jetzigen Mitglieder an Gelehrten fehlen würde etc. etc. Ich erklärte ihm, warum ich mich* nie *auf dies Feld wagen würde. Er gestand dann, dass er im Grunde ebenso denke als ich* (DXC, 87). Natürlich wird man E.s und Wolfs Stellung in diesen Fragen nicht gleichsetzen. *W. meinte, E. habe sich doch dadurch ein Verdienst erworben, dass er zu beweisen suchte, Sokrates könne wohl selig werden,* berichtet Steffens, Was ich erlebte V, 136. Die Äusserung weist die in solchen Fällen für W. charakteristische Mischung von Ironie und wohlwollender Herablassung auf.

riesigen Morgensternschen Briefsammlung, insbesondere in seinen eigenen Konzepten, aus dieser Zeit an Dokumenten vorgefunden habe, liegt doch in einer besonders „translunarischen" Zone, um einen im Anschluss an Morgensterns Namen von dem Dorpater Kollegen und Freund Krause nachmals beliebten Ausdruck zu gebrauchen. Auch das hochgespannte enthusiastische Freundschaftsbedürfnis wird ciceronianisch in den Dienst der gegenseitigen Veredelung gestellt. Welche Delikatesse, welche *verecundia sui* — M. liebt den Ausdruck — in der Regelung des gegenseitigen Verkehrs!

Es erinnert durchaus an antik- rhetorische Lebensgewohnheit, in Fällen grosser Seelenerschütterung sich die Trostgründe = τόποι, in Fällen wichtiger Lebensentscheidungen sich Gründe und Gegengründe niederzuschreiben und damit über die Dumpfheit des Hinbrütens zur Klarheit zu kommen. Heeren teilt diese Gewohnheit von Heyne in dessen Biographie mit (170), und Morgenstern schrieb an den Rand seines Handexemplars zu dieser Stelle *Feci et ipse olim.* Seine Tagebücher bestätigen es. Was Heeren als Probe anführt („Übersicht meiner Trostgründe", niedergeschrieben beim Tode der ersten Frau Heynes) könnte, soviel ich sehe, durchaus auch von M. in einer ähnlichen Situation niedergeschrieben sein, so die Gedanken über die Vorsehung, die Unsterblichkeit, der Imperativ des Sichauf- und Zusammenraffens. Fast noch befremdlicher für unser Gefühl ist es, dass nicht nur der Einzelne, sondern auch ein gesellschaftlicher Kreis von Leidtragenden im frischen Schmerz über einen Todesfall die Gedanken der Unsterblichkeit und Vorsehung sich sozusagen systematisch rekapitulierend klar macht, was aber M.s Aufzeichnungen wiederholt beweisen.

Laukhard in Semlers Haus, Morgenstern in Niemeyers Haus, welch ein Beweis, nicht dafür, dass die Menschen verschieden sind, sondern dafür, dass Generationen nebeneinander leben, die fast durch Jahrhunderte getrennt scheinen! Semler schreibt seine Lebensbeschreibung fast wie einen historisch-kritisch-exegetischen Kommentar zu einem Katechismus oder einer Konkordienformel, er ist einer der wenigen Menschen, im „dämmerlichen Schafstall der Theologen" vielleicht der einzige, an dem Wolf mit kindlicher Verehrung hängt. Lateinisch zu sprechen und zu schreiben ist ihm Bedürfnis wie das Atmen; bis in seine letzten Lebenstunden hinein, die Wolf („Über Semlers letzte Lebenstage")

pietätvoll festgehalten hat[51]), plaudern die beiden häufig in diesem Idiom, wüsste man doch was und wie! Noch kurz vor seinem Tode wollte Semler Wolf das Geheimnis des Goldmachens verraten (Brief Wolfs an Schütz vom 15. III. 1791, in der Schützschen Sammlung I 454). Lateinisch präsentiert sich auch Laukhard bei Semler[52]), lateinisch depreziert er bei dem Gewaltigen, wenn er auf der Wache wegen eines Skandalons festgenommen sitzt, lateinisch züchtigt ihn Semler, wenn jener in einem Bordell oder bei einem Saufgelage Ärgernis erregt hat. Lateinisch fährt Semler auf seine Hausgenossen los, die die viehische Gewohnheit angenommen hatten, sich den bedienenden Mädchen auf ihren Stuben in puris naturalibus zu präsentieren. „Er wundere sich, wie Leute, quorum alii bonas litteras discere se dicerent, quidam et docere, soweit sich vergessen könnten, in seinem Haus die honestatem publicam zu beleidigen und den Mädchen, quae essent a servitiis, quin et suis interdum filiabus partes corporis hinzuweisen, quas melior mos verdeckt wissen wollte" (Leben und Schicksale II 190). Wie anders bei Niemeyers, wo die diskretesten Grazien regieren und das Joch weltmännisch-milden Christentums gewiss niemandem wehe tat[53])!

51) In diesem Zusammenhang scheint auch folgendes nicht ohne Interesse: *Um 8 Uhr erhielt ich die Nachricht von D. Semlers früh um 7 Uhr erfolgtem Tode. Prof. Wolf liess mich zu sich rufen und schlug mir vor, im Namen des philol. Seminariums einen lat. Aufsatz zur Trauer über Semlers Tod zu verfertigen .... Prof. W. hatte indess seinen Entschluss geändert; auch war ihm der Aufsatz nicht lang genug, nicht genug empfindungsvoll. Dies befremdete mich durchaus nicht, da in so kurzer Zeit und über einen Mann, den ich so gut als gar nicht gekannt habe, etwas Gutes zu schreiben mir für mich fast unmöglich schien* (DLXXXVIII, 34; März 91). Kern, der auch hervorhebt, dass W. in Göttingen fast nur die Vorlesungen von Michaelis über Kritik des alten Testaments eifriger besucht hat, sieht in Semlers geschichtlicher und kritischer Auffassung des Christentums und seiner Dokumente das für W. Anziehende (10 f). Es verbindet die beiden aber darüber hinaus ein merkwürdiges, rein persönliches Wohlgefallen aneinander.

52) Bei Laukhard ist einer seiner sympathischsten Züge sein nicht geringer Stolz auf sein gutes und flüssiges Latein und seine ihn durch Hölle und Himmel begleitenden lateinischen Zitate. So tritt er denn auch mit einem

Stulta maritali iam porrigit ora capistro

in den Ehestand mit seiner Hanne (IV, 2, 354).

53) Ferd. Delbrück an M. (Juli 1795): Accepi ante hos duos menses a Niemeyero nostro et uxore eius litteras, quas tanquam praestantissimi viri et dulcissimae feminae erga me benevolentiae documentum exosculari soleo. Si te minus diligerem, mi Morgensterni, inviderem tibi familiaritatem, qua uteris

Das eigentlich Studentische[54]) liegt M. ganz fern. Reisen, Gesellschaften, ein literarischer Klub bilden wenigstens ein gewisses Gegengewicht gegen die ihn fast verzehrende Polymathie und die moralischen Selbstquälereien. Ob der Komment an den einzelnen Universitäten beobachtet wurde, ob die Studenten dem Amizistenorden anhingen, ob sie in Leipzig etwa lieber mit den Knoten in den Kaffeehäusern zusammensassen, entscheidende Fragen für Laukhard, alles das kümmerte ihn so wenig wie Goethe. In Leipzig suchte er Platner und andere durch Geist und gesellschaftlichen Rang ausgezeichnete Persönlichkeiten auf, besichtigte die Kirchen und privaten Kunstsammlungen und trank seinen Kaffee dort, wo die grosse, anständige Welt sich sehen liess, während dem Magister Laukkard selbst die anspruchslosesten Schönen doch immer zu verstehen gaben, dass er gesellschaftlich völlig unmöglich war. Während sich Bahrdt und Laukhard mit früh erworbener Virtuosität con amore auf dem Gebiet der Erotik tummeln und jeder von ihnen (zur Abschreckung für andere) selbstgefällig jederzeit gern zu verstehen gibt: „Et militavi non sine gloria", hält sich M. diesem Gebiet ganz fern, hegt als Trophäen einzig und allein einen Kuss, den er als Gymnasiast einmal von einem Mädchen bekommen hat, und einen Blick der Madame Niemeyer und kämpft, über Erfolge und Misserfolge diskret sich selbst Rechnung ablegend, gegen die sich meldenden sinnlichen Triebe.

---

cum domo Niemeyeriana. Quoties enim mecum recordor, ad quos tandem homines tanquam ad exemplaria vitae recte actae inspiciam, acquiesco Niemeyero eiusque uxori. Sie hätten, meint D., das bene beateque vivere am besten zu vereinigen verstanden. Was aber die fastidia des Freundes anlange, inde orta, quod tibi ipse non satisfacis, so habe ihn eine fabula von Addison von dieser Krankheit geheilt: guttam cum in mare delaberetur secum dixisse: quam sum parva ... loquentem a concha receptam esse. quo cum per aliquantum temporis latuisset, margaritam inde confectam, quae post multos et varios casus regi Persiae vendita regium diadema splendidissime ornaret.

54) Zu Laukhards und Morgensterns Zeiten war das pietistische Gepräge in Halles Theologie und akademischer Gesellschaft längst verschwunden Die alte Charakteristik:

Halle: Ach Gott, wie ist die Welt so blind!
Leipzig: Ich lobe mir ein schönes Kind!
Jena: Wer mir noch spricht ein Wort, den soll der Teufel fressen!
Giessen: A bonne amitié! So spricht der Bursch in Hessen

besagte wenigstens in ihrem ersten Punkte nichts mehr.

Sein Rationalisieren und Systematisieren aller Dinge mutet, zumal heute, freilich unendlich altklug an[55]). Aber unformulierte, ungeleitete und ungezügelte Gefühle sind M. geradezu unerträglich. Deshalb ist ihm z. B., wie er an Falk am 1. Dez. 96 schreibt, Goethes Wilhelm Meister unsympathisch trotz einzelner schöner und rührender Stellen, da der Held, nervis alienis mobile lignum, ohne persönliche Energie und bestimmte Richtung sozusagen unmännlich allerlei erlebt. Am Schluss findet sich doch eine Natalie[56]). Freilich schwelgt M. in (leider nur allzu klar begriffenen) Gefühlen, wir hören unendlich oft von seiner Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe. Einen kleinen zu dem Stichwort „Tränen" angelegten Zettelkasten findet der Leser in den Beilagen. Oft fühlt man sich, bei Bekundungen der Freundschaft besonders, in eine antike, südliche Zone versetzt:

O qui complexus et gaudia quanta fuerunt!
nil ego contulerim iucundo sanus amico.

Zögernd dagegen stimmte er nur in das Lachen Wolfs ein, wenn dieser mit dröhnendem Gelächter entweder die Dummheit eines Kollegen anprangerte oder etwa ein Buch mit dem Titel: „System der platonischen Liebe, I. Teil" aufstach. Falk gegenüber behauptete er freilich, auch dem Lachen nicht fremd zu sein.

---

55) Würde wohl heute ein Student schreiben können: *„Ein Brief meiner trefflichen Mutter vermehrte meine Achtung gegen sie"* (DXXXVIII, 181)?

56) In etwas vorsichtigerer Form hat M. viel später in einer Dorpater Rede 1810 aus diesem Grunde wenigstens die Klingerschen Bildungsromane über die von Wieland und Goethe gestellt, denen eben der durchgreifende männliche Charakter fehle (abgedruckt Dörptische Beiträge III, 180 ff). Als er im Jahre 1797 seine Aufzeichnungen aus dem Jahre 1787 durchsah, bemerkte er mit Verwunderung *eine Wärme von Religiosität, die späterhin einer kälteren Moralität wich. Mit den Kräften des Menschen damals noch unbekannter, erwartete ich manches vom Gebet, durch Hülfe von oben, was nur von eigener Kraftäusserung und menschlicher Freiheit abhängt* (DXCI, 80). Ebendahin gehört es, dass M. die Sitte sehr gefiel, die er in Reichsstädten, wie Frankfurt a/M., vorfand, dass bei Predigten dem Hörer auf einem halben Bogen eine gedruckte Zusammenstellung der Hauptgedanken in die Hand gegeben wurde (DXCI, 175). Der während seiner Studenten- und Dozentenzeit in Halle häufige Feuerlärm, zum Teil in bedrohlicher Nähe, lässt ihn für seine schon stattlich gewordene Bibliothek und seine kostbaren Manuskripte bangen, gibt ihm aber auch Gelegenheit, rebus in arduis die Tugenden des Philosophen zu bewähren und seine Fortschritte in diesem Punkt zu kontrollieren. Beim Löschen selbst scheint man auf ihn verzichtet zu haben.

Eine merkwürdige Figur trat nämlich in die Jüngerschaft Wolfs und in die Freundschaft der Delbrücks und besonders Morgensterns ein mit dem in Danzig 1768 geborenen, unter grossen äusseren Widerständen vorgebildeten nachmaligen Satiriker Johannes Daniel Falk, der im 22. Jahr die Univ. Halle bezog, die er aber wegen einer Weibergeschichte 1795 verliess, um nach Weimar zu gehen. An der Tiefe und Ehrlichkeit der Freundschaft Falks und Morgensterns ist nach den gewechselten Briefen und nach Morgensterns Aufzeichnungen nicht zu zweifeln. Beide waren sich der grossen Verschiedenheit ihrer Charaktere wohl bewusst, blieben sich aber stets trotz örtlicher Trennung treu. Köstlich ist der Briefwechsel der beiden, von Falk in kapriziöser Schrift auf bunten Zetteln ohne Datum geführt, bis ihn die Ehe auch im Punkt der Briefdatierung Ordnung lehrt. M. ist stolz auf Falk den Dichter, er will es auch auf F. den Menschen sein, *wenn du erst deiner Seele mehr Gleichgewicht zu geben vermagst* (Sept. 1795, Konzept in Korr. I = MS DCV). Falk spielt M. und den ihn mit Getratsch verfolgenden Hallensern gegenüber den Dichter aus: *O ihr Compendienreiter, o ihr Bücherpsychologen!* An einen anderen Freund, Pobowski, der den Brief M. zu lesen geben soll, schreibt er: *Ihr seid viel zu sehr in die erbärmlichen Verhältnisse der Gesellschaft verwickelt, kurz seid alle miteinander viel zu sehr durch Convenienz verhunzt und verschnörkelt, als dass ihr einen excentrischen Menschen begreifen könnt.* Er entsetzt den trotz allem *zärtlich geliebten Freund* M., denn ein Hof ist *nicht der Ort, wo man eine Freundschaft wie die deinige vergisst*, durch etwas krampfhaft anmutende Plumpheiten. Und doch: *Es bleibt beim Alten. Du dozierst einmal, ich lach' einmal — was weiter? Am Ende sind wir wieder herzlich gute Freunde, die Szene schliesst mit einem Händedruck.* Er wohnt in Berlin Wand an Wand mit F. Delbrück. *Eben räuspert sich D. Die herrliche Seele!* F. ist das enfant terrible des Kreises gewesen, der Briefwechsel Morgensterns mit D. beweist es, doch wird ein absprechendes Urteil auch hier zögernd und mit Entschuldigung gefällt; Falk selbst gegenüber deutet M., der über die erwähnten Bemerkungen betroffen ist, an, dass er wohl tiefer, als jener zu wissen scheine, in seiner Seele gelesen habe, und zitiert Goethes Meister: *Freunde können und müssen Geheimnisse voreinander haben. Sie sind einander doch kein Geheimnis.* Es macht dem Herzenstakt Morgensterns die höchste Ehre, wie er F. anderseits dem Niemeyerschen Haus gegenüber

Ex bibl. univ. Dorp.

verteidigt. *Ich werde seine Freundschaft nie gegen irgend jemand verleugnen, was auch noch einmal sein Schicksal sein mag. Constantia in amicitiis servandis hielt ich stets für Pflicht. Ich habe durch das Studium dieses — man sage, was man wolle — . . . . doch auch von Seiten des Charakters achtungswürdigen, aber freilich excentrischen Menschen, den ich von manchen dem Publikum durchaus unbekannten Seiten kenne, die auch, so lange er lebt, immer unbekannt bleiben sollen, meine psychologischen Einsichten beträchtlich erweitert gefunden.* Er habe neben vielem Gemeinsamen im Zusammensein mit F. auch sehr viel Trennendes gefunden, übrigens oft, wenn auch meist vergebens, zu bessern gesucht, insbesondere *manchen zu petulanten Ausbruch seiner satirischen Laune verhindert.* Ausgezeichnet als argumentum ad hominem, d. h. für den allem Cliquengezänk so sehr abholden Niemeyer, und zugleich für Morgenstern in hohem Mass bezeichnend ist die Wendung: *Es kümmert mich oft der Gedanke, welcher Parteigeist in unserer Zeit in literarischen wie in geselligen Zirkeln herrscht. Jeder soll immer diesen oder jenen Menschen ganz, dieses oder jenes System ganz verwerfen oder annehmen. Tut er es nicht, so heisst es . . . er habe keinen Charakter. Und doch kann ein solcher einen sehr bestimmten, nur nicht durch Einseitigkeit grell ins Auge fallenden Charakter haben, dessen Hauptzug der Geist allgemeiner Billigkeit und ungeheuchelter Humanität sein würde. Ich weiss, dass Sie, verehrtester Herr Dr., zu den wenigen gehören, die im Leben wie in Schriften . . . . das was Sie für recht und gut und schön halten, dafür anerkennen, wo Sie es finden, auch da, wo es unter manchem Unrechten und Schlechten, womit es gemischt ist, herausgesucht werden muss* (20. Febr. 97, nach dem Konzept in DCV). Es tut dem Wert dieses Briefes keinen Abtrag, dass er, der einen anderen, mit dem Thema Falk nur lose zusammenhängenden Hauptinhalt hat, möglicherweise gar nicht in die Hände des Adressaten gelangt ist. Denn Frau N. hat, nach einer Randbemerkung M.s, diesen ihr von M. für den Gatten übergebenen Brief, der in der Hauptsache eine ähnlich delikate Rechtfertigung aus einem anderen Anlass enthielt, ihm zurückgegeben. Falk gegenüber entwickelt M. in seinen Briefen, was man nach seinen Tagebüchern nicht vermuten würde, eine gewisse Drolligkeit des Stichelns und Parierens, er eröffnet mit dessen Gattin unter Berufung auf das von ihr zu einem Brief Falks nachgetragene Datum und das hier etwas naiv anmutende Freundesrecht *κοινὰ τὰ τῶν φίλων* einen Brief-

wechsel. Die Gattin malt die ominösen Buchstaben für die Antwort ahnungslos ab (*mein Mann sagt, ich wäre die Einzige nicht, die etwas schreibt, was sie nicht versteht*). Und Morgenstern hofft, *was den Freunden schwer ward*, von der zaubernden Freundin: einen mildernden und bessernden Einfluss auf Falk. Er gibt, zur Kritik der Falkschen Publikationen aufgerufen, deutlich peinliche Empfindungen wegen mancher Unschicklichkeiten zn erkennen und sucht Einzelheiten des stilistischen Ausdrucks zu bessern. Bei vielen Besuchen in Weimar fand M. an F. einen kundigen, zuweilen freilich boshaft orientierenden Führer. Merkwürdig scheint mir schliesslich, dass M. unter die ganz grossen Freuden seines Lebens auch die überaus günstige Aufnahme rechnete, die F. in Weimar bei Wieland erfuhr, der sagte: „Hier ist Gottes Finger. Der Geist Juvenals ruht zehnfach auf Ihnen, junger Mann." So wenigstens berichtete Falk neben anderen, nicht minder merkwürdigen Hyperbeln [57]). Denn als M., systematisch, wie er war, diese grossen Freuden zusammenstellte, da fand sich ausser jener Nachricht des aus Halle entsprungenen Flüchtlings nur noch folgendes: 1) eine Sendung von Prof. Prange, bei dem M. sehr eifrig während seines Studiums Zeichenstunden nahm, enthaltend *Zeichnungen zum Radieren in Kupfer (dies war damals meine Liebhaberei)*, 2) und zwar *am meisten vielleicht (exsilui gaudio), als es gewiss war, dass ich in Gesellschaft der unvergleichlichen N. nach Berlin reisen sollte* [58]).

Als echter Philologe verachtete Wolf tief alle Examina und erst recht alle Examens-Studenten und begann (Körte I, 176) manche seiner Vorlesungen mit einem Hinweis auf jene im tiefsten Sinn unantiken studia illiberalia. Er versicherte M., dass er natürlich nicht daran denke, ihn, den er ja längst kannte, einem Examen zu unterziehen, behauptete, er frage überhaupt bei solchen Gelegenheiten gern Persönliches, z. B. welche Philologen der Examinand auf seinen Reisen kennen gelernt habe und was er von ihnen gelernt habe — bei Wolfscher Dialogführung gewiss ein über-

57) Abgedruckt nebst einigen anderen, auf die Weimarer Grössen bezüglichen Briefstellen Falks bei Sintenis, Briefe von Goethe etc. an Morgenstern, Dorpat, 1875, p. 9.

58) Am Rand dieser Zusammenstellung (DXXXI, 34) trug M. noch einige Nachträge aus Dorpater Zeit ein. Köstlich ist es, dass eine seiner glücklichsten Stunden die war, wo er in dem ersten Brief seiner Braut Minna Spuren einer höheren Bildung erkannte, als er vorausgesetzt hatte!

heikles Thema für die Leipziger und Jenenser Kollegen, die etwa da in unvollkommenen Referaten zur Sprache kamen — u. ä. m. Er lachte zugleich über dumme Fragen seiner examinierenden Kollegen, dass Dr. Schulze z. B. frage, warum man dem Merkur Zungen geopfert habe, oder sich nach der einmal bei Spartian erwähnten Schrift catacaymos des Hadrian erkundige (DLXXXIX, 122). Schliesslich aber nimmt Wolf weder an M.s Magisterexamen teil noch an seinen beiden Disputationen noch an dem Magisterschmaus. Seine Stimmung ist im ersten Viertel des Jahres 1794 überhaupt äusserst gereizt, er steckt tief in den Vorarbeiten seiner Homereditionen. *Er werde als ein Tor handeln, wenn er sich jetzt mit fremden Sachen auch nur einen Augenblick abgäbe* (DXC, 101), ebenso deutet er an, dass er M.s Programm über den Menon später einmal von ganz anderen Gesichtspunkten aus überholen werde. *Die Sache in diesem Dialog hänge noch an anderen Fäden* (ib.). Nach seiner in diesen Dingen leidigen Manier sagt er nicht, an welchen. Seine Absage für das Magisterexamen kleidet er in die Wendung, dass ihn seine äusserst dringenden Geschäfte jetzt von allen Gesellschaften fernhalten. Kurz zuvor hatte, allerdings unter Wolfs Mitwirkung, ein Examen stattgefunden, das dem ängstlichen M. die letzte Furcht benommen hatte, das seines Studienkollegen J. S. Vater[59]). Hier war es ungefähr folgendermassen zugegangen: Dr. Schulze, über dessen Fragen W. sich so amüsierte, fragt als Senior zuerst nach den philosophischen Sekten, nach der Etymologie von Akademia und von Kynosarges, nach der Pleiade und dem alexandrinischen Kanon. *Dann die alberne Frage, warum in Virgils Aeneis die Medizin „ars muta" heisse.* Prof. Eberhard nach dem Begriff der Glückseligkeit bei Aristoteles, Wolf über den Charakter des Meno bei Xenophon (Anabasis), über Grundsätze der Erklärung, legt zwei korrupte Stellen aus dem Schlusskapitel von Tacitus Agricola zur Emendation vor, die er aber schliesslich selbst vornimmt. Sprengel fragt nach der antiken Geographie und der Insel Thule. Jakob fragt einiges aus der allgemeinen Grammatik und über Kants Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft".

---

59) Geb. 1771, gest. 1826. Wandte sich später der allgemeinen Sprachwissenschaft, den Orientalia und der Theologie zu. Prof. in Halle und Jena. ADB XXXIX, 503.

Ich gebe den Bericht über die Magisterprüfung Morgensterns, der als kleiner Beitrag zur Universitätsgeschichte interessiert, etwas ausführlicher. M. macht Besuch bei allen Mitgliedern der Fakultät und reicht bei dem Dekan Klügel, in dessen Haus auch das Examen stattfindet, sein Gesuch ein. Die Sache selbst findet am 8. Mai 1794 statt. Es fehlt F. A. Wolf, eigentlich die Hauptperson neben dem Kandidaten, Rüdiger, der Kameralist, ist verreist, Schulze krank. Das Examen dauert von $^1/_2$4 bis 7. M. sitzt an der mit Torten und Wein versehenen Tafel neben den Professoren Jakob und Tieftrunk, gegenüber dem Dekan, der mit einer lateinischen Anrede an M. beginnt. Dieser antwortet mit einer wohlpräparierten lat. Anrede an die Fakultät. Danach examiniert Förster (theoret. Philosophie, 1761 ao. Pr., 1769 o. Pr., 1798 †) *über die verschiedenen Arten des Zweifels in der Philosophie, von der dubitatio academica, scoptica, Cartesiana. Er fing noch an von einer dubitatio rationalis, die ich aber nicht anerkennen wollte. Dann fragte er noch aus Montesquieu's Esprit des lois über die verschiedenen Regierungsformen und deren Prinzipien. Professor Eberhard, der mich oft in seinen Anreden amice carissime, praestantissime etc. nannte, disputierte mit mir über den Unterschied der sokratischen und platonischen Philosophie; und wer den Sokrates treuer dargestellt habe, ob Plato oder Xenophon. Das lat. Gespräch war interessant und angenehm. Ich blieb am Ende bei meiner Behauptung, dann fragte er mich noch de turbata per Neoplatonicos ecclesia christiana u. s. w. Prof. Sprengel* (1779 o. Pr., 1802 †, Historiker) *examinierte mich aus der portugiesischen Geschichte, über die Hauptepochen derselben. Prof. Krause* (J. Chr., 1787 ao. Pr., 1788 o. Pr., 1799 †, Historiker) *und Tieftrunk* (1791 o. Pr., 1837 †, Philosoph, vergl. Schrader I 407) *wollten nicht examinieren. Prof. Jakob* (1787 ao. Pr., 1791 o. Pr., 1827 †, Philosoph) *examinierte mich ziemlich umständlich über manche Punkte der Geschichte der Philosophie, über die ersten griech. Philosophen, über die Eleatiker, besonders über Zeno, über Platons Begriffe von Gott u. s. w. Vorher noch Professor Forster* (1779 o. Pr., 1798 †, Naturgeschichte) *über Plin. mai., in dem Kap. de rerum inventoribus im VII. Buch, es scheine dort etwas zu emendieren: ein herausgefallenes Zeichen von tausend (M), was ich leicht fand. Dann wollte er bei gewissen chronologischen Berechnungen der Babylonier anni durch Tage erklären. Ich gab mir Mühe, um zuweilen nicht zu lachen. Zuletzt examinierte mich der Dekan Prof. Klügel* (1787 o. Pr., 1812 †, Mathe-

matiker) *über die vornehmsten Mathematiker und Astronomen der Alten, besonders über die alexandrinische Schule, über manche inventa und Schriften der alten Mathematiker. Dann sollte ich ihm noch das Wesen des griech. medii und des griech. aoristi erklären, er meinte, es sei das Tempus historicum.*

Man sieht, dass grundsätzlich immer noch die liberales artes in der Gesamtheit geprüft werden, die Mitglieder verzichten zum Teil auf ihr Prüfungsrecht, auch das Fernbleiben scheint verhältnismässig leicht entschuldigt zu werden. In verständiger Weise aber geht man auf die Spezialdisziplinen des Betreffenden ein, so dass also Mathematiker und Naturwissenschaftler, wenn sie überhaupt Fragen stellen, sich bei einem Philologen ins Altertum bemühen. Ein Vergleich mit der Leipziger Magisterprüfung von Bahrdt aus dem Jahre 1759 lässt doch den bedeutenden Fortschritt erkennen (Selbstbiographie I, 227 ff.). Zieht man selbst einige Übertreibung ab, die der überlegene Aufklärer zur Verspottung des akademischen Schaugepränges und der auf die 40 Thaler in Gold — soviel betrug die Examensgebühr für jeden — erpichten und deshalb den Weg für viele offen haltenden Examinatoren aufgetragen haben mag, so ergibt sich doch ein recht klägliches Bild: Ernesti lässt eine aphthonianische Chrie schriftlich ausarbeiten und ein Stück aus einem lateinischen und eins aus einem griechischen Autor interpretieren. Neun Professoren sitzen wie die neun Musen da, prüfen nach aufgeschriebenen Fragen Logik, Metaphysik, Physik, Moral, Mathematik und Geschichte, antworten oft selbst und lassen sich durch Bahrdts freies Drauflosreden, dem noch ein gelehrter Nachbar beständig souffliert, befriedigen.

Aber noch das Magisterexamen von Laukhard vom 11. Januar 1783 in Halle aus der Anfangszeit Wolfs, dessen übrigens Laukhard immer mit höchstem Lob gedenkt (vgl. besonders II, 129 seiner Selbstbiographie mit Semlers Urteil *ὁ πάνυ* in graecis et latinis), macht einen recht dürftigen Eindruck. Nur 4 Anwesende, ausser dem Mathematiker Karsten († 1787) die z. T. von Vater und Morgenstern her bekannten Eberhard, Förster und Schulze (Joh. Ludw., Orientalia und Theologie). „Es wurde überall Latein gesprochen, welches ich ziemlich fertig mitreden konnte." Leider teilt L. nicht die Fragen über „philosophische, historische, geographische und philologische Gegenstände" mit.

Ebenso wie L. disputierte auch M. zweimal, das eine Mal unter dem auf der Cathedra superior plazierten Dekan Klügel

am 15. Mai, um die Kreation zum Magister der freien Künste und Doktor der Philosophie zu erhalten, über Teil I seiner Dissertation, das andere Mal über Teil II und vorgelegte Thesen (z. B. Unechtheit der Epinomis des Plato) pro loco als sein eigener Disputationspräses am 20. Mai, also gleich nachher. Paulsen (II[3] 132 ff) handelt in sehr interessanten Ausführungen über den Verfall der akademischen Disputationen gerade von 1780 an. Er meint, die beiden Argumentationsmethoden ex ratione und ex auctore seien bei den veränderten wissenschaftlichen Anschauungen und bei dem Mangel fester Prinzipien sinnlos geworden, und verweist auf Bahrdts selbstbiographische Schilderung (I, 243), aus der hervorgeht, wie man mit Unverschämtheit und ein bisschen lateinischer Parlierfähigkeit zum Schrecken dieser Disputationen werden konnte. Bahrdt berichtet, dass er gewöhnlich um 1 Uhr, als der Kämpfer bereits matt disputiert war, auf dem Plan erschien und nun mit leichter Reiterei dem Unglücklichen in die Flanken fiel, immer die Lacher auf seiner Seite. So rückte er einmal gegen einen als Wollüstling berufenen, im übrigen aber gelehrten Kandidaten an, rühmte seine bereits in so vielen Kämpfen bewiesene, unerschöpfliche Kraft und lud ihn zu einer neuen Probe ein, da er ja im Disputieren sei, wie Messalina in gewissen Leibesübungen, von welcher der Dichter singt:

Haec lassata viris, sed non satiata recessit.

Das dröhnende Gelächter und das Gescharre des Auditoriums nahmen dem Armen die Beherrschung, so dass seine Argumente verunglückten. So richtig Paulsens Betrachtungen auch sind, so bleibt doch die Frage offen, ob nicht auf anderen Wegen die Disputation neben Schrift und Examen ein wertvolles Spezimen des Bewerbers sein kann. Ich persönlich habe mich in Dorpat, wo die Tradition sie bis jetzt bewahrt hat, durchaus von ihrer Berechtigung überzeugt. Übrigens zeigt die Handhabung in den beiden M.schen Disputationen ein durchaus erfreuliches Bild. Man lässt M. einige Punkte seiner Schrift näher erläutern und verteidigen oder greift die Thesen an[60]). Die Thesen waren zum Teil aus der Seminartätigkeit hervorgegangen. Die erhaltenen

60) *Dann p. 136* (der Diss.) *über die Frage, ob Pl. ein Eudaemonist sei. Maass behauptete es. Ich leugnete es in einem gewissen Sinne. Wir kamen bis auf die letzten Gründe der Moralphilosophie. M. meinte in dem Satze p. 105. 106* (ratio de honesto arbitra atque adeo legislatrix u. ä. m.) *liege nur principium cognoscendi, aber kein Motiv: Ich behauptete das letztere und unterschied*

spezielleren Ausarbeitungen[61]) zeigen eine gründliche Kenntnis der Sachlage und verständiges Urteil. Es sind z. T. Fragen, die noch jetzt kontrovers sind. Sehr sorgfältig ausgearbeitet hat M. auch die ungemein ausführlichen epideiktischen Teile der Disputationen, lange Lobreden auf die anwesenden Würdenträger und Opponenten, Dank an die Zuhörer, das in beiden Fällen den Actus abschliessende Gebet für den König und die Universität u. ä. m. Ähnlich erschallt das Echo. Niemeyer erwähnt, was M. sehr wohl tut, die Mutter ehrenvoll, Eberhard spricht von der consuetudo paene cotidiana. Jakob sprach besonders fliessend Latein und schloss artig: animi causa se haec omnia disputasse, nil amplius se voluisse quam admirari linguae meae volubilitatem. Victus do manus. Es will schon etwas heissen, dass selbst M., der in diesen Dingen wahrhaftig nicht wenig vertrug, die Höflichkeitskurialien als überreichlich empfand. Sein Latein hatte übrigens Sensation gemacht, und Klügel hatte schon bei der Renuntiation der Universität zu dem künftigen Dozenten gratuliert. Bei einigen Teilnehmern war das Latein offenbar etwas stockend geflossen.

Vergleicht man bei Laukhard Dissertation und Disputation, so glaubt man, vom Menschlichen ganz abgesehen, in einer anderen Welt zu sein. Die lateinische Gravität des Vorgangs fand nicht selten ihren natürlichen Ausgleich in allerlei Scherz und Unfug. So wird ja noch jetzt in Schweden ex officio unter den Opponenten auch ein Spassmacher bestellt. Es ist das Feld, das bei Bahrdt und Laukhard in ziemlich geschmackloser Weise kultiviert wird. Bei L.s erster Disputation greift sein freilich verärgerter Bruder aus Bosheit die schmeichelnde Widmung der Diss. De Ruperto Palatino an einen pfälzischen Minister unter

studium honestatis und studium felicitatis als gleich wesentliche Grundtriebe unserer Natur. Ich kam zuweilen mit Prof. Maass in einen lebhaften Wortwechsel. Man erörterte also schliesslich auch ganz allgemeine Fragen. Anwesend sind ausser Niemeyer: Eberhard, Forster, Förster, Rüdiger, Tieftrunk, Kurt Sprengel (Mediziner und Botaniker, „qui rarissimo exemplo cum artis medicae exquisitissima doctrina coniungis acerrima humanitatis studia", redet ihn M. an) u. a. Über Maass, den Philosophen, vgl. Schrader I, 406.

61) Vgl. besonders das Handexemplar (Morg. 1541). So über die Dreiteilung der Philosophie schon bei Plato, die Beziehungen der sogenannten 5. Akademie zur Stoa, die Schmeichelei des Velleius Paterculus und die Unechtheit der Epinomis. Die bei der ersten Disputation gehaltene Rede de difficultatibus in legendo atque explicando Platone sieht man mit einigen anderen oratiunculae, zu denen die Disputationen Anlass boten, vereinigt in dem MS-Band CLII.

groben Invektiven gegen die Tätigkeit dieses Herrn an und beweist damit den Untersatz zu dem Schluss ex ratione: Ein niederträchtiger Schmeichler ist ein Lügner, jener bist du. Ergo. Auctor dissertationis se veritati colaphos infregisse optume et ipse perspicit; verum sibi amissum patriae magnatum favorem sua se impudentia adulandique studio recuperaturum persuadet (Biogr. II, 169 f). Bei Morgensterns Disputation pro loco fehlt derartiges ganz, wenn man nicht des Weltumseglers Forster donnernde Philippika hierher rechnen will, die derselbe gegen das Reiten und Fahren der Studenten anlässlich eines gerade vollzogenen Comitats vorausschicken zu müssen glaubte, um dann zu überschwänglichen Lobpreisungen des seit einem Jahrhundert in den Annalen der Universität nicht übertroffenen neuen Magisters überzuleiten. Morgensterns Magisterschmaus im Löwen kostete 60 Taler und ist in Anwesenheit von etwa 30 Personen — wiederum ohne Wolf — bei Rheinwein, rotem und weissem Champagner, Franzwein und Punsch recht stattlich abgehalten worden.

Morgensterns Dissertation (De Platonis re publica commentationes tres[62]) nimmt sich unter den Dissertationen jener Zeit, die oft die Form elender Wische haben, schon äusserlich recht stattlich aus mit ihrer guten Ausstattung und ihrem grossen, klaren Druck. Die Aufnahme in philologischen Kreisen und bei Philosophen war sehr günstig[63]). Auch ich halte sie — ich werde das Warum und Wie noch näher zu begründen suchen — für eine sehr beachtliche Leistung. Man findet sie noch jetzt zitiert, so u. a. in Überwegs Grundriss, im grossen Zeller und im Literaturverzeichnis der Übersetzung des Staates von Apelt.

62) I De proposito atque argumento operis disquisitio. II Doctrinae moralis Platonicae ex eodem potissimum opere nova adumbratio. III Civitatis ex mente Platonis perfectae descriptio atque examen.

63) Gött. Anzeigen von gel. Sachen 1794 p. 113 ff. 1795 p. 993 ff (Buhle, nicht Heyne). Annalen der Philosophie etc. von L. H. Jakob 1795 p. 686 ff. M. stellt (MS CXLII) etwa 20 meist lobende Kritiken zusammen. Tiedemann, gegen den M. besonders polemisiert hatte, fühlte sich (N. Allgem. Deutsche Bibl. XXI, 102 ff) immerhin veranlasst, seine Ansicht etwas zu modifizieren. Plato stelle allerdings die Frage nach der Gerechtigkeit als seine Hauptabsicht auf, das sei aber eine Maske, da es ihm nicht opportun erschien, seine der Lächerlichkeit leicht ausgesetzten Anschauungen über die beste Staatsverfassung als Hauptsache vorzutragen. Sie scheinen also nur, wiewohl das in Wirklichkeit nicht der Fall ist, im Vorbeigehen berührt. Übrigens heben die Kritiker auch den urbanen Ton der Polemik und den stattlichen äusseren Eindruck des Buches hervor. Über den Verf. der Göttinger Kritik vgl. Beilagen unter Heyniana.

Mir ist freilich sehr zweifelhaft, ob sie wirklich noch ernsthaft innerhalb der ganz unabsehbar angeschwollenen und in immer gewaltigerem Mass über uns hereinbrechenden Platoliteratur gelesen und gewürdigt wird. Und so steht die Sache jedenfalls nicht, wie sie Mercklin, offenbar im Anschluss an die Kritik der Gött. G. A., in seiner Dorpater Festrede dargestellt hat, als ob nämlich M. die grundlegende philologische Entdeckung gemacht habe, dass die Politeia gar nicht eine Darstellung des besten Staates, sondern eine Tugendlehre darstellt. Dieser Gedanke war nicht absolut neu, nur von M. präziser durchgeführt, er kann auch in dieser Form nicht als eine unwiderlegliche Entdeckung für alle Zeiten bezeichnet werden.

Bekanntlich ist es überaus schwer, ein zutreffendes Bild des Neuen und Eigenartigen zu entwerfen, das innerhalb einer längst entschwundenen Zeit ein Werk gebracht hat. Mir stellt sich, wenn ich trotzdem einen Versuch dieser Art wagen darf, der Sachverhalt folgendermassen dar:

M. hatte in Wolfs Schule solide philologische Arbeit gelernt, er hat das immer empfunden. Was Buhle an seiner Arbeit anerkannte: *strenge Genauigkeit in der Sammlung der zur Untersuchung gehörigen Materialien, eine ihren Gegenstand nach seinen Beziehungen vorher betrachtende und dann die Resultate sorgsam abwägende Kritik, lichtvolle Ordnung in der Stellung der Sachen, Bestimmtheit, Klarheit und oft Eleganz des Ausdrucks*, übrigens Vorzüge, die M. immer aufweist, alles das in Verbindung mit einer geschickten und vollständigen Ausnutzung der Literatur hat M. in Wolfs Seminar und im persönlichen Umgang mit ihm wenn nicht erworben, so doch ausgebildet. Jakobs doktrinäres Kantianertum — Morgensterns Kollegheft über Jakobs Vorlesung über Plato von 1791 liegt übrigens vor in dem Manuskript CXLI — und Eberhards selten scharf zupackende Aufklärungsphilosophie konnten hierzu nicht anleiten. Man muss hierher die wohlabgewogene Erörterung chronologischer Fragen, die Erkenntnis von der Bedeutung und Echtheit des 7. Briefs [64]), die Beurteilung der Beziehungen

64) Fälschlich gibt A p e l t in seiner Literaturübersicht zu den Briefen unter Berufung auf p. 79 als Ansicht M.s an: „nur der 7. Brief echt." M. kommt es gegen Meiners, der 1783 alle Briefe verworfen hatte, darauf an, mindestens den 7. zu retten, quam si ullam genuinam esse censemus. Hierauf liegt der Akzent. Für den 8. ergibt sich aus der Charakteristik des Dionys von Halicarnass *πλὴν εἴ τις ἄρα τὰς ἐπιστολὰς βούλεται δημηγορίας καλεῖν* ein günstiges Moment. Als echte

zu Aristoteles, zu Sparta und zu den Ekklesiazusen des Aristophanes rechnen, womit natürlich nicht gesagt sein soll, dass diese Gedanken noch nach heutigen Begriffen immer stichhaltig sind[65]). Mehr noch, Wolf erkannte, wie M., die Bedeutung präziser Inhaltsangaben für die Würdigung platonischer Dialoge. Er hatte selbst in seinem Gastmahl eine Probe gegeben. Dieses

Zeugen werden ausser 7 und 8 noch 5 und 9 von ihm verwendet (268 ff). Bei Gelegenheit einer Rezension von Schlossers Übersetzung der platonischen Briefe vom Jahre 1795 äussert sich M. in folgendem Sinne (Neue Bibl. der schönen Wiss. und der fr. Künste LIX, 1 p. 248 ff): Alle Briefe alt, aber keineswegs alle von Plato, der 13. hat nichts von platonischer Feinheit und sieht einer rhetorischen Schulübung ähnlich. Die ganze Frage müsse kritisch untersucht werden. M.s Kritik würde wegen der Besprechung der Übersetzung vieler Stellen in einer Literaturübersicht heranzuziehen sein. M. geht auf den Streit nicht ein, der anlässlich der Anmerkungen Schlossers zu seiner Übersetzung zwischen ihm und Kant entstanden war. Schl. hatte unter Berufung auf den Tiefsinn Platos, der etwas vom heiligen Dunkel der Götterhaine habe und besser mit Andacht gelesen, als durch erklärende Analysen seines Feuers beraubt werde, gegen Kants kritische Philosophie polemisiert nnd damit Kants Aufsatz herausgefordert: Von einem neuerlich erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie, Berl. Monatsschrift 1796, Mai. In Schlossers Sendschreiben 1797, das eine Duplik gegen Kant darstellte, fand M. allerdings Missverständnisse der kritischen Philosophie. M. hat aus dem ihm besonders lieben 7. Brief ein feines Kompliment für Eberhard und Wolf in der Widmung zu seiner Diss. entnommen. Sie füllen den Schüler nicht mit fertigem Wissen, sondern entzünden die Seelen durch abspringende Funken (VI, vgl. Ep. VII p. 341). Übrigens erscheint Wolf auch hier als der erste ernsthafte Philolog in Halle: antiquas litteras, quarum verum amorem tu primus et solus in hac academia excitavisti. Über die Brieffrage vgl. noch Wieland an M. 9. IX. 98: *Gegen die Echtheit der platonischen Episteln habe ich immer grosse Zweifel gehegt, davon ich noch nicht los werden kann und wovon auch der siebente nicht ausgenommen ist. Es repugniert unaufhörlich meinem innersten Gefühl, wenn ich sie lese, zu glauben, dass Plato so gedacht und geschrieben haben könne. Ich habe beinahe Lust, dieses mein Gefühl künftig einmal durch eine genauere Analyse des besagten 7. Briefes in einem Stück des Att. Mus. zu rechtfertigen* u. s. w. CCCXLII, 5; der Brief ist publiziert, in Einzelheiten nicht ganz korrekt, bei Sintenis p. 18.

65) Für die solide Güte einer Diss. von 1794 spricht es doch, dass noch Susemihl in seiner genet. Entwicklung der plat. Phil. II, 1 v. J. 1857 bei auf diesem Boden unendlich veränderten literarischen Verhältnissen Veranlassung findet, sich ständig mit ihr auseinanderzusetzen, z. B. polemisch 113, 176, 300 f, anerkennend 147, 227, 251. Insbesondere wird an der letzten Stelle anerkannt, dass M. richtig ausführt, dass bei Plato die „nützlichen oder schädlichen Wirkungen dieser Kunst (der mimischen Darstellung) erst nach Unterscheidung nicht bloss der drei Seelenteile, sondern auch der verschiedenen Arten der Begierde wirklich gründlich darnach beurteilt werden können, ob sie auf das Bessere oder Schlechtere oder gar Schlechteste in der Menschenseele sich erstrecken“

Mittel ist dann bis in die neueste Zeit hinein immer wieder, freilich in recht verschiedener Ausführung, zur Verwendung gekommen. Morgensterns Analysen weisen hierbei — ich zitiere die G. G. A., ähnlich äussert sich brieflich Heyne an ihn — einen besonderen Vorzug auf: *Überhaupt hat der Verf. vor allen neueren Schriftstellern über Plato voraus, dass er ihn nicht nur als logischen Denker, sondern auch als geschmackvollen Künstler betrachtet: eine Seite, die man bisher zu sehr an diesem griechischen Weltweisen vernachlässigte, ob sie gleich über viele Eigenheiten seiner Philosophie allein Aufschluss gewähren kann.* Das Wesentliche der M.schen Schrift liegt aber in einer Richtung, die ganz ausserhalb der Linie war, die Wolf früher beim Gastmahl, später beim Phaedon und bei de natura deorum einhielt. Ebenso weisen Wolfs Platovorlesungen in Halle nichts Ähnliches auf, wie ich nach einer Durchsicht des von M. sehr sorgfältig geführten Kollegheftes über Platos Kriton, beide Alcibiades und Menon bei Wolf aus dem W.S. 1790/91 bezeugen kann. Ich muss bei der Wichtigkeit der Sache hier etwas weiter ausholen.

Wolf hatte von jeher M. von allgemeinen Themen (wie etwa einer Geschichte der Frage des Verhältnisses von Glück und Tugend) auf konkretere philologische Dinge abzuziehen gesucht (DLXXXVIII, 70). Auch das Thema der Diss. erschien ihm zu weit (ib. 88). Der Philosoph Eberhard ist dagegen oft ganz gerührt über M.s weitausgreifende Pläne (ib. 162). *Meine ganze Art zu studieren, billige er sehr* (164). Umgekehrt W.: *dass ich oft ex aliis ad alia ginge und oft viae oblitus in deverticulis litterariis habitarem. Wlf. nannte das gelehrte Näscherei, die er sich nur sehr selten erlaube* (DXC, 12). Auf M.s frühe Neigung zur Vielschreiberei berechnet war wohl W.s Hinweis: *Paucis libellis meruit Reizius,* (er) *erinnerte mich auch an Ruhnkenius* (DLXXXIX, 8). Ebenso war wohl die Behauptung (siehe Beilagen), dass keiner zugleich ein grosser Philosoph und ein grosser Philolog gewesen sei, ad hominem gezielt. Für genaue, mit Beurteilung verbundene Inhaltsangaben bei Plato zeigt W. Verständnis, insbesondere bei der Republik. *Wenn ich gegen diesen Vorsatz sonst nichts habe, als die Bedenklichkeit, dass ich in meinen Urteilen über moral. Gegenstände leicht einer von beiden jetzt darüber streitenden Parteien missfallen könne, so solle ich mich dadurch nicht abhalten lassen. Er gab zu verstehen, ... man brauche ja sein eigenes Urteil nicht so ganz deutlich auch für die, die jetzt das grosse Wort*

in den gel. Zeitungen führen, hinzusetzen. Man wird sagen dürfen, dass gerade diese sehr wesentliche Seite der M.schen Dissertation W. gar nicht lag. Man sieht vielmehr, dass in diesen Dingen M. deswegen scharf zugriff, schärfer, als irgendwo sonst später, weil es ihm hier heiliger Ernst war und weil er sich mit dem hohen Mut des Jünglings, der noch nicht die Kompromisse des Mannes kennt, abgequält hatte an der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Moral, an ihrem Verhältnis zur Glückseligkeit u. ä. D. m. Bei Plato wie bei Kant fand er eine Moral, die ihren Wert behält ganz unabhängig von der Frage, ob sie irgendwo oder irgendwann realisiert wird. Die Frage der Realisierbarkeit des platonischen Staates war dadurch zugleich für ihn gegenstandslos geworden. Hier liegt der Kern seines Buches, hieraus erklärt sich auch die fast überschwängliche Aufnahme, die es bei Kant gefunden hat und die sich ganz deutlich abhebt von der konventionellen Antwort Schillers sowie von der freundlich-persönlichen Äusserung Goethes, der das Buch in Gesellschaft Wolfs empfing und sich freute, in dem Verfasser einen Schüler seines neu gewonnenen Freundes kennen zu lernen [66]). Die freundlich und offen geführten Unterhaltungen mit Eberhard boten zwar Gelegenheit, das philosophische Raisonne-

66) Alle drei Antwortschreiben hat M. beim 50. Doktorfest nicht ohne Selbstgefälligkeit mitgeteilt. (Auch ein Vortrag, 10 f). Dann sind sie bei Sintenis publiziert. Ich teile Kants Brief vom 14. August 1795 im Wortlaut mit: Für das Geschenk Ihres Werkes de Platonis republica, welches Sie nicht bloss mir, sondern der philosophirenden Welt machen, statte ich Ihnen, Würdigster Mann! den verbindlichsten Dank ab. — Ich werde daraus viel lernen, vornehmlich auch in Beziehung auf die Stelle pag. 193, und ich glaube an Ihnen den Mann zu finden, der eine Geschichte der Philosophie, nicht nach der Zeitfolge der Bücher, die darin geschrieben worden, sondern nach der natürlichen Gedankenfolge, wie sie sich nach und nach aus der menschlichen Vernunft hat entwickeln müssen, abzufassen im Stande ist, so wie die Elemente derselben in der Kritik d. r. V. aufgestellt worden. — Von Ihrem aufblühenden Genie, dessen Fruchtbarkeit sich in seiner ersten Erscheinung schon so vorteilhaft äussert, lässt sich viel erwarten, und auch hoffen, dass die Glücksumstände sein Gedeihen begünstigen werden, als welches innigst wünscht

Ihr ganz ergebener treuer Diener

I. Kant.

(Alle 3 Briefe CCCXLII, 2. Die von Kant und Schiller ganz von den Absendern geschrieben, der von Goethe von ihm nur unterschrieben). Über das erste Zusammensein Goethes mit Wolf im letzten Drittel des Mai 1795, auf das der Weimar, den 18. Juni 1795 datierte Brief an M. Bezug nimmt, vgl. die Diskussion im Goethejahrbuch XV, 91.

ment zu üben und in der Debatte zu schärfen, kaum aber starke Förderung. Dagegen war nicht ganz unbedeutend ein langes Gespräch mit Garve aus Breslau, der August 1792 in H. war und sich mit M. über Platos Staat aussprach. M.s Grundgedanke schien ihm unzweifelhaft richtig, ja sogar unbezweifelt zu sein, was freilich M. durch Hinweis auf die Literatur widerlegen konnte. G. hatte offenbar dieselbe Auffassung: *Plato will aus der Verfassung eines vollkommenen Staates die Verfassung einer tugendhaften Seele deutlich machen, die Hauptanlage der Republik ist eine schöne Fiktion* (DLXXXIX, 75). Den Grundgedanken billigen auch Eberhard und Wolf. Das Merkwürdige ist nun, dass M. geglaubt hatte, erst dann an die Arbeit wirklich gehen zu können, wenn er über die Moral im reinen war. Die Entscheidung war hier längst gefallen: *Mein Gefühl entscheidet für die grössere Vorzüglichkeit und Reinheit des Kantischen Moralsystems . . . Ich werde bei Beurteilung des plat. Moralsystems stillschweigend die Wahrheit kantischer Moralbegriffe zum Grunde legen, da sie nach meinem Gefühl die richtigeren sind* (97 ib.). Freilich war die Gefahr, bei E. damit anzustossen. Was Garve anlangte, so meinte freilich Wolf, der sei *nicht genug Philolog und alle Systematiker sähen durch ein trübes Glas* (DXC, 81; bezeichnend!). Übrigens fand M. später bei dem streng kantisch orientierten Geschichtsschreiber der Philosophie Tennemann ähnliche Gedanken. Es wird bezeichnend sein, dass die philologische Kritik das Neue des Grundgedankens viel stärker hervorhebt als die philosophische in Jakobs Annalen, welch letztere, übrigens auch überaus anerkennend gehalten, sogar direkt es ausspricht, dass M., zwischen zwei Annahmen (Vollkommenster Staat — Sittlichkeit) entscheidend, die letztere „durch innere und äussere Gründe zur Gewissheit" erhebt.

Morgensterns Hauptgedanke ist nicht damit bezeichnet, dass man ihn mit Susemihl (58) als ersten Gewährsmann für die Ansicht anführt, dass der Staat ein ethisches Werk ist, bei dem die politischen Erörterungen den Charakter einer Nebenhandlung oder Abschweifung tragen, wie das Schleiermacher in der Einleitung zu seiner Übersetzung (III, 1, 63 ff) nachmals ähnlich ausgeführt hat[67]). Vielmehr trifft das aus

67) Ganz missverständlich, ja direkt falsch ist die Art der Einführung bei Zeller II, 1[5] p. 914 Anm. 5, wo M. als alter Vertreter der Anschauung zitiert wird, dass Plato im Staat ein unausführbares Phantasiebild schildern wollte.

Cicero de oratore I, 52, 224 gezogene Motto die Sache: *Plato cum haec (scil. quae iustitiam spectant) exprimenda verbis arbitraretur, novam quandam finxit in libris civitatem: usque eo illa, quae dicenda de iustitia putabat, a vitae consuetudine et a civitatum moribus abhorrebant.* Schon in der Unterhaltung mit Garve war das entscheidende Wort „Fiktion" gefallen, und in der Tat trifft man M.s Ansicht am besten, wenn man mit moderner Wendung sagt: Plato machte, um überhaupt Raum und Möglichkeit zu schaffen für eine Darstellung seiner Ethik, Gebrauch von einem grandiosen „Als ob" und konstruierte seinen Staat. Wie nahe das „Als ob" und die „Fiktion" für einen Kantianer schon damals lag, dafür ist M.s Buch ein sehr deutlich sprechender Beweis. M.s Latein umschreibt mit machina, fictio, imago u. s. w. völlig deutlich diesen Begriff. Die platonische *δικαιοσύνη* = Gerechtigkeit wird mit der Sittlichkeit gleichgesetzt. Dass ihre Darstellung die Hauptabsicht ist und dass sich nur sekundär im Verlauf der gewählten Fiktion die Zeichnung des vollkommenen Staates angesetzt hat, wird positiv und negativ durch eine Reihe von Betrachtungen erwiesen. Soweit etwa der Inhalt von Comm. I. In dem zweiten Teil wird eine Skizze der platonischen Morallehre versucht. Persönlich interessant ist die etwas geflissentliche Herausarbeitung eines Lieblingsbegriffs Morgensterns, der *reverentia erga se ipsum*, das *πάντων δὲ μάλιστ' αἰσχύνεο σαυτόν*. Weitaus am wichtigsten und interessantesten ist der dritte Teil. Das Thema des platonischen Staates ist also nach M. nicht „Welches ist der beste Staat?", sondern „Unter der Voraussetzung welchen Staates hat Sittlichkeit Aussicht auf Verwirklichung?" Als Staatsideal dagegen müsste der vorgeschlagene Entwurf als unvollständig und — bei der menschlichen Natur — infolge des Fehlens jeder Kautionen gegen möglichen Missbrauch als herzlich schlecht erscheinen. Aber diese Einwände verfangen eben nicht. Und hier zitiert M. Kant an einer Stelle (p. 193), die Kant in seinem Antwortschreiben als für ihn besonders lehrreich und nachdenklich hervorhebt. Kant hatte nämlich in der

Die Frage der Unausführbarkeit könnte nach M. überhaupt nur für das Sittengesetz selbst gestellt werden.

Dass ähnliche Gedanken über Platos Staat in der Popularphilosophie begegneten, beweist auch Rousseaus Emile I, 1: Ce n'est point un ouvrage de politique, comme le pensent ceux qui ne jugent des livres que par leurs titres; c'est le plus beau traité d'éducation qu'on ait jamais fait.

Tat in der Kritik der reinen Vernunft (Elementarlehre II, 2,1: Von den Ideen überhaupt) M. vorgearbeitet, indem er in einem langen Abschnitt, den ich hier nicht charakterisieren oder gar ausschreiben kann, auch auf Platos Staat Grundsätze anwendet wie die folgenden: *Dass niemals ein Mensch demjenigen adaequat handeln werde, was die reine Idee der Tugend enthält, beweist gar nicht etwas Schimärisches in diesem Gedanken . . . In Ansehung der sittlichen Gesetze ist Erfahrung (leider!) die Mutter des Scheins, und es ist höchst verwerflich, die Gesetze über das, was ich tun soll, von demjenigen herzunehmen oder dadurch einschränken zu wollen, was getan wird.* Nur zeigt Kant vielleicht ein grösseres Vertrauen auf den Erfolg einer politischen Institution, und M. würde wohl nicht ganz den folgenden Satz unterschreiben: *Nichts kann Schädlicheres und eines Philosophen Unwürdigeres gefunden werden als die pöbelhafte Berufung auf vorgeblich widerstreitende Erfahrung, die doch gar nicht existieren würde, wenn jene Anstalten zu rechter Zeit nach den Ideen getroffen würden und an deren Statt nicht rohe Begriffe eben darum, weil sie aus Erfahrung geschöpft worden, alle gute Absicht vereitelt hätten.* Denn, ich betone es nochmals, nach M. ist Platos Staat nicht ein Idealbild, sondern ein „Als ob", eine „Fiktion" zur Veranschaulichung der Tugend. An forma talis fieri possit et quomodo possit, nihil ad eum. Innerhalb dieser Illustration der praktischen Vernunft verlieren die sogenannten Paradoxa das Lächerliche, das sie im Rahmen eines politischen Vorschlags haben müssen: die Regentschaft der Philosophen, denn φιλόσοφον πλῆθος ἀδύνατον, die prinzipielle Vernachlässigung der weiblichen Eigenart, die Weiber- und Kindergemeinschaft der Wächter, die Rücksichtslosigkeit der Beurteilung und Verurteilung der Poesie nach ihrem Gehalt an Wahrheit und Sittlichkeit entsprechend den durch sie in Bewegung gesetzten Seelenteilen und Begierden. Der Rigorismus der Forderungen fliesst, ähnlich wie bei Kant, wo z. B. von Schiller dieser Zug getadelt worden ist, aus dem Kampf des Reformators mit vulgären Anschauungen. Eine an zwei ausführlichen Stellen angestellte Vergleichung Platos mit Rousseau hebt geschickt Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten in der Rhetorik und in dem Rationalismus beider hervor. Persönliche und zeitliche Verhältnisse lassen bei jenem eine Tendenz gegen die Ochlokratie, bei diesem eine solche gegen die Monarchie und Aristokratie erkennen. Plato lässt selbst in seiner Fiktion die Vernunft nur durch auserlesene Menschen,

die Weisen, regieren. Rousseau, hier viel utopistischer, beschränkt das spontane Walten der Vernunft nicht auf eine kleine Minorität, sondern traut sie allen zu. Menschenrechte und Freiheit, in dieser Form Plato ganz unbekannt, bilden wichtige Probleme für Rousseau.

Ein Parergon zu diesem Buch über den Staat stellt die kleine Schrift dar: Quid Plato spectaverit in dialogo, qui Meno inscribitur, componendo. M. hat sie geschrieben, um für das S.S. 1794, wo er im Lektionskatalog noch nicht genannt war, seine Vorlesungen (Geschichte der Philosophie bis auf die neueste Zeit, Cicero de natura deorum, privatissime Platos Dialoge) anzukündigen. M. geht aus von dem Resultat des Dialogs, dass die Tugend, da sich nirgends Lehrer der Tugend finden, offenbar nicht lehrbar ist. Das aber könne unmöglich die wahre Ansicht Platos sein, da das durchaus seinen sonstigen Anschauungen widerspreche: *οὔτε φύσει οὔτε διδακτόν· ἀλλὰ θεία μοίρᾳ παραγιγνομένη, ἄνευ νοῦ, οἷς ἂν παραγίγνηται.* Die Ironie sei, so meint M., unverkennbar in der Schilderung dieser tüchtigen Politiker, die nur durch göttliche Einblasung, ohne etwas von der Sache zu verstehen, tugendhaft handeln. Die Ironie an dieser Stelle mag wenigstens diskutabel sein, erst recht die von M. hervorgehobene Ansicht, dass der platonische Sokrates hier folgendes zu verstehen gebe: Non procul est, qui curam vestri gerat. Ich darf M.s Ansicht mit den Worten von v. Wilamowitz so formulieren: *Wer so redet wie er, der kennt den Staatsmann, der unter den Anytos und Konsorten wie Teiresias unter den Schatten steht: die Gedanken seines Staates und der Plan, sie vorzutragen, leben bereits in seiner Seele* (Plato I², 281). Im übrigen hatte Wolf M. gegenüber allerdings Recht mit seiner Kritik, dass die Sache „noch an anderen Fäden hinge". Der Inhalt des Menon — man denke nur an die Anamnesis — ist viel reicher, als dass er in die M.sche Formulierung auch nur in dem durch den Titel nahegelegten Sinn einer Haupttendenz Eingang fände [68]).

68) Die von M. angeregte Frage ist, sieht man von einigem geschichtlich Zufälligen und einigen ungeschickten, weil zu allgemeinen, Formulierungen ab, auch jetzt noch erwägenswert. Nach dem „Experiment" und dem Mythus von der Anamnesis wird im Menon die Frage der Lehrbarkeit der *ἀρετή* wieder aufgenommen. Zunächst scheint es, dass die *ἀρετή* als mit Einsicht mindestens notwendig verbunden, vielleicht sogar identisch (89 A), nicht „von Natur" da ist, sondern Wissen ist und damit lehrbar. Dem widerstreitet die Erfahrung.

Die durch das Menonprogramm angezeigten Vorlesungen fanden ausserordentlichen Anklang. Über Ciceros de natura deorum — es ist ein Lieblingsbuch der Aufklärung, und M. schon von

Tugendlehrer sind tatsächlich nicht zu finden. Die grossen Staatsmänner sind nicht imstande, ihre Söhne zur ἀρετή zu erziehen. Einen Ausweg aus dieser Schwierigkeit scheint zunächst die Unterscheidung der ὀρθὴ δόξα, der richtigen Meinung, von dem Wissen zu liefern. Jene ist praktisch oft kein schlechterer Führer für das Handeln als die Einsicht, die als solche freilich vom Standpunkt der Dauerhaftigkeit und durch ihre „Berechnung des Grundes" jener überlegen ist. Soweit herrscht unter den Interpreten wohl Übereinstimmung. Gerade der Schlussteil, den M. bespricht, bietet aber besondere Schwierigkeiten. Zunächst sind an zwei Stellen, die für den Gedankenzusammenhang wichtig sind, schwere Probleme der Textkritik: 98 D οὔτ' ἐπίκτητα, 99 B εὐδοξίᾳ. In beiden Fällen bestehen grosse sachliche Schwierigkeiten, die der Zusammenhang nicht lösen kann. Kann man wirklich glauben, dass mit der Apeltschen Konjektur ὄντ' ἐπίκτητα (= denn sie sind beide erworben) das Richtige unbedingt getroffen ist? Damit wird ja ohne Diskussion eine sehr wichtige Behauptung aufgestellt!. Sehen wir davon ab, so wird festgestellt, dass weder Wissen noch richtige Meinung von Natur da sind, andererseits aber auch, dass die Tugend nicht lehrbares Wissen ist. Nun könnte man denken: Also nur die richtige Meinung ist festzustellen. Sie macht die Staatsmänner zu jenen „göttlichen" Männern, so wie die Wahrsager im Enthusiasmus ohne Wissen viel Wahres sagen. Leider aber hängt dieser Gedankengang durchaus an jenem εὐδοξίᾳ, das als solches oder erst nach Konjektur (εὐστοχίᾳ) so etwas wie Treffsicherheit in wahrer Meinung bedeuten müsste. Das oben angeführte Schlussresultat ergibt sich nach Plato unter zwei Einschränkungen, dass nämlich richtig bei der Untersuchung verfahren worden ist und dass nicht doch noch einmal ein wissender und lehrender Staatsmann auftritt, der dastehen würde, wie Tiresias unter den Schatten. Diese Lösung — hierin scheint mir M. richtiger gesehen zu haben als manche der Späteren, wenn auch sein Ausdruck „Ironie" nicht glücklich ist — kann unmöglich ein Resultat, sondern nur eine Aporie sein. Nicht von Natur — diese Behauptung war etwas flüchtig von Menon dem Sokrates auch für die richtige Meinung zugegeben worden 98 D —, nicht lehrbar: da bleibt in der Tat nur der Ausweg in die göttliche Schickung übrig als asylum ignorantiae. Ähnlich wird ja auch im Kratylus der Ausweg des göttlichen Ursprungs öfters als Ausdruck der unlösbar scheinenden Schwierigkeiten der Frage verwendet (438 C, 397 C, 425 E, 416 C). Wie man (mit Raeder, Platons philosophische Entwicklung², 133) glauben kann: „Hierdurch (durch die Unterscheidung von Wissen und richtiger Meinung) werden alle Schwierigkeiten erledigt", verstehe ich nicht. Im einzelnen hat K. Fr. Hermann recht, wenn er M. eine Unterschätzung des furor divinus bei Plato vorwirft, die ihn auch hier schon in der Zusammenstellung mit den gottbegeisterten Wahrsagern eine ironische Bosheit sehen liess. Es ist in der Tat interessant, wie M., hierin durchaus ein Kind der Aufklärungszeit, sich auch in der Schrift über den Staat geradezu abmüht, Platos Ansichten von der Dichtkunst, die freilich den „Enthusiasmus" kennen, doch abzugrenzen gegen die „populären" Vorstellungen vom afflatus divinus, die, wie er glaubt, Plato im Anschluss an die Volksannahme und die Behauptungen der Dichter selbst mit

der Gymnasialzeit her vertraut — konnte er vor etwa 200 Hörern lesen. Seine Tagebücher berichten darüber, wie er von den üblichen Erfahrungen des Privatdozenten nicht verschont blieb, indem z. B. gelegentlich später auch einmal ein Kolleg nicht zustande kam oder durch Hörerschwund abgebrochen werden musste. Beim Vergleich mit den Vorlesungsverzeichnissen ergibt sich jedoch auch die Tatsache, dass M. gelegentlich ein Kolleg gelesen hat, das nicht angezeigt ist[69]). Die Geschichte der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart hat er oft gelesen, sie war als Repetitorium offenbar beliebt. Der Sitte der Zeit entsprechend schliesst er sich in den grossen zusammenfassenden Kollegien an einen Leitfaden an[70]), natürlich in freier Weise. So wie Steffens in Wolfs Hörsaal liest und auch Laukhard zu diesem Zweck bei Bekannten Unterschlupf findet, so bieten Niemeyer oder der alte Schulze M. ihre Privathörsäle an. Durch Einsichtnahme in die erhaltenen Hefte habe ich einen recht günstigen Eindruck von seiner sauberen Vorbereitung gewonnen. Er bot solide Kost und war weit davon entfernt, sich die Sache durch schöngeistiges Geschwätz leicht zu machen. Durch Fühlungnahme mit den Hörern stellte er Mängel der Diktion ab, wie zu leises Sprechen und Unklarheit, achtete überhaupt sorgfältig auf alles Rednerische. Nun bildet sich sein Talent, das sich ja schon auf der Domschule gelegentlich in Schulreden hatte zeigen können, der Dorpater Eloquenzprofessor, der jahrzehntelang der Mund der jungen Universität werden sollte, bereitet sich vor. Auch die Bemessung des Stoffes findet seine Aufmerksam-

versteckter Ironie verwendet (M. im 2. epimetron des dritten Buches seiner commentatio, Hermann im Marburger Index lectionum 1837/38 und in Gesch. und System der platon. Phil. I, 484). Das trifft aber nicht das Wesentliche. Dass die Zeichnung dieser auf Grund göttlicher Eingebung handelnden Staatmänner ironische Züge enthält — befürchtet doch der platonische Menon, dass Anytos wiederum diese Worte übelnehmen könnte (99 D) —, halte ich immer noch für eine diskutabele Annahme. M. hat — mehr noch gilt das freilich von Hermann — das Elenktische der Ausführungen zu wenig beachtet, den „transitus" von dem locus de veris opinionibus ad illud, quod sequitur de politicis viris divino afflatu agitatis wenigstens als solchen erkannt, wenn auch nicht interpretiert, das Abrupte der Schlussthese aber besser herausgefühlt als die nachfolgenden Interpreten.

69) So wurde das Kolleg de natura deorum W.S. 96/97 wiederholt, findet sich aber nicht im Lektionskatalog verzeichnet.

70) Er las so Moralphilosophie nach Schmid, Geschichte der Philosophie nach Gurlitt, Röm. Literaturgeschichte nach Wolfs Leitfaden. Über die Sitte selbst vgl. Paulsen a. a. O. II, 144.

keit. Im Anfang verweilte er, wie es zu gehen pflegt, unverhältnismässig lang bei den ersten Kapiteln eines Stoffes. Privatissima zu lesen für Herrn vom Stand, die dafür mit funkelnden Dukaten zahlten, was selbst gefeierte Grössen der Universität nicht verschmähten, so wie ja viele auch Pensionäre in ihrem Haus hielten, scheint er immer abgelehnt zu haben. Die Universität zog ihn — die Sache ist universitätsgeschichtlich von Interesse — zur Prüfung der ohne ein Tentamen ankommenden Studenten heran. Im Vorlesungsverzeichnis steht zunächst M. = magister bei seinem Namen, der Doktortitel erscheint nur bei den drei höheren Fakultäten; dieses M. verschwindet, nachdem er im Jahre 1797 Extraordinarius, freilich ohne Gehalt, geworden ist. Ausser den erwähnten Kollegia (vgl. auch Anm. 70) las er folgende Interpretationsvorlesungen: Quintilians 10. Buch, Xenophons Memorabilien, Ciceros Reden, Cicero de finibus, Horaz Sat. und Episteln, Lucian, Plato, einmal auch griech. Tragödien.

Im übrigen ist noch folgendes nachzutragen. Die früh entwickelte Liebe zur Malerei, von ihm selbst auf des Vaters Beispiel zurückgeführt (DXXXIV, 17), wurde eifrig und systematisch durch Zeichenstunden bei Prange in Halle weiterentwickelt. Auch hier bereitet sich der spätere Kunstschriftsteller und Kunstinterpret vor. Der Musik trat er vielfach nahe, hörte Pergolese und Mozart, lernte Mozarts Witwe — wen hat er überhaupt nicht kennen gelernt? — persönlich kennen, als sie in Halle mit ihrer Schwester, der Mad. Lange, und dem Kapellmeister Eberl ein sehr schönes Konzert gab (21. Nov. 1795). Er bemühte sich dann auch, dieser musikalischen Reisegesellschaft in seiner Heimatstadt einen freundlichen und erfolgreichen Empfang zu sichern. Funk war sehr musikalisch, auch ausübend in Kopenhagen schon hervorgetreten. In seinem Haus sang man wohl gelegentlich nach dem Mahl eines jener uns heutzutage so dünnlich anmutenden Lieder Niemeyers oder Funks vom Wiedersehen in der Ewigkeit, von Freundschaft und Tugend mit tiefer Rührung. Daneben kümmert er sich auch etwas um seinen Körper, liest Hufeland, den er natürlich auch persönlich kennen lernt, und nimmt Reitstunden von Sept. 1797 an (DXCI, 124)[71]. Er treibt die Sache sehr

71) Freilich stört ihn dabei sehr der Charakter eines Mitkursisten. Anima sordida! Ähnliche Äusserungen über Leute, bei deren Witzen alle Grazien entfliehen, finden sich, mit mehr oder weniger Entrüstung gemischt, häufig in den Aufzeichnungen.

gründlich, 6 Stunden wöchentlich und natürlich nach Lektüre eines Buches „Anweisungen zur Reitkunst". Den Philologen deckte bei diesem Beginnen nicht nur Xenophon und andere der Alten, sondern auch Gottfr. Hermann, der Ritter unter den Philologen. Aber auch Wolf, von dem man es vielleicht weniger erwarten sollte, pflegte diese Kunst und begleitete wohl einmal einen Besuch eine Strecke weit zu Pferd, wie M. berichtet.

Schon in Halle entwickelte M. jene dann in Dorpat so überreichlich gepflegte Schriftstellerei über alle mögliche Gebiete der belles-lettres, der bildenden Kunst, der Philologie und Philosophie und kritisierte in den öffentlichen Rezensieranstalten mit. Indem ich im allgemeinen auf die lange Liste der Veröffentlichungen bei Recke-Napiersky und Mercklin verweise, beschränke ich mich hier auf einige Proben, die der Altertumswissenschaft nahe stehen. Eberhards philos. Archiv wurde 1792 eingeleitet durch seinen Aufsatz über edle Simplizität der Schreibart, wo M. einen Lieblingsbegriff des neuen Humanismus mit Rücksicht auf den Stil zu bestimmen sucht, wobei die antike Stiltheorie und moderne Gegenbeispiele, so solche aus Shakespeares Dramen, zur Illustration herangezogen werden. Dieser Aufsatz fand eine wohlwollende Beurteilung von Heyne in den Gött. gel. Anzeigen 1792, 167. Stück 1669 ff. Ein ähnliches Thema, nur in viel weiterem Umfang, behandelt die Kritik, die M. über die Funk gewidmete Schrift seines Freundes Ferd. Delbrück „Über die Humanität" 1795 geschrieben hat (Neue Blbl. der schönen Wiss. und der freien Künste 1796, LVIII, 2 p. 318). „Die candida anima eines jungen Mannes, den eine milde Wärme für das Gute und Schöne belebt, zeigt sich fast auf allen Blättern". Neben vielen anderen Beiträgen brachte Wielands Neuer Teutscher Merkur eine deutsche Bearbeitung der in der Dissertation gegebenen Vergleichung zwischen Plato und Rousseau (1795, I, p. 217—278). Die Übersetzung eines anonym erschienenen englischen Buches Remarks on the life and writings of Plato 1760, die Leipzig 1797 erschien, gab Gelegenheit zu Zusätzen, in denen M. Plato und Aristoteles miteinander verglich, ferner Aristoteles und Baco. Hier gab er eine wohlgelungene Abhandlung über die Mannigfaltigkeit der platonischen Darstellungsweise und Schreibart (p. 210 ff), ferner sprach er über die Gründe, durch die Platon zur Wahl der dialogischen Form bestimmt zu sein scheint, womit seine Kritik von Goerenz, De dialogistica arte Platonis in Jakobs Annalen (1795

p. 837 ff) und ebenso die von Stolbergs Übersetzung auserlesener Gespräche Platos (Neue Bibl. etc. IL, 1, p. 1 ff) zusammenzustellen ist. Was die letztere anlangt, so nötigt ihm die frömmelnde Vorrede ein kleines gutmütiges Lächeln ab. Wir mögen an das Xenion denken:

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F. . . S. . .,
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht.

Den verschiedenen Motiven des platonischen Dialogs, wie sie in der Geschichte der philosophischen Literatur, in der attischen Gesellschaft, in Platos Künstlertum, in des Sokrates Methode u. a. m. lagen, ist M. geschickt nachgegangen und hat uns so wenigstens Bemerkungen zu jenem geplanten, von Wolf nicht unterstützten Werk geliefert. Er war, wie seine ganze Zeit (Hirzel, Dialog II, 424 ff), aufs tiefste von der Frage einer Neubelebung des philosophischen Dialogs ergriffen und plante platonische Dialoge, die das Phantastische weglassen sollten, ohne die Schönheiten dabei zu verlieren, einen Gorgias, der die Moralphilosophie, natürlich die Kants, darzustellen hätte, einen Phaedrus über das Schöne und gar einen Staat (DXC, 334). Die Szenerie sollte dabei modernisiert werden. Er sprach über den Plan auch mit Schiller, der ihn angeblich billigte. Wir werden schwerlich viel durch die Nichtausführung verloren haben. Zur dramatischen Belebung und szenischen Anlage fehlte M. bei seiner gefährlichen Neigung zur Allgemeinheit schlechthin alles, vor allem die Freude an der kleinen Einzelbeobachtung. Natürlich versteht es sich von diesen gemeinsam erörterten Gedanken und Plänen aus, dass sein Freund Ferd. Delbrück allerdings 1809 ein Gastmahl über die Dichtkunst gewagt hat (Hirzel II, 432).

In Niemeyers Manier schrieb er in dieser Zeit für das von Eggers herausgegebene Deutsche Magazin u. a. Briefe eines Reisenden, in denen er den Naumburger Dom, die Weimarer Parkanlagen, die Gothaer Münzsammlung, das durch Männer wie Doering, Jacobs, Kaltwasser und Schlichtegroll ausgezeichnete Gothaer Gymnasium u. s. w. beschrieb, durch Mitteilungen über Hotels, Diners und Gesellschaften überall die Miene des Weltmanns wahrend.

Wolf, der iudex litterarum elegantiorum omnium, wie ihn Alexander von Humboldt 1817 in der Widmung seiner Schrift de distributione geographica plantarum nennt, hat doch auch zugleich

die Altertumsstudien nicht nur aus der Vorhalle der Theologie, sondern auch über die Stufe der belles-lettres emporgehoben (Harnack, Gesch. der kgl. pr. Akad. I, 2, 853). So sehr ihm die Kenntnis der altertümlichen Menschheit, inbesondere der griechischen, als unvergleichliches Mittel der Menschenkenntnis und Menschenbildung wert ist, so fern liegt ihm M.s schöngeistige Ubiquität. Schon sein beissender Witz schützte ihn vor dieser Art von Betätigung, mit der M. noch durchaus die Linie der früheren Eloquenzprofessoren fortsetzt. Freilich fühlte dieser selbst hier durchaus eine Spannung, die aus der lebendigen Erfahrung der ernsten wissenschaftlichen Arbeit stammte, wie er sie bei Wolf kennen gelernt hatte. Eine zweite Schwierigkeit bot die Vereinigung von Philosophie und Philologie. In beiden das Höchste zu leisten, schien vielleicht nicht aus inneren Gründen, aber doch wohl aus Gründen der Studienökonomie unmöglich. Wolfs Beispiel zeigte freilich wirkliche Fruchtbarkeit in einem an M.s Wünschen gemessen verhältnismässig engen Rahmen. Andererseits war seine Persönlichkeit in vielem alles andere als vorbildlich, die Frage der richtigen Vertretung der akademischen Altertumsstudien, obwohl sich der Kreis allmählich zu schliessen begann, doch noch durchaus diskutabel und durch ein einziges, für M. aus vielen Gründen nicht absolut vorbildliches, wenn auch achtungswertes Beispiel nicht entschieden. Dazu kommt nun noch eine ganz allgemeine Gefahr.

Schon in Halle plagte ihn zuletzt mehr und mehr das Dilemma: Sollte er durch gründliche Ergänzung seiner Kenntnisse seine akademische Brauchbarkeit erhöhen oder in seinen Lieblingsfächern die bereits nicht ohne Glück gezeigten Talente weiter ausbauen (DXC, 309)? Die Sache stellte sich auch so dar: durch den wiederholten Aufenthalt in Weimar und die Bekanntschaft mit Goethe, Schiller, Herder, Wieland, auch den beiden Schlegel *„begeisterte mich das Bild des klassischen Schriftstellers, und ein schönes Künstlerleben, wie jene Herrliche es führen, erschien mir als das Wünschenswerteste im Leben . . . Bis dahin war der akademische Lehrer in seiner vollen Wirksamkeit mein Letztes“* (DXCI, 376).

Aus mancherlei Gründen interessant ist eine Begegnung mit Heindorf, der Januar 98 über Konjekturen zu Plato disputierte. Die scharfsinnige Behandlung der Stellen, die besonders aus dem M. genau bekannten Hippias maior genommen waren, setzte ihn in

lebhafte „Bewegung", ja „Beschämung", so dass er nur schwer allmählich wieder sein Gleichgewicht finden konnte. Es zeigt sich hier, was sich mir an sehr vielen Stellen bestätigt hat, dass M. ein sicheres Gefühl für starke fachliche Leistung hat. Ausnahmsweise führte ihn die starke Bewunderung für Heindorfs kritisches Talent „fast über die Grenzlinien der Würde des Betragens hinaus". Daher — erklärt sich — M. hat die Linie nicht selbst gezogen — das Urteil Heindorfs über ihn in dem Briefe an Wolf (Körte I, 228). Der persönliche Eindruck Heindorfs war unvorteilhaft, in den Ansichten ein sklavisches Echo Wolfs, so wie es Falk und Delbrück übrigens auch bemerkt hatten. Wie dem ganzen Mann, so sah man ja auch seinem kritischen Talent durchaus das Mühselige an. Er bewunderte das von W. vorgezeigte Portrait Ruhnkens, in dem M. nur ein rauhes, pedantisches Äussere erkennen konnte. Es wird das von Sandys, Hist. of cl. scholarship II 458 mitgeteilte sein. Wolf war übrigens auch bei dieser Disputation nicht zugegen und bemerkte auf M.s artige Wendung, der Umgang mit H., der bei W. logiert hatte, müsse ihm sehr angenehm gewesen sein, er sei ihm zu lang geblieben. Da merkte M., dass es anderen Leuten bei W. nicht anders gehe als ihm selbst. Diese Notizen (DXCI, 214) eines hier völlig Unparteiischen sind von Interesse für die Beurteilung des Streits, der sich später in Berlin im Anschluss an Heindorfs Talent für Plato zwischen W. und Buttmann und Schleiermacher entspann. Von diesen sehr mannigfaltigen Fragen und inneren Schwierigkeiten je nach Lektüre und persönlicher Begegnung bald da, bald dorthin gerissen, erhält er dank seiner reichen schriftstellerischen und akademischen Tätigkeit und seiner weitverzweigten persönlichen Beziehungen mehrfach Möglichkeiten, sein Leben fürs erste durch ein festeres Amt zu solidieren. Es boten sich Aussichten nach Altorf, Duisburg, Oldenburg, den Sieg trug das Athenaeum in Danzig davon, da man dort auf seine Bedingungen, die sich auf Urlaub zum Zweck einer italienischen Reise bezogen, einging. Diese Frage hat dann später in Dorpat unendlich viel Tinte fliessen lassen und M. an seinen Freunden, ja der Vorsehung irre werden lassen. Der erste Brief M.s an Johannes von Müller erzählt anschaulich — die Briefe M.s an Johannes von Müller, den er schwärmerisch geliebt hat, gehören zu den schönsten, die ich von ihm gelesen habe — von der Sache, von dem Ruf nach Danzig: „Als ich 1797 in Halle, wo ich professor extraordinarius der Philosophie war, den Ruf

nach Danzig als Professor eloquentiae erhielt, machte ich eine Bedingung: wenn ich zwei Jahre dort wäre, wollte ich jene anderthalbjährige Reise, Erlaubnis dazu aber im voraus zugesichert. . . . Ich war gerade in Dresden, als die endliche Entscheidung kam; es war eines Sonntags. Ich war mit Gries, dem Übersetzer des Tasso und Ariosto, nachts zu Fuss von Tharand zurückgekommen. Beim Auskleiden find ich den über diesen Punkt entscheidenden Brief. Nun stands fest in der Seele, Halle und was mir dort teuer war (eins war mir dort über alles teuer) nach zehn Jahren zu verlassen. Es war einer der Lebensmomente. Gries wohnte in demselben Hause dicht an der Elbe, meinem Zimmer gegenüber. Ich klopfte ihn noch wach. „Mein Schicksal", rief ich durch die verschlossene Tür, „ist entschieden, ich reise nach Rom; denn darum reise ich nach Danzig."

Als Morgenstern von Halle in das ferne Danzig schied, weinte die unvergleichliche Mad. Niemeyer, dem Professor Kurt Sprengel in seinem botanischen Garten rollten, als er M.s letztes Billet in Händen hielt, die Tränen über die Wangen, Falk weinte in Weimar, und alle schönen Seelen fern und nah — simul omnes conlacrimarunt.

Beilagen zu II. Halle.

In der vorausgegangenen Darstellung und ebenso in den folgenden Auszügen sind vor allem die von Tag zu Tag aufgezeichneten „Beschäftigungen“ als wertvolle Quelle benutzt, so DLXXXVI (1788/89), DLXXXVII (1789/90), DLXXXVIII (Okt. 1790 bis Ende 91), DLXXXIX (Jan. 1792 bis Sept. 93), DXC (Sept. 1793 bis Okt. 96), DXCI (Okt. 1796 bis Febr. 99). Die wertvollen Notizen über die Begegnungen mit Wolf und Eberhard u. ä. m. sind freilich versteckt unter Massen von heute uninteressanten Bücherauszügen. Auch die ethischen Reflexionen, die auch in besonderen Heften auftreten (so DLXXXV schon 1787 in M., DXXXII v. J. 1788), sind von geringerem Interesse. Sie ermüden den Leser durch die Wiederholung derselben Gemeinplätze. Sehr weitläufig pflegt M. auch über Kunstgegenstände in privaten und öffentlichen Sammlungen zu berichten.

A. Wolfiana.

Wir sprachen über Pr. Jakobs Stunden über platonische Dialoge und über sein Unternehmen, über Geschichte der Philosophie Vorlesungen zu halten, was Prof. W. sehr missbilligte. Er erwähnte der grossen Schwierigkeiten eines solchen Collegiums, sagte, wie ängstlich er selber oft nur beim Vortrage der alten Geschichte gewesen sei, durchaus nichts ungegründetes, unausgemachtes als gewiss vorzutragen: Wie viel schwerer nun als Geschichte von Factis Geschichte von Meinungen sei. 1791 Sept. (DLXXXVIII, 87). *Wir kamen auf deutschen Stil zu reden. Selbst Wieland erlaube sich zuweilen, besonders in seinen Gedichten, kleine Unrichtigkeiten, z. B. pflag für pflegte. In Frankreich u. a. Ländern schrieben doch auch die schlechtesten Schriftsteller ihre Sprache richtig und selbst der Handwerksmann spreche richtig französisch. Ganz anders in Deutschland. Dafür treibe man auch in Frankreich in den Schulen sorgfältig Rhétorique. Bei uns sei überhaupt in Absicht der Grammatik noch gar zu viel Unbestimmtes. Wenn ein Adelung als Diktator*

aufstehe, so stifte das auch nicht genugsamen Nutzen. Die besten Schriftsteller wären oft uneins. Nur erst, wenn klassische Schriftsteller genug vorhanden seien, fixiere sich die Grammatik einer Sprache. Ich erwähnte des Urteils von jemand, die Deutschen scheinen über die Periode der Reife des Geschmacks ihrer Schriftsteller schon hinaus. W. widersprach nicht geradezu (88). Die Unsterblichkeit als Postulat im Sinne Kants leuchtet Wolf nicht ein. *Er meinte, wenn man auf Glückseligkeit eines künftigen Lebens sehe, so sei ja alle Collision zwischen Pflicht und Neigung. . . . nur scheinbar. . . . Ich erinnerte, dass der Mensch ein Wesen sei, das nicht bloss aus Vernunft, sondern auch aus Sinnlichkeit bestehe. Des Menschen höchstes Gut bestehe daher in der Vereinigung der Sittlichkeit und Glückseligkeit. Nur beides zusammengenommen könne ihn befriedigen und solle ihn jedesmal zu seinem Handeln bestimmen. W. meinte, die Tugend gefalle dem Tugendhaften durch ihre Schönheit. Diese könne ihn hinreichend zum Handeln bestimmen.* Die Unterhaltung geht über auf Ästhetik und Leibnizens Metaphysik. *Aus diesem metaphysischen Gespräch sehe ich, was ich längst vermutete, dass W. . . . am ersten wohl ein Skeptiker zu nennen wäre. Aber er hat überhaupt Philosophie niemals wissenschaftlich studiert* (91) [1791]. *Wir redeten über Kants Kritik, über die Form des Werkes. W. meinte, man würde sie leichter verstanden haben, wenn sie lateinisch geschrieben wäre, freilich nicht in ciceronianischem Latein. Bei den Kunstwörtern in der fremden Sprache würde man gerade dieselben Bestimmungen gedacht haben, die der Verf. in die Begriffe, die sie bezeichneten, gelegt hätte. — Kant hätte die Materialien einem anderen, der sich auf die Form vorzüglich verstanden hätte, geben sollen* (173, hierzu setzt M. ein ? an den Rand). Wolfs Urteil über Heyne: *In den Geist der Alten sei er tiefer eingedrungen, . . . nur habe er andererseits das grammatische und kritische Studium der alten Sprachen wieder zu sehr vernachlässigt. Sie könnten jetzt den Velleius zwanzigmal besser edieren (dies sind W.s eigene Worte), als Heyne zum ersten Mal den Tibull edierte.* Von Reizens *Pünktlichkeit in Kleinigkeiten. Ernesti in einem Stilcollegio: Reizens Aufsatz multis scatet peccatis, sed admirabilem colorem habet latinitatis. Fast rührend war es W., als Reiz einmal an einem vergnügten Abend ganz bewegt auf Wolfs Vorstellung, es seien beim Studio der Alten so manche wichtigen Sachen, denen man Beschäftigung mit Kleinigkeiten aufopfern solle, sagte: Bester Freund, lassen Sie mir meine*

Kleinigkeiten, wenn ich nun dazu gemacht bin. Ernesti wusste Reiz bei seiner Schrift de inclinat. etc. nicht zu opponieren (173—176). Wolf klagt über seine durch Kollegienlesen und Schreiben zerrüttete Gesundheit Ende 1793. M.: *„Dadurch allein, optime Wolfi? Wir wissens besser."* (DXC, 50).

Ernestis Betragen gegen Reiske. Nicht einmal ein Programm sollte er als Rector der Nicolaischule schreiben..... Reiskes lat. Stil sei zwar meist abscheulich, aber zuweilen entschlüpften ihm, ohne dass er selbst es weiss, ganz vortreffliche Perioden. So gleich zu Anfang der Praef. in Oratt. Gr. Aber dann gehts auch gleich wieder drunter und drüber (DLXXXIX, 29). Schneider schrieb W. auf die Frage „Warum kein Index im Nicander?" zurück: *Eher wolle er einen Affen lausen. Wozu noch dem Tiere einen Schwanz anhängen? Etwa um die Fliegen abzuscheuchen?* (DLXXXVIII, 24). Klotzens Latinität: *klar und leicht, aber schmecke doch zu sehr nach dem Deutschen.... Gründl. Kenntnisse habe Kl. nirgends gehabt* (ib. 27). *Ich mag, sagte Ernesti zu Semler, mir meinen lat. Stil mit den Kirchenvätern nicht verderben* (ib.). *Ich wisse, sagt ich, dass er von relig. Empf. kein Freund sei. Nicht so ganz, sagte er mit einer ganz eigenen Miene* (DXC, 51). Ernestis Latein ein weiter Schlafrock (DXC, 82).

Den meisten neueren Dichtern kann W. *keinen rechten Geschmack abgewinnen.* Shakespeare nur aus dem hist. Gesichtspunkt bei Zurückstellung der Forderungen des Geschmacks interessant. Beim Roman fehlt die Möglichkeit des Vergleichs mit den feinsten Köpfen und dem goldenen Zeitalter der Antike. Gespräch darüber mit Fr. Schlegel und M. DXCI, 21. Ähnlich oft anderwärts.

Unechtheit einiger Briefe Ciceros an Brutus? *Als W. es Reizen zuerst sagte, rief dieser: Nein, von den Briefen lass ich mir durchaus keinen nehmen, gar keinen. Erst als W. ihn auf Ruhnk. ad Vellei. verwies, ward er stutzig* (DLXXXIX, 69).

Mitte 93 rät W. dem kommenden Privatdozenten M., sich gleich tüchtig mit Vorlesungen ins Zeug zu legen. Mancher bereue es, der anfangs die Sache ohne Anstrengung angegriffen habe. Man dürfe es nicht als Mittel (zu künftiger Schriftstellerei, zu äusserer Tätigkeit etc.) ansehen, sondern als Selbstzweck (ib. 320).

Von meinem Wunsch einer Reise nach Italien, da wolle ich auch codd. von Plato und Cicero conferieren. Nur fatal, sagte ich, dass deren so viele sind; hat man nun auch mehrere verglichen,

so bleiben doch noch mehrere wieder zurück. W. gab zu verstehen, man müsse nicht alle einsehen, bei Hauptstellen; aber die, die keine Ausbeute bei einer solchen Einsicht versprächen, unverglichen lassen (DXC, 333). *W. behauptete gegen mich, Philologie und Philosophie seien ganz verschiedene Studien. Man habe kein Beispiel, dass ein Philosoph (vom ersten Rang, versteht sich) ein vorzüglicher Philolog, und umgekehrt keins, dass ein Philolog (auch vom ersten Rang, versteht sich) ein vorzüglicher Philosoph gewesen sei.* Wyttenbach und Hemsterhuys lässt W. nicht als eigentliche Philosophen, Reimarus mit seinem Dio nur als gelehrten historischen Sammler und guten Sprachkenner gelten. Für W. gibt es kein besonderes Genie des Kritikers, der nur Schreibfehler emendiert, *wie man heutzutage Druckfehler corrigiert. Kritik sei gleichsam nur die Blume, die aus umfassender Kenntnis der ganzen Altertumswissenschaft hervorgehe.... Als ich dagegen stritt mit Ruhnkens Criticus non fit, sed nascitur, sagte W. lächelnd: das verstehe sich freilich von selbst, wie zu jeder Wissenschaft, ja zur gemeinsten Kunst, wer in ihr etwas leisten solle, geboren werde, so freilich auch zur Philologie, und insbesondere zur (Wort-) Kritik* (DXCI, 81). *Dann sprach er mit einer Art von Triumph noch von einer Menge von Schriftstellern, die er herausgeben werde. Am Ende, sagte Knapp* (G. Chr., Theologe, seit 1782 o. Pr., † 1825), *kommen Sie noch ans Neue Testament. Wollen, dacht' ich, und ausführen sind bei unserm planreichen W. verschiedene Dinge* (DXCI, 83). *Dass er aber die Varianten der plat. Rep. lieber an Bremi nach Zürich schickt, als mir in Halle gibt, konnt ich nicht vergessen, obgleich mir wohl erklären* (ib.). Pädagogisches: DLXXXIX, 28 ff. *Das Hauptprinzip des Lehrers, gute Köpfe zu bilden, müsste dies sein, sie von zu grosser Achtung vor Autoritäten abzugewöhnen, sie zum Selbstdenken zu gewöhnen. Oft habe er (absichtlich) vor seinen Schülern das widerrufen, was er den vorigen Tag gesagt, mit dem Zusatze: ich habe es nun besser kennen gelernt: deshalb und deshalb* (hierzu bemerkt eine 1805 datierte Randglosse von M.: Das habe ich nachher immer getan, in Halle, Danzig und Dorpat). *Ganz anders der Schulmann, der constantiae caussa itzt ist, wie vor 20 Jahren. Von dieser Art sei J. Fischer in Leipzig.* Folgen Hiebe auf dessen Kratylusschriften. Über ihn vgl. Sandys III, 14. Im Zusammenhang mit Berichten über seine eigene Schul- und Studentenzeit steht das Wort: *Eine Schule müsse entweder recht gut oder sehr schlecht sein, um den guten Kopf zu bilden. Die mittelmässigen taugen nichts* (ib. 31).

Wolf lässt im Gespräch kaum an irgend einem etwas Grosses und Ganzes gelten. M. notiert die Urteile und Witze meist nur ganz allgemein; selten genauer *(Beckius, Beckus, pecus)*. Mit etwas wohlwollender Herablassung wird immer Reiz behandelt:

Er zeigte mir einen Brief von H.n. von Humboldt, den er einen lieben Jungen nannte, mit vielen Coniecturis in Phaedr. Pl. Hin und wieder sei etwas Gutes drin. Nur fehle es dem Verf. zuweilen an antiqu. Kenntnissen, z. B. bei einer Stelle, wo von einer statua ἰσομέτρητος die Rede war (DLXXXIX, 121; 27. Nov. 1792). Vgl. W. von Humboldt, ges. W. V, 1 f. 1846. Sonst wird Humboldt freilich stärker herausgestrichen, so Ende 1793: *H. einer der trefflichsten Menschen, die er kenne* (DXC, 44).

Es ist in der Tat erstaunlich, was für Leute Wolf im Laufe der Zeit dem jungen auf Verehrung angelegten M. gegenüber ohne jede Scheu abkanzelte. Heyne erfährt Kritik wegen seiner Unkenntnisse in diesem und jenem Punkt, bei Platner, dessen Unterhaltung M. in Leipzig gern genoss, tadelte er die Eitelkeit, bei Basedow den Charakter. Dem Hausgenossen Niemeyers (das war M. seit 1791: DLXXXVIII, 114) erzählt er, wie dessen unter riesigem Zulauf gehaltene philologische Kollegien allmählich, trotzdem er die „Mässigkeit" beobachtet habe, jene nie in seinen Vorlesungen zu erwähnen, schliesslich zusammengeschmolzen seien (173).

Die Sticheleien auf Heyne in Sachen Homers beginnen früh. Dezember 1791 spricht Wolf mit M. über die Entstehung der homerischen Gedichte. *Er zeigte mir Papiere, die er schon vor 14 Jahren darüber geschrieben, wo er schon die erste Idee davon gehabt habe. Er habe damals H.n Heyne etwas davon mitgeteilt, der sich aber in den Geist des homerischen Zeitalters nicht genug versetzen könne. In Absicht des Ausdrucks besonders rede Herr Heyne von einer poetischen von der Prosa unterschiedenen Sprache zu der Zeit, als es noch keine Prosa gab. Damals zuerst in seinem Glauben an Heynes Autorität etwas wankend gemacht* (DLXXXVIII, 170). *Ich fragte, ob er sehen wolle, was ich über Platos Begriffe von der Poesie geschrieben habe. Er wies es mit einer gewissen Manier von sich. Wozu? gab er zu verstehen. Damit, sagte ich, Sie mir es sagten, wenn etwas nichts taugte. Dies würde ich doch nicht sagen, erwiderte W. . . . Genug, ich sah aus diesem Wink hinreichend, wie wir stehen* (DXC, 159). Über Ruhnkens, von Wyttenbachs Hand geschriebenen Brief (vgl. Reiter, Neue Jahrb. für Päd. IX, 98 ff):

Hätte er diesen . . . eher erhalten, so wäre er doch wohl gegangen. Nur der Vorwurf von levitas in seinen Entschliessungen halte ihn jetzt ab. Auf den Minister v. Wöllner war W. sehr übel zu sprechen. Dieser habe sich um nichts gekümmert. Er danke ihm auch gar nicht für die Zulage (DXCI, 14; November 1796).

An Sprengel schreibt M. August 99 von Danzig aus (Konzept DCV, 156): *Sprechen Sie unsern Wolf öfters? Unsern? Nun ja. Nirgends werde ich vergessen, dass ich ihm recht viel verdanke und immer verdanken werde, mag er auch von mir denken und vielleicht reden, was es sei. Vielleicht kommt einst noch die Zeit, wo er nicht ungern sich erinnert, dass ich einmal zu seinen Füssen sass. Der Kränze sind viele.*

Es wird doch ehrlich sein, wenn M. an W. bald nach seiner Ankunft in Danzig, die sorglose inverecundia bedenkend, mit der er ihm oft so viele wertvolle Zeit durch Besuche und Fragen geraubt hat (jene inverecundia sei ihm früher leicht und natürlich, dann später schwerer geworden, bemerkt er im Anschluss an eine Wendung des Wolfschülers Bremi), bekennt: *kein Männergespräch war mir in Halle zugleich interessanter und lehrreicher* (8. Nov. 98; Konzept DCV, 119 ff.).

Das im Text erwähnte peinliche Testimonium Wolfs über M. lautet:

Fr. A. Wolf an Joh. von Müller 8. Sept. 1808 (Briefe an J. v. M., herausgegeben von Maurer-Constant IV 386): *Einen unvermuteten Anlass dazu* (zur Erneuerung Ihres Andenkens) *gab einer meiner ehemaligen Schüler, der Dorpater Morgenstern, dem man wenigstens nachrühmen muss, dass er sich noch immer in der Bewunderung edler und grosser Männer gefällt. Sonst erfüllt er leider wenige der Hoffnungen, die ich mir ehemals von ihm machte, und wird immer eleganter, eitler und fader.*

Von Danzig aus schickte M. dem Lehrer gelegentlich Danziger Goldwasser zum Geschenk; auf eine persönlich mitgebrachte Gabe dieser Art geht das folgende undatierte Billet Wolfs, das anlässlich eines Besuchs M.s im Jahre 1800 geschrieben ist:

Morgensternio suo p. s.

Domum redeunti hac nocte mihi offertur a meis donum Tuum, pretiosum hercle et illecebrosum, quamquam reliquiae Danaum atque immitis Achilli. Quas etsi vix ter anno tangere et gustare audebo, tamen non minores Tibi a me gratias agi par est, immo idcirco etiam maiores: nam tanto longius manebit

mihi itineris ad nos Tui memoria et gratia. Nae Tu in paucis eris philologorum, qui tali comitatu peregrineris et ita tamen temperantiae sis studiosus, ut cystam Bacchicam quam attulisti aliis potius reverendam relinquas, quam ea ipse fruare. Ceterum antequam hinc proficiscaris, velim aliquot horas, ut saepe ostendisti, mecum sumas familiarius traducendas, sive domi meae sive in regione aliqua suburbana, non montana tamen, ne circulos nostros turbent profani. Ac, si per negotia Tua licuerit, quaeso, ut servulae significes, hodiene an cras Tibi id fieri placeat. Vale et memoriam conserva tui Wfi. (Original im Briefband CCCXLII).

Aus der Dorpater Rede M.s auf Wolf vom 20. Nov. 1835 interessiert noch, dass er Wolfs Bedeutung für die Altertumswissenschaft, abgesehen von ihrer Emanzipierung aus unwürdiger Stellung, wie sie Heyne vorbereitet hatte, noch darin sah, dass er Sachkunde und Sprachkunde durch eine würdige Vermittlung und kritische Fundamentierung verband, ähnlich wie Kant den Idealismus oder Realismus seiner Vorgänger durch seine Kritik überwand. Dieselbe Parallele zieht in ähnlicher Weise Föhlisch, Consilia scholastica von F. A. Wolf, Programm des Gymn. zu Wertheim 1829, XVII f. „Mehrere unter den Anwesenden hingen einst noch am beredten Munde dessen, der ein Altertumskenner war, wie wenige jemals. Heilig bleibt ihnen sein Andenken. Einer von ihnen steht hier, der, dem Ende der Laufbahn nahe genug, freudig bekennt: Wenn auch er seit mehr als 40 Jahren vom akademischen Lehrstuhl aus nicht ganz fruchtlos altertümliche Lehre und Kunst zu verbreiten sowohl wagte als auch einigermassen vermochte: vor allem diesem begeisternden Lehrer dankt er es lebenslang". (Nach DLV).

In M.s Nachlass finden sich zahlreiche, sehr säuberlich nachgeschriebene Kolleghefẗe über Vorlesungen bei Wolf. Neben Stoff und Literaturangaben stehen allerdings prägnante Formulierungen, doch ist ein stark persönlicher oder übertrieben witziger Ton nicht zu erkennen. Möglich, dass M., wie häufig auch im Tagebuch, sich auf das Sachliche beschränkt hat. Sehr interessant war mir das Heft XXXVI Lat. Stil, W.S. 89/90, ein Kolleg, das eine Fülle von Gegenbeispielen aus neuerer Latinität, also einen Antibarbarus brachte und offenbar für jene Zeit sehr gut angelegt war. Diese Fragen hat ja W. auch gelegentlich literarisch behandelt, so in dem Aufsatz Mala aut inelegans Latinitas in scriptis recentiorum, Lit. Anal. II, 485 ff.

B. Heyniana.

H. wird auf W.s Aufforderungen nie antworten. Er wisse wohl, dass er den Herrn keinen grösseren Gefallen tun könne. . . . Er habe W. nach Ilfeld gebracht, von I. nach Osterode, von O. nach Halle. In Rücksicht der Homerica bleibt indes ungeachtet aller Heyneschen allgemeinen Klagen über Mangel an Humanität, Urbanität und über den Schaden, den das Ansehen der Humaniora durch dergl. ärgerliche Streitigkeiten leide, meine Privatüberzeugung, dass Wf. jene Ideen über Homer nicht von H. entlehnt habe. Folgen Bemerkungen, die M. in seiner Wolfrede knapper formuliert hat (siehe oben S. 42 mit Anm. 46). M. hob Wolfs gute Seiten, sein *Verdienst als Lehrer* hervor, *ohne indess sein wankelmütiges, launenhaftes Wesen zu verschweigen. Es war ein gar sonderbares Gespräch.* Der junge M. tröstet den alten H.: *Beim Parteigeist in der philol. Welt möge man nur auf den in der philosophischen sehn, der noch ärger sei. Beim Unmut über Undank erhebe der Blick auf ein künftiges Leben* (DXCI, 144).

Woher der Irrtum herrührt, der seit Mercklin (12) durch die biographischen Notizen über M. geht (ADB, Stieda), dass Heyne der Verfasser der Kritik in den GGA ist, weiss ich nicht zu sagen. Erst den Briefen Heynes an M. (CCCXLII, 2; hier 10 Briefe aus den J. 1792—1804) habe ich entnommen, dass Buhle, also der bekannte Göttinger Historiker der Philosophie, die Kritiken geschrieben hat, freilich nach eingehender Besprechung und in vollem Einvernehmen mit H. In einem dieser Briefe (am 28. Okt. 94) findet sich auch jene natürlich auf Wolf zielende Äusserung, M. möge doch auch fernerhin sich (siehe oben a. a. O.) die Liebenswürdigkeit des Tons erhalten und nicht jenen thrasonischen Ton annehmen. Ferner heisst es hier: „Der Himmel hat Sie, teuerster Herr Doktor, für die Zeiten aufbehalten, da man die Klassiker nicht mehr der blossen Krittelei wegen liest, bearbeitet und ediert, wie noch in meiner Jugend geschah; daher bearbeiteten die holländischen Gelehrten insonderheit nur eine Menge kleiner unbedeutender griechischer Schriften, oder es kamen einzelne Schriften Xenophons, Plutarchs u. a. bloss kritisch ausgerüstet zum Vorschein; man dachte nicht daran, dass Wortkritik, Konjekturen- und Emendationenmachen nur Vorbereitung zu wissenschaftlichem Studium der Alten ist, für sich selbst aber einen sehr eingeschränkten Wert hat und dass ein Kritiker bei allem Scharfsinn immer nur auf der unter-

sten Stufe stehet gegen den, der in den Geist des Schriftstellers eindringt und einen Plato als Schöpfer schöner Kunstwerke zu studieren versteht." Folgen schmeichelhafte Bemerkungen über M.s Arbeit. Dann: „Da für mich ein junges, aufblühendes Genie unter den Werken Gottes das Schönste ist und ich mich glücklich schätze, wenn so etwas noch in meine Lebenszeit fällt, so können Sie versichert sein, dass ich Ihre Schritte mit aufmerksamen Augen verfolgen . . . werde" etc. etc. Über den Teil III ein Brief H.s vom 16. Juni 95 mit ähnlichem Inhalt. In den Briefen nach Dorpat ist u. a. von dem Verkauf Göttinger Dubletten an die junge Universität die Rede. Vgl. die Bemerkungen über Heyne in den Reiseberichten der Halleschen Zeit, denen auch die obige Stelle entnommen ist.

C. Eberhardiana.

Warum sollte ein so heller Kopf als Sokrates sich nicht ein System in seinem Kopfe geschaffen haben, wenn er auch im Umgang nur gelegentlich einzelne Stücke davon vortragen konnte? Ich hatte, sagte Eberhard, als Prediger mein ganzes philosophisches System im Kopfe: wenn also jemand aus meinen populären Kanzelvorträgen hätte schliessen wollen, ein philosophisches System habe ich nicht, so würde er sich geirrt haben. Nie hätte ich etwas vortragen können, was nicht meinen philosophischen Einsichten und meinen innigen Überzeugungen gemäss gewesen wäre (DLXXXVIII, 79). Zahlreiche Aufzeichnungen über das Verhältnis von Tugend und Glückseligkeit. *Was heisst das, fragte E., die Tugend um ihrer Schönheit willen lieben? Im Grunde doch: sie deswegen lieben, weil sie Vollkommenheit des Geistes ist, weil sie den Menschen vollkommener macht. Und dies sagen wir auch. Aus dieser Vervollkommnung aber entspricht Befriedigung der vernünftigen Neigungen* (104).

Hume sei seicht (DLXXXIX, 9). Dieselbe Äusserung öfters. *Ich erwähnte, dass ich die Kantische Moral genauer studieren wollte. Ich würde wenig der Mühe Wertes finden, sagte E. mit wegwerfendem Blick* (Jan. 1792; DLXXXIX, 2). M. spricht auch mit ihm, der nur durch die *Schwierigkeit* und *Umständlichkeit* der Sache abgehalten worden war, seine Schrift über den moralischen Sinn in dialogischer Form abzufassen, über seinen Plan einer Geschichte des philosophischen Dialogs DLXXXIX, 17. E. bemerkt zu dem Streit Heyne-Voss: *Wenn ein Mann wie H. in einigen Fächern seiner Wissenschaft*

gross ist, so tut der Haufe, als ob der Mann nun in allen Fächern seiner Wiss. der erste sein müsse und sei. Wäre ich an Heynes Stelle, . . . so liess ich das Sticheln auf Voss durch Lichtenberg etc., sagte ihm öffentlich, dass ein solches Streiten und Zanken sich weder für mich noch für ihn schicke. Der Weg sei ja breit; in einzelnen Sachen und Fächern könne der Schüler oder Nachfolger weitergehn als der Lehrer und Vorgänger, dem letzteren bleibe aber darum sein Verdienst (DLXXXIX, 16).

Ich fürchte, sagt E., wenn es so fortgeht, von dem Hang unserer Zeit unter jenem (Kants) *Einfluss zwei traurige Dinge, Atheismus auf der einen und Schwärmerei, alles zu glauben, auf der anderen Seite.* Folgt Polemik gegen Kants „Postulate" (ib. 36). E. sieht nicht ein, warum nicht der kosmologische Gottesbeweis *wenigstens gleichen Rang haben solle mit dem moralischen Kants. Ohne den letzteren soll ich nicht vernünftig wollen können, ohne jenen kann ich nicht vernünftig denken* (ib. 64). *Der kritische Idealismus fange gerade mit der schwersten, allerverwickelsten Frage in der ganzen Philosophie an. So wird der Anfänger entweder blosser Nachtreter oder er gerät in Labyrinthe, aus denen er sich nicht herauswickeln kann.* M. sieht ein: *Ich sollte im Gespräch mit ihm lieber von allem, was auf . . . die kantische Philosophie Bezug hat, nicht reden* (DLXXXVIII, 28; Febr. 91).

Überhaupt sehe ich im voraus, dass, wenn ich einmal hier akademischer Lehrer werde, eine rechte Kunst dazu gehören wird, es weder mit Wolf noch mit Eberhard noch mit Jakob zu verderben, ohne doch zugleich jemals gegen einen von ihnen wider meine Überzeugung zu reden oder zu handeln. Am klügsten werde ich tun, bei Jakob gar nichts von Eberhard und bei E. nichts von J. zu erwähnen (67). Ähnliche Bemerkungen häufig. Lustig ist, dass E. es W. geradezu übelnimmt, dass er aus Indolenz gar nicht darüber empört ist, dass ihm Kant mit seinem Kritizismus die Metaphysik unmöglich macht (was wohl in Wirklichkeit Wolfens geringste Sorge war) und ihm sagt: da ist nichts. Wolfs Gleichgültigkeit in diesem Punkt ist gerade so, sagt E., als ob ich mit Perrault sagen wollte: Bei den Alten ist nichts zu holen, für mich ist Philosophie der einzige Gegenstand meines Forschens (DLXXXIX, 21). *In Gesellschaft der Vornehmen spielt er fein den Hofmann. Einmischung der franz. Brocken in sein Gespräch* (DXC, 182).

D. Falkiana.

An M. aus Berlin ohne Datum (CCCXLII, 5): *Ich lebe hier herrlich und in Freuden. Ich gebe und nehme Besuche. Heut im Bordell und morgen in der Charité. Denn das verhält sich gegen einander wie antecedens und consequens. . . . Kurz, hier ist Leben die Fülle und Stoff so viel, dass ich die Form vergesse. Ich habe . . . einen alten verschlossenen eisernen Kriminalrat kennen gelernt . . ., der eine sehr schöne junge Frau von 16 Jahren hat, mit der er aber keine Kinder zeugt, vermutlich, weil er es gegen seine Amtspflicht hält, jemandem das Leben — zu schenken. . . . Wie gefällt dir der Anfang folgenden Liedleins, nach einer Mozartschen Melodie zu singen: . . .*

Lachen muss ich, ihr Brüderchen, lachen,
Dafür, Brüderchen, seid ihr ja da,
Noch auf Charons unwirtbarem Nachen
Lach ich Eurer. Juchheisa! Trala!
Jeder, Brüderchen, treibe hienieden
Das, wozu die Natur ihn ersah,
Euch ward närrisch zu sein hier beschieden,
Mir darüber zu lachen — ha! ha!

M. selbst erzählt: *Beiläufig erwähnte F., dass, wenn er eher sterben sollte als ich, er keinem anderen als mir seinen literarichen Nachlass übergeben würde, weil er keinen habe, mit dem er in dem Verhältnis stehe, wie mit mir* (DXC, 282). F. hält G. L. Spalding für einen *mühseligen Silbenstecher*. Über Heindorf: *F. und Delbrück sehn ihn als Wfs ausgemachten Nachbeter und Nachahmer (selbst im Äussern) an* (DXCI, 87).

Zugeeignet hat Falk seinem Freund K. M. die Satire „Die Gebete".

Einige Auszüge aus Falks Briefen an M., insbesondere Bemerkungen über Weimarer Verhältnisse, bei Sintenis, Briefe von Goethe etc. an K. M., Dorpat 1875. Die Glaubwürdigkeit dieser stark zugespitzten Berichte, die hier nicht wiederholt werden sollen, lasse ich dahingestellt. In einem ausgeführten Dialog wird gezeigt, wie Goethe, *fest, männlich einherschreitend, die Hände am Leibe etwas steif herunterhängend, zuweilen beinah so, als ballte er die Fäuste und wollte männiglich in der Gesellschaft zu Boden rennen*, mit dem schüchtern verlegenen, von Winkel zu Winkel schleichenden Wieland disputiert und ihn durch paradoxe Behauptungen ärgert. W. spricht

mit F. über den Wilhelm Meister. Die Naturtreue der Hure Philine kann er nicht beurteilen. *„Ich bin in dieser Art Natur zu wenig bekannt und kenne die Spuren bloss aus den Schiftstellern... Nur selten stösst man auf kleine Sprachunrichtigkeiten und selbst die hätte er verwischt, wenn er mir dies Werk so wie manche früheren zur Durchsicht mitzuteilen Zeit gehabt hätte. Er pflegt auf meine Erinnerungen viel Rücksicht zu nehmen"*. Falk urteilt noch März 1798, wozu M. ein ? setzt: *So viel ist gewiss, dass Voss trotz alledem doch wohl länger leben wird, als Goethe.... Alle unsere Prosaiker von Garve und Engel an bis auf Wieland und Goethe, Klopstock selbst nicht ausgenommen, müssen bei ihm in die Schule gehen und lernen, was Rhythmik und Periodenbau heisst, wofür noch gar niemand im Norden ein Ohr hat ... Vossens mythologische Briefe ... müssen bei jedem, der ein deutscher Prosaiker werden will, auf dem Tische liegen.* Schlecht ist F. auf Schiller zu sprechen, z. B. auf die 3 Stücke des Wallenstein. Von den beiden letzten heisst es u. a.: *eine Inkonsequenz in den Charakteren, ein unbescheidenes Aufdringen des Dichters vom Helden des Stücks bis zum gemeinen Reiter herab, wie man es nur an Schiller gewöhnt ist. Alle Augenblick rückt er den Katheder hinter den Coulissen hervor! Auch hat er seinen Lohn dahin. Die Zuschauer haben bei der zweiten Vorstellung reihenweise geschlafen....* Rätselhaft ist mir, wie übrigens schon Sintenis, in Anbetracht der Zeichnung der Frauencharaktere im Wallenstein die boshafte Behauptung: *Was Schiller nur andeutet, hat Herr Fr. Schlegel in seiner Lucinde ausgeführtr* Von Goethes Plan einer Achilleis meint er: *Hexameter sollte e. sich nun am wenigsten einfallen lassen machen zu wollen, da die seinigen volle 40 Jahre veraltet sind, noch ehe sie aus der Feder fallen.*

In Morgensterns Briefsammlung (CCCXLII, 5) geraten ist ein lateinisches curriculum vitae, das F. an einen Mäzen in Danzig einsandte und das M. offenbar auf Latinität hin korrigieren sollte. Hier berichtet F. über seine enge Jugend, wo ihm Lektüre schwer möglich war, si nempe excipias quae dicunt ascetica, qualia sunt Schmolkii aliaque huius generis horrenda volumina, quae ab superstitiosa matris meae opinione non abhorrebant .... mater qua erat pietate animadvertere coepit me maiori attentione Gellerti et aliorum fabulas quam Maccabaeorum res gestas iam toties mihi decantatas prosequi, quin me saepius in legendis illis nimium festinando aliquot capita omittere ... me in sacris concionibus .. crebrius obdor-

mivisse. Zum Glück war das poëma Messias solo hoc titulo piae matri multis nominibus commendatum . . . . Mutter und Vater, dieser matris consilia, ut fieri solet, iniens, vereinigen sich gegen den jungen Poeten. O Hagedorne, Lessinge, Gellerte, quam multas mihi excitastis tragoedias domesticas! Schliesslich wird ihm durch glückliche Unterstützung der Zugang zur Bildung möglich. Das Schreiben schliesst unter Berufung auf den wachsenden Umfang der Wissenschaften und die Schwierigkeit, die für den Studenten dabei im Unterscheiden des Giftes und der Wahrheit besteht, mit der Bitte, das Stipendium auch im vierten Studienjahr noch weiter zu gewähren.

E. Tränen.

Ein blinder Flötenspieler entlockt ihm mit seinen lieblichen Tönen Tränen (DLXXXVIII, 85). Aber die gleiche Wirkung tritt auch bei der Lektüre gelegentlich ein, etwa bei Platos Staat: *Mich entzückte die Schönheit des Planes und mancher einzelnen Stellen. Ich weinte vor Freude* (ib. 171). Freilich waren schon Tränen geflossen in Unruhe und Verdruss anlässlich der ersten akademischen Begegnung mit Plato, *dass ich im Griechischen noch nicht weit sei* (Jan. 1789; DLXXXVI, 8).

In Braunschweig bei Eschenburg (Okt. 1795). U. a. las man Gray. *Madame Niemeyer und Eschenburg lasen die Elegie auf den Dorf-Kirchhof vor. Mir traten Tränen ins Auge. Mein Herz wallte über von gemischten Empfindungen. Ich war innig bewegt. — Du liebenswürdiges Weib!* (DXC, 237).

Aus sehr viel späterer Zeit (1813): *Gelesen, ausser einigen wenig bedeutenden kl. Erzählungen, mit grossem Interesse die Erzählung der Badeaufenthalt von Caroline Pichler, geb. von Greiner. Der Schluss rührte mich tief. Es war kurz vor Schlafengehen, dass ich ihn las. Das Herz forderte seine Rechte. Mir ward lebendig, was ich entbehrte. Ich sank nieder bei meinem Sopha. Mir selber Tränen (aber bittersüsse) flossen* (DXCIV, 366).

F. *Εἰς ἑαυτόν.*

Magdeburg Mai 1792. *Auch den Prof. Pfaff aus Helmstädt sah ich und mehrere schöne Frauenzimmer. Doch hinter meinem griechischen Ideale bleibt alle Natur, die ich sah, weit zurück, wenngleich der Anblick der kunstlosen Anmut und des Liebreizes einiger*

aufblühender Mädchen mich auf einige Augenblicke in eine angenehme Stimmung versetzte (DLXXXIX, 42).

Aus dem Heft DXXXIV:

M. tanzte seit etwa seinem 16. Jahre nie . . ., teils, weil es ihm an Übung und Geschicklichkeit fehlte, teils, und noch mehr, weil solche öffentliche persönliche Schaustellung des Mannes und jedes öffentliche Tändeln mit Weibern, wohin sein Gefühl unsere Modetänze rechnete, seinem Wesen widersprach. Es war noch ein individueller Grund (5).

Von meinen Selbstkasteiungen in früheren Jahren, wie ich mir Speise und Trank oft bis zu gewissen Glockenschlägen versagte, jede Übertretung anderer, willkürlich mir selbst gemachter Vorschriften mit bitteren Vorwürfen an mir strafte (6).

Die Natur hatte mir ein fast weibliches Wesen gegeben, und ich habe ein fast männliches daraus gemacht. Ich bedauere, dass ich auch in der letzteren Beziehung fast sagen muss. Aber ich kann nicht anders. In meinen Gesichtszügen war, wenigstens früher, auch fast weibliche Sanftheit. Zart war von Jugend auf meine Haut, die Hüften waren weiblich stark. Stimme . . . weich . . . . Lautheit und Fülle ohne eigentliches Metall.

Mein fester, obwohl, wie Krause einmal bemerkte, zugleich leicht schwebender Gang (7).

Wäre mir früher geworden, queis sibi dolet natura negatis, ich hätte als noch kräftigerer Mann dagestanden, hätte erfolgreicher gewirkt. Zu den gewöhnlichen Auskunftsmitteln konnt ich mich nie entschliessen. Weibliche Unschuld war mir von früher Jugend an heilig. Angeborenem Sinn widerstand, was die meisten nicht verschmähn. Dennoch entzogen Kämpfe der Sinnlichkeit viele Jahre hindurch manche Nachtruhe und trübten manchen Tag das volle, unverkümmerte schöne Gefühl voller Geistes- und Leibesharmonie . . . Mich selbst besiegend im Verhältnisse zu Weibern — bis 1810. Wie sich strafte eine Abweichung weniger Stunden aus Neu- oder vielmehr Wissbegier schon durch verletztes reines, stolzes, bis dahin lebenslanges Bewusstsein des von dieser Seite kinderreinen Lebens (8).

O der Kampf zwischen Liebe zur Einsamkeit und Trieb nach Wissen mit Liebe zu anderen Menschen und Trieb, schon itzt ihnen zu nützen, dieser Kampf wird mir schwer! Okt. 1790 (DLXXXVII, 88).

Mit dankbar froher Empfindung seh ich zu dem Wesen empor, das mich den bisherigen Weg meines Lebens so führte, dass nur selten Unzufriedenheit sich meiner bemächtigte . . . Erhalte mir, un-

nennbares Wesen, zu dem meine Seele sich nur sehr selten, aber meist immer in ihrer heitersten Stimmung erhebt, und dann an deinem Sein nicht zweifelt, dich gegenwärtig glaubt, in dem Gedanken an dich Trost, Beruhigung, frohe Aussichten findet — — erhalte mir meine Mutter, meine Lehrer, meine Freunde. Führe neue Freunde mir zu, wenn ich erst wieder mehr Musse habe, an der Seite des Freundes bald mich zu erholen, bald mich zu bilden. Vor allem ausdauernde Kraft zu meinen Geschäften! — Immerwährendes lebendiges Gefühl meiner Pflichten! Gieb mir jene! Dass mich dieses nicht verlasse, danach will ich ringen. Ich wills. Neujahr 1793/94 (DXC, 54 f).

Ähnliche Äusserungen sehr häufig, Wunsch nach Zuwachs an Wissen, nach sittlicher Vervollkommung, Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe; qui vult, potest als Motto ständig wiederholt.

G. Reisen der Halleschen Zeit.

1. Ende Juli 97 in Weimar und Jena (DXCI, 96 ff.), Besuch bei Corona Schröter: *Einst war sie Goethes vertrauteste Freundin, jetzt nicht mehr. Sie sprach offen darüber mit mir. Ihr Auge hatte, wenn sie mit Wärme sprach, noch viel Feuer und Ausdruck, ob sie gleich nicht mehr jung ist.* Bei Wieland, der Falk wegen seines *Sanskulottismus* tadelt. M. hört aber von Böttiger später, dass man solche *Launen von Missbehagen* bei W. nur bei näherer Kenntnis richtig einschätze. W. der *lieblichste Sprecher,*

οὔ μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή.

Vergleichung seiner Villa mit der horazischen von Wl. scherzend durchgeführt. Ähnlichkeit des platonischen und horazischen Geistes in manchen Punkten in Rücksicht auf Urbanität, feine Ironie, moralisches Gefühl. Er verglich meine Organisation mit der seinigen. Bei Herder. *Wielands feine griech. Organisation des Kopfes hat er nicht, mehr etwas Breites in seiner Physiognomie.* Hört die Jagemann *mit einer starken, fein modulierten Silberstimme singen. Anspruchloses, offenes Mädchen.* Fichte: *Raubvogelgesicht, humaner . . ., als ich erwartet hatte.* Bei Schiller. *Interessantes Gespräch über den philosophischen Dialog. Sch. hatte selbst Lust gehabt, sich in dieser Gattung zu versuchen. Man nehme idealisierte Personen, nicht Griechen, aber auch nicht Modedeutsche, die man aber in Rücksicht ihres Charakters etc. möglichst individualisiert. — Ich erwähnte meines Plans, einmal einen Dialog Gorgias über die*

krit. Prinzipien der Moralphilosophie zu liefern, der sich etwa zum Gorgias des Platon verhielte, wie Mendelssohns Phaedon zum platonischen. — Über Aristoteles Poetik habe Goethe zu Schiller gesagt: *Er habe die Poetik des A. sonst nicht goutieren können, jetzt erst sei er in den rechten Geschmack daran gekommen; er finde den A. durchaus nicht so diktatorisch, als er sich ihn vorgestellt habe; alles sei mit so vieler Ruhe, mit so fleissiger Rücksicht auf die vorhandenen Dichter-Arbeiten gesagt.* M. berichtet: *Ich musste ihm Hülfsmittel, insonderheit engl. Übers., zum Verständnis und zur Erläuterung von Arist. Poetik versprechen. — Schiller sprach mit vieler Präzision und glücklicher Wahl des Ausdrucks. Er philosophierte ambulando mit mir. Wir kamen auch auf Geschichte der Moral. — Er gab zu, dass in der Moral, der Natur des Menschen nach, mehr Übereinstimmung sei, als in der theor. Philosophie.*

2. In Göttingen Oktober 1797 (ib. 140). *Man suche,* sagt ihm Heeren, *die Gött. Univ. immer mehr auf öffentlich gelehrte Anstalten aller Art (wie Bibl., Museum, Sternwarte, Bot. Garten, Accouchierhaus etc. etc.) zu gründen, als auf Collegienlesen. Und dies sei (glaube er, und ich mit ihm) dem Geist unseres Zeitalters angemessen.* Heyne über Wolf: siehe Heyniana. Unterhaltungen mit Meiners, Reuss, Reinhard, Buhle, der ihm Hoffnung auf die Nachfolge Heynes macht, Mitscherlich u. s. w.

Reist nach Cassel (Tischbein, Galerie). Marburg. *Um 4 Uhr ging ich zum Geh. Rat Baldinger* [72]) *... Mit lautem Rufen Plato! Aristoteles! ward ich an der Treppe complimentiert. ... Er zog sich die preussische Uniform an, holte Journale, Bücher, Medaillen, Briefe herbei, nannte mich du, führte mich in seine Bibliothek, wo ein paar preussische Schildwachen von Holz standen. ... Zuweilen vagierte er mit dem blossen Degen umher, dass mir fast bang ward .. Ein sonderbares, psychologisches Phaenomen aber ists, dass er in seinem halben Rausche (denn darin war er und kam er bei der Flasche immer tiefer hinein) ein ausserordentlich pünktliches Gedächtnis in Kleinigkeiten ... zeigte. Ein solches Durcheinander von Gelehr-*

72) Baldinger (ADB II, 4 ff): Mediziner, früher Militärarzt, schrieb u. a. de militum morbis (1763), de lectione Hippocratis (1763). B. ist der in der Geschichte der Philologie berühmt gewordene Prorektor, der Wolf in Göttingen immatrikulierte. Der Vorfall (z. B. Körte I, 46) gewinnt natürlich ein ganz anderes Gesicht, wenn man Baldingers hier anschaulich geschilderte polternde, schrullenhafte Art bedenkt.

samkeit, confusem Zeuge, gesundem Urteil, selbst Witz, soldatischem Spektakel etc. habe ich noch nicht gehört. Zuweilen fing er auch Lateinisch an und, wie es schien, mit genauer Kenntnis feiner Latinität. ... Könnt er seine Lebhaftigkeit mässigen, wäre mehr Ordnung in seinen Ideen ... und tränke er nicht den ganzen Tag ..., er würde ein wahrhaft ehrwürdiger alter Mann sein. Die beiden Justi. Tiedemann *über Moral. Ausser mir nur 4 Zuhörer. T. argumentierte sehr lebhaft gegen kantische Philosophie ...: Schien mir K. oft zu missverstehen ... Sein Ton grenzte öfters an das Gemeine, er erlaubte sich Provinzialismen. Doch zeigte das Ganze den selbstdenkenden Mann. ... Ich hatte in dem finsteren, schlecht gebauten Marburg nicht einen so guten akademischen Saal erwartet, da man in dem schönen Leipzig noch einen so schlechten hat.* Giessen. Schaumann, C. Schmid, Hezel, der später M.s Kollege in Dorpat wurde, u. a. m. ... *Unter den Professoren soll mehr Kabale sein, als auf anderen Universitäten. Ich möchte auf keinen Fall dort leben ... Studenten, sagte mir jemand (mich dünkt, in Marburg), seien in G. jetzt nur 3. Schaumann selbst sagte, es möchten höchstens 10—12 sein. Collegia wurden während der Anwesenheit der Franzosen, die hier ein Hauptquartier hatten gar nicht gelesen.* Friedberg. Frankfurt. (Sömmering.) Mainz. Auf demselben Weg zurück nach Göttingen.

Sehr enttäuscht ihn hier Heyne[73]) im Kolleg. *Vortrag des berühmtesten deutschen Philologen hustend, herzlich schlecht. Unpräpariert, wie es schien.* Dagegen machte das Seminar einen ausgezeichneten Eindruck. Es wurde in einer Abteilung der Hymnus in Apollinem erklärt. *Was will mit dieser Vorstellung, mit diesem Ausdruck der Dichter in diesem Zusammenhang?* Noch mehr Eindruck machten die überaus geschickt geleiteten Disputierübungen. *In logischer Rücksicht, überhaupt in Absicht auf Übung des Scharfsinns und auf Gewöhnung an rechte Methode des Denkens und Streitens schien mir Heynes Manier vorzüglicher, als die, die Wolf im Halleschen Seminar .. hatte. Auch sprach H. das Lateinische zusammenhängender, als das Deutsche, bei welchem er zerstreuter ist.* Sehr interessanter, lebendiger, durch Anekdoten gewürzter Vortrag von Blumenbach über den Hund. Lichtenberg über

73) *Sömmering in Frankfurt nannte Heyne den feinsten Menschenkenner, der ihm bekannt sei ... — ...* Von seinem letzten Gespräch mit H. sagte M.: *Ich wollte, bei diesem Gespräch hätten zwei von Heynes bittersten Feinden unsichtbar zuhören können. Vielleicht wäre ihr Urteil über manches milder geworden.*

Experimentalphysik, über 100 Hörer, darunter Ausländer und Beamte. Wenig fliessender Vortrag. Sonst soll er viel interessanter sprechen und sehr artige Anekdoten einmischen. Zum Essen bei Heyne: Seine Frau die Regentin von Göttingen nach Buhle (ib. 187). Bouterwek abfällig über seinen Studiengenossen F. Schlegel. *Er nannte ihn einen verschrobenen Kopf voll Raffiniersucht, dem es an geradem Sinn fehle. Ich wunderte mich über dies Urteil, da B. selbst mir in seinen aesth.-lit. Aufsätzen mit dem in meinen Augen sehr talentvollen Schlegel gewisse Fehler gemein zu haben scheint.* Schlegels Studentenspitzname: *Der Chinese.* Bei Kästner. *Der Streit über Homer, ob einer Verf. der Ilias sei oder ob sie nach und nach entstanden, schien ihm ohn Wichtigkeit. Wichtiger schien es ihm, in der alten Lit. Untersuchungen anzustellen . . ., ob Vergil den Stand gewisser Sternbilder richtig angegeben hat oder nicht.* Das erinnert M. an den Mathematiker, der beim Verlassen des Schauspiels sagt: Schön, aber — qu'est ce que prouve cela? *Lichtenberg ist zwar Mitglied der Sozietät, kommt aber nie.* Darüber ist Heyne unwillig. *Trefflich sprechen sei nicht schwer bei Gegenständen, die man so oft schon im Munde hin und her gewandt habe; L. habe volle Musse, jede aufdämmernde Idee bis zum Licht zu verfolgen, nehme sich Zeit etc. Meine stillen Betrachtungen über den Unterschied der gröber organisierten, aber rüstigeren, litt. etc. betriebsamen und unermüdlichen Menschen und der zarter organisierten, aber langsam wirksamen, zögernden, aber in dem Wenigen, was sie liefern, der Vollendung viel näher kommenden Geister.* Bei Lichtenberg; im Anschluss an den gemeinsamen Bekannten Reinhold Forster bemerkt dieser: „*Wie kurzsichtige Augen im Alter weitsichtig wurden und dann keine Brillen brauchten, so wurden auch manche in früheren Jahren zu heftige Temperamente erst im Alter im Umgang geniessbar.*“ Nochmals bei Heyne, der ohne Prätension aus seinem Leben nur auf M.s Fragen erzählt (ib. 199). Mitscherlich: *ein Zug stubensiecher Melancholie.*

3. Reise nach Weimar April—Mai 98 (DXCI, 237 ff). *Die Scheidewand zwischen Adel und Bürgerlichen, die ich in Weimar fast überall fand, missfiel mir höchlich.* Wieland wünscht von M. die Übersetzung eines platonischen Dialogs für das Att. Mus. Goethe über den Meister: *Der Roman sei nun einmal keine reine Gattung, nicht völlig episch, aber angemessen unserer Zeit.* Böttiger entzückt M. durch günstige Äusserungen Wie-

lands über ihn. Wäre er reich, so würde er aus Osmannstedt ein alexandrinisches Museum machen, M. berufen und zu ihm sprechen: *„Hier hast du 20 000 Taler; suche dir eine meiner Töchter aus und wohne bei mir“.* Corona Schröter zu M. über Goethe: *er, meinte sie, könnte jetzt keine Iphigenie mehr schreiben; er sei der vorige nicht mehr; der Geist habe sich in den Körper zu tief hineingewickelt.*

Bei Schiller in Jena. Plan eines Theaters mit antik einfachen Dekorationen. Über gebildete Weiber. *Die Frau vom gebildetsten Geiste in W. sei Frau von Stein, die zwar nichts geschrieben habe, aber desto mehr Bewunderung verdiene. Er selbst lese seiner Frau zuweilen vor aus der Vossischen neueren Übersetzung: aber oft fühl er dann, dass Lebenshauch fehle, der in der früheren Übers. der Odyssee wirklich da war.* M. über Falk: *Er war und ist und bleibt mein Freund, wie kein anderer und wie keinem anderen. Dennoch ists gut, dass wir nicht beständig bei einander sind. Unsere Denk- und Sinnesart über vieles ist zu verschieden.*

4. Reise nach Leipzig Ostermesse 1798 (ib. 263). Zusammentreffen mit Jean Paul. *Er spricht fast, wie er schreibt. Lebhaftes, inniges Gefühl ist bemerkbar. — Er tadelte an Goethes Meister, dass gegen Ende neue Personen aufträten, dass Marianne sterbe. Sie hätte müssen leben bleiben. Sie sterben lassen, heisse den Knoten zerhauen.*

5. In Dresden Juni 1798 u. a. bei Adelung. *Glückliches Phlegma. Eherne nates. Erzählte selbst, wie er oft in Leipzig des Sonntags Morgens um 6 sich an seinen Arbeitstisch gesetzt und vor Sonnabend Abends um 6 nicht aus seiner Stube gekommen sei. Noch war mir bei A. so auffallend, als irgendwo, der Unterschied zwischen dem Schriftsteller und Sprecher. . . Das Deutsche spricht er oft ziemlich nachlässig und gemein, anders als man nach dem Schriftsteller erwarten sollte. — A. spricht kein Französisch, kein Latein.* Die Fähigkeit oder Nichtfähigkeit Latein zu sprechen notiert M. auch sonst oft bei Personen. Auf dem Rückweg in Leipzig bei Platner, G. Hermann, Jean Paul. Erhält auf dieser Reise die vom 20. Juni datierte Berufung nach Danzig.

III. Danzig.

(1798—1802).

Die Bildungsverhältnisse Danzigs sind einmal geradezu vorbildlich gewesen: das war zu der Zeit, als August Meineke und Lehrs mit jugendlichem Feuer ohne jede Bureaukratie und Maschinerie mit ihrer Charis die Gedanken des Neuhumanismus in die Tat umsetzten. Zwanzig Jahre früher sah die Sache ganz anders aus. M. fand in dem Athenaeum noch einen jener in älteren Zeiten häufigeren Schulorganismen vor, die zwischen Universität und Gymnasium in meist unglücklicher Unbestimmtheit hin und her schwankten [74]). Die Wirksamkeit der Lehrer, die es ernst nahmen, litt sehr unter diesem Widerstreit zwischen anspruchsvoller Fassade und innerer Leistungsfähigkeit. Zunächst freilich wurde M.s Freude an Repräsentation fast mehr befriedigt, als das bei einer grossen Universität oder selbst einer gelehrten Gesellschaft möglich gewesen wäre. Der akademische Apparat, das gelehrte Gepränge ist fast lustig zu vernehmen. Er wird von den Studierenden feierlich mit 16 Wagen eingeholt. Vier blasende Postillone reiten seinem eigenen Wagen voran, die jungen Leute ziehen in Scharlachkollets und mit blossem Degen auf. Nach einer betäubenden Menge von Besuchen, Einladungen und Schmausereien erfolgt am 29. Nov. die Introduktion. Hierfür war ein Festprogramm erschienen, in dem mit überschwänglichen Phrasen das Athenaeum sich selbst und den Ankömmling ehrte. Als Einladender erscheint der gymnasii inspector et p. t. prorector Gralath; M. selbst hat ein curriculum vitae beigesteuert, in dem er mit umständlicher Breite und in gewähltem Latein sein Leben und seine Schriften beleuchtet, dabei auch nicht vergisst zu erwähnen, dass er nur unter conditiones seine Zusage gegeben hat, quarum una ad iter certo quodam tempore ad exteros, in primis in veterum Romanorum patriam a se instituendum spectabat.

74) Vgl. hierüber z. B. Spranger, W. von Humboldt und die Reform des Bildungswesens, 11.

Schliesslich kündigt das Programm an, dass Gralath den so hochverdienten Ankömmling mit einem breve praefamen, das vindiciae der Humanitätsstudien enthalten sollte — es dauerte nachher in Wirklichkeit eine ganze Stunde —, einführen werde und dieser selbst, gleichfalls lateinisch, de litteris humanioribus sensum veri, honesti et pulchri excitantibus atque acuentibus sprechen werde. M.s Rede dauerte $1^1/_2$ Stunden. Den Gouverneur verhinderte nur sein schweres Gehör an der Anwesenheit, im übrigen nahm alles, was Rang und Ansehen in D. hatte, teil. Vokal- und Instrumentalmusik fehlte nicht. Am Abend brachte die Studentenschaft ein Vivat, bei dem die beiden Regimenter der Stadt die Musik stellten, und überreichte ein auf Atlas gedrucktes Glückwunschgedicht, das noch erhalten ist (Morg. 5615 c).

Der Sänger weint hier zunächst dem Vorgänger eine fromme Zähre nach und begrüsst den Morgenstern, der die finstre Trauernacht verscheucht.

Empor, mein Lied! Des Helden Kunst
Ist Erdenruhm, der Muse Gunst
Ist reiner Götterfunken.
Ich sing — empor, mein Lied, empor! —
Den Liebling, den sie sich erkor,
Von heilger Wonne trunken . . . .
Mag doch an Lais voller Brust
Die Fülle schwelgerischer Lust
In Marmorsälen wohnen:
Mag doch, in Seid und Gold gehüllt,
Auf Flaum, der sanft elastisch schwillt,
Verlarvtes Elend thronen. . . . .
Wen, Muse, deine Gunst erhebt,
Erfreut dies nicht. Sein Geist entschwebt
In weite Sonnenfernen.
Er schaut herab mit stolzem Blick
Auf kleiner Seelen Schimmerglück
Und wandelt unter Sternen.
Heil dir, o Morgenstern! Dir fiel
Dies Loos: Dich rief von Scherz und Spiel
Die Muse schon als Knaben.
Du tratest in ihr Heiligtum,
Und Dich umschwebte Ehr und Ruhm,
Der Segen ihrer Gaben u. s. w.

Nicht minder seltsam berührt das Missverhältnis zwischen dem grossartigen wissenschaftlichen Programm über Velleius, das M. noch Ende 98 drucken liess, und den Schulstunden, die er damit ankündigte. Denn seine Tätigkeit, über die er in seinen Tagebüchern genau berichtet, war im wesentlichen Lateinunterricht in Prima mit Lektüre des Horaz und des Cicero und Übersetzungen ins Lateinische. Daneben gingen her akademische Vorträge, die belegt und bezahlt wurden, über Theorie des lateinischen Stils und — ein weites Feld! — philologische Enzyklopädie. Ausserdem leitete er öffentliche lateinische Disputationen in Anwesenheit auch der anderen Professoren. Weniger in den laufenden Tagebüchern, als in anderen schriftlichen Ergüssen beklagt sich M. bitter über die unbefriedigenden Schulverhältnisse. Er glaubte, als Leiter hätte er aus der Sache etwas machen können. *In der Lage aber, wie die Sachen jetzt stehen*, schreibt er 1800, *konnte das Danziger Gymnasium bei der Unfähigkeit der meisten unter den verhältnismässig wenigen, fast durchaus unvorbereitet kommenden Gymnasiasten, bei ihrer oftmals vergebens bekämpften Fahrlässigkeit neben eitelm Dünkel, vor allem aber bei der Untätigkeit, dem Eigensinn, dem leeren Vornehmtun, dem Hängen am Alten etc. bei Vorgesetzten und Mitlehrern (ein paar ausgenommen, die aber zu indolent sind) ihn* (er spricht hier in der dritten Person von sich) *nur notdürftig interessieren* (DXXXI, 39). Ähnlich berichtet Krause, der hier gewiss M.s eigene Worte mitteilt, in seinen Erinnerungen (Balt. Monatsschrift 1902, 89), dass „der verwöhnte Ton der Jünglinge aus den obern Klassen und der geringe Eifer derselben für angestrengtes Studium" M. in Danzig nicht befriedigen konnte. Für M.s philologische Forschertätigkeit ist es nun neben den anderen früher geschilderten Umständen zweifellos von grosser Bedeutung geworden, dass er von 1798 an auf lange Zeit hinaus ohne ständige Fühlung mit einem Fachgenossen gewesen ist, der seinen Ehrgeiz entzünden und seinen allgemeinen Interessen eine speziellere Wendung hätte geben können. Als es in Dorpat schliesslich dazu kam, 1820, war er schon in anderer Richtung viel zu sehr festgelegt, um noch umlernen zu können. Tatsächlich hat er nach 98 sehr weniges auf dem engeren Gebiet der klassischen Philologie veröffentlicht, das nicht auf Vorarbeiten aus der Halleschen Zeit beruht oder geradezu aus einer Seminararbeit bei Wolf herausgewachsen ist. Mit der schon erwähnten Arbeit über Velleius Paterculus (De fide historica

Velleii Paterculi, inprimis de adulatione ei obiecta, Gedani 1798) fand M. wiederum eine sehr günstige Aufnahme. Sie wurde sogar in zwei später erscheinende Ausgaben, in die von Krause (1800) und in die von Frotscher (1830), aufgenommen und ist so dreimal gedruckt worden. Man findet sie in den Handbüchern von Schanz und Teuffel etc. noch aufgeführt. Es ist ganz offensichtlich, dass M. an den scharf geschliffenen Sentenzen des Velleius Geschmack gefunden hatte. Er wusste zugleich zuviel von den rhetorischen Übertreibungen der Hofhistoriker und Festredner — er deutet die Parallele selbst an (39) —, um gewisse Auswüchse dieses Stils allzu tragisch zu nehmen. Eine Parteilichkeit ergibt sich für ihn bei V. kaum anderswo als da, wo absolute Objektivität nach Lage der Dinge schlechterdings unmöglich war, bei Tiberius und den Leuten seiner unmittelbaren Umgebung. Als Soldat hatte der Schriftsteller den Tiberius gerade von seiner allerbesten Seite kennen gelernt, war überdies durch persönliche starke Verpflichtung leicht veranlasst, auch alles übrige in recht günstigem Licht zu sehen, und nahm Rücksicht auf den Adressaten des Werks, den Konsul Vinicius v. J. 30, der der progener des Tiberius war. Durch eine genaue Prüfung der in Betracht kommenden Stellen, bei der M. übrigens nicht, um den Kredit des Velleius zu erhöhen, die Glaubwürdigkeit des Tacitus wesentlich herabsetzt (34 f.), zeigt sich, dass V. von den zwei ciceronianischen Gesetzen der historia, ne quid falsi dicere audeat und ne quid veri non audeat, freilich mehr das erste als das zweite beachtet hat. Psychologisch aber ist zu beachten, dass er zu den Menschen gehört, die zum Ausdruck des Lobs und des Tadels überhaupt neigen. Minuit ergo laudis frequentia per totum opus fusa laudis vim et — reprehensionis. Man wird das Urteil der für ihre Zeit offenbar recht nützlichen Schrift auch heute nicht unbillig nennen dürfen. Sie wendet sich gegen solche, die mit billigen moralischen Zensuren nicht nur die Zeit des Schriftstellers verkennen, sondern auch seine persönliche Eigenart, die nicht mit dem Masse der „siccitas" des Suetonius oder an der Norm des Republikaners Tacitus gemessen werden darf. Zur Charakteristik der Persönlichkeit M.s liefert sie, wohl unfreiwillig, einen Beitrag. Die Philologie kann wohl heute auf sie verzichten.

Ähnlich wird man urteilen dürfen über eine Untersuchung über den Unterschied der Satire und der Epistel bei Horaz (De satirae atque epistolae Horatianae discrimine,

1801, vereinigt aus drei zunächst einzeln erschienenen Programmen). In einer vielleicht pädagogisch begründeten Breite wird hier der oft geleugnete Unterschied beider Gattungen nach Inhalt, literarischer Form und Gedankenentwicklung dargelegt. Auch die Metrik wird berücksichtigt, insofern die in den Satiren häufigen, in den Episteln selteneren, aber keineswegs fehlenden, einsilbigen Wörter am Versende zusammengestellt und auf eine bewusste Absicht zurückgeführt werden. M. meint, darin, dass der Rezitator hier kurz vor dem Versschluss festgenagelt wird und noch einmal zu kurzen Wörtchen wie sus und mus anheben muss, Ironie oder Mimik, jedenfalls aber bewusste Tendenz zu erkennen[75]). Die Schrift ist mit einer sehr herzlichen, persönliche Reminiszenzen an Osmannstedt verwendenden Vorrede Wieland gewidmet, dessen Ausführungen zu Horaz vielfach auch im einzelnen verteidigt, berichtigt oder zitiert werden. Für Wielands Merkur hat M. auch (1802, I, S. 163 ff) eine Übersetzung der Horazepistel an Bullatius geliefert[76]).

In die sehr lebhafte und zerstreuende Geselligkeit leuchtete anfangs noch stark die Erinnerung an Madame Niemeyer hinein, er dichtete sie an, liess auch auf ein Velinblatt einen Seufzer drucken, der ausklang:

---

75) Man vgl. die Besprechung der Sache in Heinzes Einleitung zu den Satiren[5] p. XLII f.

76) Eine Besprechung von Hor. carm. I, 21, schon 1790 enstanden, wurde abgedruckt in der Neuen Bibl. LVII, I, 51 ff 1796. An diesem Organ, das in den Xenien bitterlich verhöhnt wird, hat M. eifrig mitgearbeitet. Hier hat er sogar den Wilhelm Meister besprochen (1796, LVII, 59 ff, also kurz vor den Xenien), vorsichtig Einwände und kritische Bemerkungen einem Freund in den Mund legend, zu dessen Widerlegung er schreibt. Vgl. die Xenien 45, 46, 47. Wolf und besonders Eberhard waren nach Schillers Angabe (an Goethe, 2. XI, 96) mit den Xenien sehr zufrieden, bei dem letzteren kein Wunder, sah er doch seinen Antipoden, den Kantianer Jakob, furchtbar mitgenommen. Der erstere war gut behandelt worden (366—370), wiewohl sein hitziger Angriff auf den Herderschen Aufsatz in den Horen „Homer, ein Günstling der Zeit" sogar einer der Anlässe des ganzen Xenienplanes gewesen war (Schiller an Goethe 26. X. 95, G. an Sch. 28. X. 95). Morgenstern scheint sich geflissentlich hier sehr zurückgehalten zu haben. Mit dem Herausgeber der Bibliothek, dem schwer getroffenen Dyk, stand er in regem Briefwechsel. In den erhaltenen Briefen Dyks (Auszüge bei Sintenis, 14 f) fragt dieser im Jahre 97 ständig nach M.s Urteil über die ihn selbst in Atem haltende Antixenienbewegung. M. scheint die Fragen absichtlich überhört zu haben. Allerdings habe ich hierher gehörige Konzepte seiner Briefe an D. nicht vorgefunden.

Jene höhere Liebe, die ringende Seelen emporhebt,
Jene dauernde, die über den Sternen noch glüht,
Leiseren Tones beginnt sie, im Auge die bebende Träne,
Psyche ahndet so nah, schauernd vor Wonne, ihr Glück,

schickte ihn aber dann nicht ab; in den „Tönen vom Lebenspfad" p. 66 ist er etwas verändert zum Druck gekommen. Unter den zahlreichen neuen Beziehungen, die M. in D. anknüpfte, hat die zu Johanna Schopenhauer, der Mutter des Philosophen, ein gewisses Interesse.

Wir wissen aus der Lebensgeschichte des 1788 geborenen Philosophen, dass die Familie Sch. Danzig im April 1793 verliess, um nicht ein Opfer der preussischen Annexion zu werden, und nach Hamburg übersiedelte. Frau Schopenhauer aber muss nach den Bemerkungen M.s häufig in D. bei ihrer Mutter, Mad. Trosiener, gewesen sein. Daraus entwickelte sich ein Verkehr, gemeinsame Lektüre Goethes, kleine Ausflüge in die Umgegend, Besichtigung von Gemäldesammlungen etc. M. schreibt am 8. Okt. 99 in einem Abschiedsbillet an Joh. Schopenhauer, die nach Hamburg fährt: „Ich rechne mit Zuversicht darauf, Sie und Ihren Arthur (aus Adolf im Konzept DCV, 165 verbessert) und Ihre Adele in Hamburg wiederzusehen." Ob M. den Jungen damals kennen gelernt hat, der von Mitte 97 „plus biennio" in Havre gelebt hatte und den nach seiner Rückkehr der Vater in Hamburg „proinde quasi Franco-Gallus essem garrientem" fand, wie der Philosoph selber erzählt, habe ich nicht feststellen können. Wir finden ihn wieder erwähnt im Jahre 1808. Sch. hatte damals endlich die Möglichkeit bekommen, zu studieren (vim perfudi lacrimarum, so schildert er in seinem zum Zweck der Habilitation verfassten curriculum vitae, Werke VI, 253 Reclam, den Eindruck der endlich erteilten Erlaubnis). Nachdem er sich zunächst in Gotha facetiis quibusdam (Grisebach, Schopenhauer 51) unmöglich gemacht hatte, bereitet er sich bei Passow in Weimar weiterhin vor und besucht mit seinem Danziger Landsmann Falk den Fürstenkongress. M. findet damals seine alte Danziger Freundin in Weimar zusammen mit ihrem Freund, dem todkranken Fernow (CCC, 135 und 137), und reist nach Erfurt weiter. Von Arthur ist hier nicht die Rede. Wohl aber später nach der Rückkehr nach Weimar, wo freilich M.s Aufmerksamkeit durch ganz andere Dinge, Napoleon, Kaiser Alexander, den König von Westfalen u. s. w. elektrisiert ist.

Nachdem Arthur schon am 6. Okt. 1808 in einer Gesellschaft bei Madame Schopenhauer neben Dr. Oken und dem Buchhändler Frommann und dessen Frau als der *Sohn, der nächstens mündig wird* (Grisebach 59 ff), im übrigen aber nur als anwesend erwähnt wird, erscheint er am folgenden Tag nochmals *(gesellte sich zu uns)*, wo M. mit dessen Mutter, Madame Falk und anderen Damen spaziert und das Römische Haus besichtigt. Man wäre dankbar für die kleinste Notiz über jenen. Statt dessen erfahren wir[77]: *Vorher war uns begegnet die Prinzess Karoline (Schwester des Erbprinzen), der Graf Marschall und Miss Gore. Einer dieser Damen hob ich auf und brachte schweigend einen Shawl, den sie hinter dem Netz vor den fremden Pflanzen und Blumen hatte fallen lassen* (CCC, 161 und 165). Über die Mutter übrigens auf Seite 172 dort ein später ausgestrichener Satz: *Doch eigentlich bei dieser Frau ein Mangel an Gemüt.* Das findet sich fast wörtlich so in dem ausführlicheren Urteil Anselm von Feuerbachs, über das der bissige Sohn an Frauenstädt bemerkte: „Die Charakteristik ist nur gar zu treffend. Habe, Gott verzeih mirs, lachen müssen" (Briefe 202 Reclam).

Nun wird kein Vernünftiger die Forderung erheben, M. hätte unbedingt in dem jungen Schopenhauer, der damals Aphorismen und Verse machte und mit grossem Fleiss die Lücken seiner humanistischen Bildung ausfüllte, im Salon seiner Mutter als gefährlicher Wauwau und Besserwisser ein nur gelegentlich gelittener Gast war, im übrigen aber von ihr in wohl distanzierter Entfernung gehalten wurde, die gewaltige Bedeutung des späteren Philosophen ahnen müssen. Leider aber ist das mitgeteilte Beispiel typisch dafür, dass M. überall der laut tönenden Schelle des Ruhmes nachzieht, die schöngeistigen Salons, wo die Berühmtheiten zu finden sind, frequentiert, uns bei alledem aber vor Eitelkeiten und Lappereien und Gemeinplätzen überaus wenig persönlich intime Züge mitzuteilen hat. Vom Klatsch hält er sich — abgesehen von einigen, meist durch Falk vermittelten Zügen im Leben der grossen Weimaraner[78] — meist fern, hasst auch alle

77) Dass M. die Werke Sch.s in seiner Bibliothek hatte, ist in Anbetracht der geringen Aufmerksamkeit, die sie Jahrzehnte hindurch fanden, auch bei einem Bücherliebhaber auffallend.

78) Z. B. Goethe und seine Mutter: *Nach Weimar zog er sie vielleicht nicht, auch nicht zum Besuch, wegen ihres platten Frankfurter Dialekts.*

Zuträgereien dieser Art, aber die Dünnheit der Mitteilungen wird dadurch nur noch vermehrt. Es ist ein ungeheueres Theatrum mundi, das sich auftut, wenn man den Personenkreis bedenkt, mit dem M. irgendwie zusammengekommen ist, der russische, der preussische Hof, viele deutsche Fürsten und Prinzen, Staatsmänner und geistliche Fürsten, in Literatur, Kunst, Wissenschaft der Zeit wird kaum ein Name sein, der nicht irgendwie durch M.s Berichte, Tagebücher und Briefe läuft. Die Ausbeute aber an wirklich bedeutsamen Beobachtungen, Begebnissen und Worten, die mit diesen Personen verbunden sein könnten, ist verhältnismässig gering und musste es bei dieser Art des Reisens auch sein. Nachdem er z. B. unter den grössten Schwierigkeiten und Aufregungen 1808 die lange ersehnte Reise nach Italien durchgesetzt hat, eilt er nun nicht, wie man erwarten sollte, möglichst schnell dorthin, sondern versäumt nicht die mindeste Gelegenheit, irgendeine Berühmtheit zu besuchen. Ich gebe nur einige charakteristische Züge. In Königsberg hatte er durch seinen Jugendfreund Friedrich Delbrück, der Erzieher des Kronprinzen war, Beziehungen zu dem Hof. Er macht der Gräfin Voss seine Aufwartung und bekommt eine Aufforderung, die Königin Luise[79]) zu besuchen. *Ein unvergessliches Gespräch begann und dauerte ununterbrochen wohl dreiviertel Stunden. Es war von den grossen Begebenheiten unserer Zeit — Preussens Schicksal — dem Mann des Zeitalters — Hoffnung des Besten und Resignation.* Auch der König kommt für kurze Zeit und spricht einiges *über die traurige Zeit, nicht ohne Spur von Unmut.* Die Königin — die Begegnung findet in einer Gartenlaube statt — fordert M. wiederholt auf, sich zu bedecken, der diesem Rat nur sein wiederholtes „I. M." entgegensetzt und schliesslich mit dem erhöhten *Gefühl von Reinheit und Würde einer weiblichen Seele* scheidet. In Königsberg werden ferner in Besuchen und Begegnungen vorgeführt u. a. Süvern, Krug, Scharnhorst, Nicolovius, Feldmarschall Graf Kalkreuth, der Kronprinz, Prinz Wilhelm. In Berlin finden

79) Eine frühere Begegnung mit Königin Luise und ihrer Familie wird vom Juli 1807 für Memel berichtet (im Heft DXCIII). Auch sie ist durch den Prinzenerzieher Friedr. Delbrück vermittelt. Von Napoleon soll dabei die Königin gesagt haben: „Er kann verbindlich sein. Um seine Lippen schwebt ein Lächeln. Aber das Lächeln ist Lüge". Auf ein zufälliges und doch beziehungsreiches Wort der Königin über ein von dem Kronprinzen M. gespendetes Eichenblatt: „Ach, es ist ja verwelkt" hat M. ein Gedicht gemacht und es der Königin gedruckt überreichen lassen (abgedr. Töne vom Lebenspfad, 14 f).

wir M. bei Nicolai, Wolf, Zelter, Ferd. Delbrück (Wolf nennt diesen den „ästhetischen Kammerherrn"), Heindorf, Buttmann, Spalding, Fichte u. a. In Erfurt weiss er es zu erreichen, dass er als zum russischen Hof gehörig immer freien Eintritt zum Theater hat und die Fürsten des Zeitalters aus nächster Nähe sieht. Es ist gewiss nicht seine Schuld, dass er nicht eine Unterredung mit Napoleon à la Goethe hatte, versucht hat er es — dafür kann man sich verbürgen — gewiss. So musste er sich damit begnügen, ihn während einer Vorstellung des Cid von Corneille scharf zu fixieren. *Das Auge liegt tief zurückgezogen, aber es belebt sich zuweilen. Dann kann man den Blick nicht ertragen und weicht zurück . . . Nichts von leerer Repräsentation. Von dieser Seite trägt er den Stempel des geborenen grossen Mannes.* Es folgt eine Charakteristik der einzelnen deutschen Fürsten und Prinzen. Den Prinzen Wilhelm findet er hier wiederholt wieder[80]). *Einmal war mirs*, erzählt er, *als ob Kaiser Alexander mich bemerkte und grüsste.* Und tatsächlich wurde ihm das Glück, von Alexander angesprochen zu werden, später in Weimar zuteil. *Wieland behauptete überall sein freimütiges, kindliches, rücksichtsloses Wesen. Ich hörte ihn zu einem französischen Offizier sagen, der von ihm enthusiastisches Einstimmen in das Lob der französischen Tragödie zu erwarten schien: Si j'étais Français, je le trouverais fort beau.* W. spricht beim Weimarer Hofball mit Napoleon (Tacitus, der zu sehr ins Schwarze male, Caesar wäre ohne den unverzeihlichen Fehler, dass er den ihm bekannten Mördern nicht zuvorgekommen ist, der grösste Mann der Geschichte). *Ich hielt mich anfangs, wie natürlich, schüchtern im Gedränge, wo man ohnehin beim Umwenden leicht einer Majestät, wenigstens einer Durchlaucht, unwillkürlich begegnen konnte.* Von der bekannten Hasenjagd: *Die Idee selbst tat allen guten Menschen weh.* M. nahm übrigens „zufällig" an diesen Veranstaltungen nicht Teil. Freund Falk, durch seine Tätigkeit als interprète in der Franzosenzeit zu Ehren gekommen, ist Legationsrat geworden, hält den Weimarer Damen Vorträge über Schellingsche Naturphilosophie, liest M. ein Preisgedicht auf Napoleon vor und lässt leider den alten Freund

80) *Der Prinz Wilhelm von Preussen gefiel allgemein durch ein geistreiches Äusseres, worin er, auch als er einmal etwas zu spät kam, beim Gruss an die Kaiser sich nichts vergab und doch bescheiden erschien. Er soll auch in Paris allgemein gefallen haben* (CCC, 152 f).

in seinem Eifer gar nicht mehr recht zu Wort kommen. M. macht natürlich auch die Bekanntschaft des berühmten Schauspielers Talma, spricht mit ihm über den Charakter des Brutus u. a. Einmal reicht ihm bei einer Weimarer Hoffestlichkeit ein Page Erfrischungen, es ist Schillers ältester Sohn. Bei dieser Fülle der Gesichte kommen dieses Mal die Geistesgrössen etwas zu kurz. Von einer Unterhaltung mit Goethe hat M. sogar vergessen sich Aufzeichnungen zu machen[81]).

Ich habe diesen charakteristischen Abschnitt, mit dem wir zeitlich schon über die Danziger Zeit hinausgekommen sind, schon hier ausgehoben, um Art und Wert seiner Eindrücke und Begegnungen deutlich zu machen. Fragt man, wie M.s Besuche aufgenommen worden sind, so kann man sich denken, dass mancher der Ansicht war, seine Zeit besser anwenden zu können, als einem distinguierten Fremden, mit dem ihn persönlich nicht viel verband, über vorgelegte Gemeinplätze Rede zu stehen, nach Art etwa des folgenden: *Platon, behauptete ich, ist in seiner Art ebenso gross als Homer, als Demosthenes etc. in der seinigen. Doch ist jener ein Mittelwesen, oder ein doppeltes, wenn man will, Philosoph und Dichter zugleich. Das ist Herder auch, Schiller auch. Es giebt Gattungen von Werken, bei denen diese Vereinigung unumgänglich nötig ist. Gerade die Werke dieser Gattung geben den gebildetsten, harmoniereichsten Menschen vorzügliche Nahrung* u. s. w. u. s. w. (DXCII, 89). Wir haben zum Überfluss ein belustigendes Zeugnis darüber aus der letzten Halleschen Zeit, wo M. einen Besuch in Weimar machte. Schiller schreibt am 8. Mai 98 an Goethe: „Einen Herrn Prof. Morgenstern aus Halle, der neulich hier war, haben Sie bei sich gehabt, wie mir meine Frau sagt. Dies ist eine Woltmann[82]) ähnliche Natur, auch so kokett und elegant in seinen Begriffen, und der die philosophisch kritische Kurrentmünze

81) Einiges über andere Begegnungen mit Goethe bei dieser Gelegenheit ist abgedruckt in dem Büchlein von Sintenis 38 f. Goethes Äusserungen über Klinger (CCC, 178): *Klinger würde sich, meint er, in Deutschland jetzt nicht gefallen, weil er hinter der Zeit in manchem zurückgeblieben sei. Über gewisse Dinge streite man gar nicht mehr, die seien aus- und abgemacht* finden sich ähnlich bei Müller 148 (Goethejahrbuch III (1882) 275) vom 31. III. 1831 nach Klingers Tod: „Er würde sich in unserem sansculottischen Weimar und resp. Deutschland nicht wieder erkannt haben, denn seine Lebenswurzel war das monarchische Prinzip."

82) Schillers Kollege in Jena als Prof. der Geschichte 1795—1797, ästhetisch-eleganter Historiker, auch Romanschriftsteller. Als Verfasser von Dramen Schiller lästig. Auf ihn bezieht man 157 in den Xenien, ADB XLIV, 188.

ganz gut inne hat." Goethe hatte zum mindesten keinen Anlass zu widersprechen und etwa auf ihn anzuwenden, was er von M.s Lehrer Wolf einmal sagte: „Mit ihm einen Tag zuzubringen, trägt ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung ein." Da aber Sch. in jenem Brief sich noch über andere Besucher beklagt, insbesondere über Joseph von Retzer aus Wien, „ein klägliches Subjekt", so fällt die Antwort doch immerhin nicht ohne weiteres M. allein zur Last. Diese lautet nämlich (9. Mai 98): „Es ist übrigens für unser einen mit der Gesellschaft immer eine traurige Sache, man erfährt was, aber man lernt nichts, und was wir am meisten, ja einzig brauchen: Stimmung, wird nicht gegeben, vielmehr zerstört."

Ich füge zum Schluss dieser Erörterung, die im Rahmen der Persönlichkeit Morgensterns von Wichtigkeit ist, noch einen Bericht an über den Besuch bei einem berühmten engeren Fachgenossen. Auch hier sieht man, wie der Besuchte eine ziemlich unverbindliche allgemeine Bemerkung zu einem von dem Besucher angeschlagenen Thema macht:

Nov. 1808 bei Gottfr. Hermann. *Als ich um 11 wegging, wollte er eben ausreiten. Man sieht ihm nichts weniger an als den tiefen, gelehrten Forscher aus der Studierstube. Er ist ein rüstiger, kerngesunder Mann. Ich erzählte manches von Dorpat und von zerstreuender Polypragmosyne im Gegensatz seiner auf Eins gerichteten, die Wissenschaft fördernden Tätigkeit. Er meinte, die vielseitige meiner Art sei auch verdienstlich* (CCC, 236).

Im übrigen bietet der Danziger Aufenthalt, zu dem wir nach dieser Abschweifung zurückkehren, nur noch wenig Gelegenheit zu Bemerkungen:

Ein Diebstahl seines Dieners verursachte lange und heftige Aufregungen. *Vielleicht konnte mich nur eine solche Begebenheit von dem Fr. Junke, dem ich sonst herzlich wohl wollte, trennen. Wohl möglich, dass ich sonst (wie Prof. Vater in Halle sagte) durch ihn Winckelmanns trauriges Schicksal hätte haben können* (DXCII, 6). Auffallend breite Erörterungen über die mit diesem Fall verbundene Enttäuschung füllen viele Seiten. Heinses Ardinghello weckte August 1799 glühende Sehnsucht nach Italien und Griechenland. *Seine, obwohl idealisierte, glühende Sinnlichkeit (kann ich gleich mich im Geist in sie versetzen und könnt' ich auch Momente lang sie teilen) würde doch für die Dauer meinem Wesen immer fremd bleiben* (DXCII, 25). Beim Rückblick auf das Jahr 1799 konstatiert M.: *Zuweilen kam wohl der Gedanke, wenn er*

gleich nie Vorsatz ward, durch Heirat mir ein angenehmeres Leben zu schaffen. Aber bald erwachte dann die bessere Seele mit ihren höheren Zwecken und weiter aussehenden Plänen. Im April 1802 geht ein Danziger Bekannter, Jaesche, als Professor der Philosophie nach Dorpat, ein anderer, Rink, schlägt für den von ihm ausgeschlagenen Ruf als Professor der Beredsamkeit M. vor, der dann auch berufen und zugleich zum Bibliotheksdirektor ernannt wird.

Beilagen zu III. Danzig.

1. Reise Danzig — Berlin — Halle — Weimar — Jena — Halle — Dessau — Berlin — Danzig 21. Mai — 25. August 1800 (DXCII, 57 ff).

In Berlin Berührung mit Fichte, Nicolai, Jean Paul. Letzterer wird einer Verabredung mit M. und N. untreu, *er hing sich sehr an die Damen, die freilich ihn auch suchten.* In Lauchstedt Aufführung von Schillers Maria Stuart. In Weimar hört M. im Gymnasium eine Stunde pro Sexto Roscio Amerino bei Böttiger, der zu spät kommt, wenig vorbereitet schlecht übersetzt und tumultuarisch erklärt.

Bei Wieland in Osmannstedt. *Bonaparte ist, wie billig, noch immer sein Held.* Falk spottet heftig bei W. über Goethe. W. wird im Ernst einen Augenblick böse. *„Wer seid Ihr denn, um so zu sprechen?“* Mlle. Brentano aus Frankfurt wird in O. erwartet, die *ungemein schöne und geistvolle*, die aber leider nur ein Auge habe. *Sonst würde sie die Welt entzünden, sagt W.*

Falk über Wieland: *Höchst interessant ists, ihn mit Goethe zusammen zu sehen. Sie nehmen einander nichts übel. Goethe erzählt in einer Gesellschaft etwas mit ernster, feierlicher Miene. Ein Kreis steht herum, W. ihm gegenüber. W. unterbricht den Erzählenden: „Schatz, was machst Du für eine Fresse!“ Natürlich lacht die Gesellschaft. — Eine grosse Schlaffheit liegt in W.s Charakter. — Eine eigene Lüsternheit hat er, badende Weiber zu sehen. Wo er eine im Bade belauschen kann, da tut ers nicht mehr wie gern. — Er kann auch über diesen Punkt nichts vertragen. Einmal las er die Briefe des Aristipp vor, und Mad. Herder bemerkte nur, dass er doch in der Schilderung, wie Lais zur Hetäre wird, die Matrone zu sehr herabsetze. Darüber fährt er entsetzlich auf und wird ärgerlich. — Goethe ist weit kräftiger. Verstand und die fünf Sinne: dies sind seine Gottheiten. Das Übrige ist rein, rein abgeschnitten.*

Soviel Sinnengenuss wie möglich, ist bei ihm Prinzip. Daher ist sein Schlüpfriges auch weit gefährlicher, daher ist ihm die übersinnliche Welt, wie die im Klopstock, völlig lächerlich, daher betrachtet er den Herzog wie einen Pächter, dem er in keinen Dingen widerspricht. Viele Dinge hält er unter sich. Ein kaltes Gefühl seiner Ausserordentlichkeit — das allein ist der Götze, dem er Weihrauch streut. Seine Ruhe wohnt nicht in ihm, ihr habt sie in euren Händen. Alle Formen wird er versuchen, um sich sagen zu können: Auch in dieser hast du etwas möglichst Vollendetes aufgestellt. Alles andere verachtet er. Jetzt ist dieses absprechende Verachten in Schweigen übergegangen. In früheren Jahren war es lebhafter Widerspruch. — Goethe ist nicht immer der hohe, begeisterte Tragoedus, der unsere Herzen tief erschüttert. . . Oft sitzt er tagelang, angetan mit einem grünen Pantalon von Fries, in einer unscheinbaren Nachtmütze, behaglich auf seinem Armsessel, seinem Galakleide, das im Winkel hängt, gegenüber, spielt mit seinem Jungen, den er zeugte in seiner Kraft, und lässt, alles rings um sich vergessend, sich und die Welt gehen, wie er will und sie kann. Mehrere seiner originellsten Gedichte in Knittelversen verdanken dieser periodischen Stimmung ihr Dasein. Diesem scharfen Urteil des Spötters F. gegenüber deutet M. freilich durch zugesetzte Fragezeichen im Text und durch eine Randglosse seine Kritik an. —

Bei Schiller: *Ich dankte ihm für Wallenstein und darin vorzüglich für die reinen Charaktere des Max und der Thekla. In eine Haupt- und Staatsaktion, wie W. doch eigentlich sei, sagte er, hätte er schon zur Befriedigung eines grossen Teiles jene beiden Personen anbringen müssen. Ihm selbst wäre eingefallen, dass Max an Neoptolem beim Sophokles erinnere.*

Besuch bei Herder, Corona Schröter und vielen anderen, sehr ausführliche Referate über die Unterhaltungen.

2. Reise Danzig — Dorpat 28./16. Sept. — 7. Nov./26. Okt. 1802 (DXCII, 304—341).

Über Elbing nach Königsberg. Hier u. a. bei Kant, obwohl ihm abgeraten worden war, da K. schon sehr schwach sei. *Er habe keine Furcht vor dem Tode, sagte er. Sein Äusseres vergess ich nie. Sein Bild von Vernet, das ich an Jaesche geschenkt, ist sehr ähnlich.* Die weiteren Eindrücke meist bedrückend. In Libau Schillers Räuber mit gemischten Gefühlen gesehen. *Sehr ungern vermisste ich in Kurland ordentliche Dörfer . . .*

Nur einzelne Herrenhäuser und im Felde zerstreut liegende Gesinde. Zwischen Frauenburg und Doblen: *Der Wirt der Herberge (ein deutscher Maurer) klagte darüber, dass manche kurländische Edelleute ihre Leute Handwerke lernen liessen. So habe z. B. der Zirauische Maurer 60 Bauern unterrichtet. Man sollte, sagte der scheelsüchtige Egoist, den Kerl rädern. In Kurland wären die deutschen Leute schlimmer daran als in Livland. Denn da wären die Bauern zum Glück noch zu dumm . . . . Der kurische Bauer, der mir begegnete, ging in grauen Kitteln, der livländische in braunen . . . Der kurische Bauer soll sich im ganzen . . . besser befinden als der livländische . . . In Kurland sieht man viele Bauernweiber allein reitend . . .*

Überhaupt leben die Menschen auf dem Lande sehr abgeschnitten und isoliert. Freilich haben die Landedelleute öfters Besuch, aber nach Sportsmen-Art. So fand ich in einem Hause auf dem Lande eine Partie Jagdjunker in Tobaksqualm. Pferde, Hunde und Hasen sind ihre Welt. Non placet ista vita. Die gebildeten Weiber unter solchen Männern dauern mich. Von meinen Gefühlen beim Anblick der schwarzen Strohhütten der Leibeigenen in Kur- und Livland schweig' ich. Auffallend war mir die Untertänigkeit der auf der Landstrasse Begegnenden, als ich fuhr. Fast immer haben sie die Mütze in der Hand, so lang sie einen sehen. In der Nähe der Wache geht der Bauer auch mit entblösstem Haupte. Schon in Danzig war mir das ehrfurchtsvollere, untertänigere Benehmen der Dienstboten im Vergleich mit den inneren Provinzen der preussischen Monarchie in Deutschland bemerklich.

Schlechtes Wasser, gute Wege in Kurland. *D. 5. Nov. Freitag Morgen verliess ich Riga . . . Sonntags den 7. war ich Mittags in Uddern. . . Um 5 Uhr kam ich an in der Postierung von Dorpat.*

Hr. von R. sagte: Was man in Deutschland „dummer Junge" nennt, giebt es in Livland nicht. Gute Anlage haben die jungen Livländer alle. Aber an Kenntnissen fehlt es. Auch der Mittelmässige schreibt einen guten Brief. — Videbimus. Späterer Zusatz: *Vidimus. Es giebt auch dumme Jungen in L., doch nicht häufig* (DXXXV, 98).

Auf der Reise 1802:

Interessanter, einen Menschen, der wenig Deutsch versteht, wie der Knecht meines russischen Fuhrmanns, Anton, ein geborener

Pole, reden zu hören, als einen Schwätzer. Jener giebt Begriffe, dieser nur Worte. Die Brücken zu den Begriffen baut man sich leicht. Es ist einem mit einem solchen Menschen beinah, als läse man einen alten, gedankenschweren Autor (ib. 96).

3. Goethe über Morgenstern.

„Auch später" (nach dem Brief vom 18. Juni 1795 über die übersandte Diss.) „hat der Unvergleichliche meine Schrift über Winckelmann, zufällig auf einer Reise, wie er selbst mir mündlich mitteilte, mit besonderem Interesse gelesen; von der Reise in Italien aber eine laut anerkennende Rezension in Verbindung mit seinem Freunde Heinrich Meyer unter der bekannten Firma W. K. F. der Jenaischen Allgem. Litt. Zeitung einverleiben lassen", Auch ein Vortrag 11. Diese Rezension steht a. a. O. 1813 Januar p. 138 ff[33]). Über Goethes Brief (s. oben) vgl. Strehlke I, 470 u. II, 512. Ferner ist bezeichnend der Bericht von C. E. von Weltzien (Goethes Gespräche, herausgeg. von Biedermann IV, 72) vom 9. Okt. 1820: „Ich brachte auch den Gruss von Morgenstern an, worauf G. mit einem, ich möchte sagen schalkhaften Lächeln dankte, ohne etwas zu erwidern." In den Tagebüchern (III, 396, 3. Nov. 1808) findet sich eine mir nicht ganz verständliche Notiz: „Mittags Falk. Geschichten und Charakteristik von Morgenstern; Construktion desselben, besonders Historie von der Tränenweide in Danzig". Im übrigen noch über M.s Aufsatz in Wielands Merkur 1795 „Plato und Rousseau" die Kritik: „Man hat die Materie so satt" Sophienausgabe 40, 482 und anderswo rein sachliche Notizen über Lektüre Morgensternscher Schriften.

4. Morgenstern und das Athenaeum.

Mit Absicht hat offenbar M. für die von Albanus herausgegebenen Livländischen Schulblätter I, 1813, 233 ff aus der Geschichte der Anstalt einige lateinische Verse des Rektors Strauch v. J. 1673 ans Licht gezogen, die es ironisch beklagen, dass der Protoscholarch und der Senatspräsident den Professoren bei ihrer

33) *Wie ich von Eichstädt vernahm, ist sie von Goethe selbst* DXCV, 342. Gleichwohl ist die Rezension zweifellos von Meyer. Vgl. Kleine Schriften zur Kunst von H. M., herausg. von P. Weizsäcker (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrh., Stuttgart 1886), S. CXXIII.

Ahndung der studentischen Exzesse der Schüler in den Arm gefallen waren; cum disciplina e gymnasio Ged. ab apparitoribus (quos Tullius lictores vocat) efferretur, comitabatur hoc funus rector sine regendi, praeceptor sine praecipiendi auctoritate, i. e. illustris Gedanensium scholae campana sine pistillo. Das Carmen selbst schliesst:

Ultima sic nostras Musas Astraea reliquit,
Et Nemesis gemuit: Me miseram, perii!
Vos praeceptores olim morumque magistri,
quod superest nostras ibitis exsequias.

Die fortlaufenden Tagebuchnotizen für die Danziger Zeit finden sich in den Manuskripten DXCI und DXCII.

IV. Dorpat.

(1802—1852).

Wir haben Morgenstern an der Station auf der Rigaschen Strasse verlassen, also da, wo vor der Existenz einer Eisenbahn der von Westen kommende Besucher Dorpat erreichte, so wie der von Norden ankommende Gast Rom zuerst bei der Porta del Popolo zu Gesicht bekam. Der erste Eindruck war recht dürftig; nicht besser erging es noch 1864 an dieser Stelle einem Nachfolger M.s, Ludwig Schwabe, dessen ungemein anziehende und vielfach belehrende Dorpater Erinnerungen Wilhelm Stieda 1915 herausgegeben hat. Doch sehr bald änderte sich das Bild. Es gewährt einen hohen Genuss, an der Hand der M.schen Aufzeichnungen zu verfolgen, wie M. teilhat (nehmend und gebend) an dem sich auf ungewöhnlich hohem geistigen und sittlichen Niveau gestaltenden Leben der jungen Hochschule. Man hat — zuerst wohl Julius Eckardt — von ihrem heroischen Zeitalter gesprochen mit Rücksicht auf jene Anfangszeit. Kein Zweifel, dass einer ihrer charakteristischsten und repräsentativsten Vertreter der Eloquenzprofessor M. ist. Im Zentrum steht eine geborene Herrschernatur, der primus rector Parrot, aber auch neben diesem Feuerkopf fehlt es nicht an anderen Persönlichkeiten, die M.s Bedürfnis nach edelgesinnten, hochgestimmten Freunden befriedigten.

1. Erste Eindrücke in Dorpat (DXCII, 345 ff).

Ich stand trübselig am kleinen Fenster der Postierung (so heissen die Poststationshäuser in den deutschen Provinzen von Russland), als ich einige Leute auf der Mitte des Platzes (ich dachte anfangs, es wäre der Markt und die Leute, die spiessbürgerlich genug aussahen, wären Studenten) zusammenstehen sah und die klei-

nen hölzernen Häuser gegenüber betrachtete. „In einem solchen Hause also wird Freund Jaesche wohnen, in einem solchen sollst du selbst wohnen, in einem kleinlichen Landstädtchen deine besten Jahre fern von allem Schönen der Welt verlieren.“ — Lange musste ich auf einen Barbier warten. Er kam endlich und kratzte und fetzte gewaltig. Mein Unmut wuchs. Etwa gegen 8 Uhr Abends fuhr ich die kleine Anhöhe hinab in die Stadt. Frohes Staunen, als ich bei Mondschein auf dem regelmässigen, geräumigen Marktplatz die stattlichen modernen steinernen Häuser sah, u. a. das Ungern-Sternbergische mit dem Balkon . . . — Von Anfang an kam mir Zutrauen der Kollegen entgegen . . . Den 12./24. Dezember des Kaisers Geburtstag. Prorektor Balk hält eine Rede. Dann ich. Die zahlreichen Zuhörer schienen sehr zufrieden. Ich war es mit mir selbst. Meine Deklamation, die an diesem Tage sehr überlegt war, machte Sensation. Seit dieser Rede bezeugten mir manche, ni fallor, noch mehr Hochachtung. — Zur selben Stunde unterzeichnete der Kaiser an seinem Geburtstag die Fundationsakte der Universität.

Die Aufzeichnungen des folgenden Jahres 1803 tragen das Motto aus Lucrez: *Te nihil impediat dignam Dis degere vitam.* So atmen denn auch diese ersten Berichte über akademische Tätigkeit und persönliche Begegnungen Höhenstimmung.

Als Morgenstern in Dorpat ankommt, ist Parrot gerade in jener so ungemein wichtigen Reise an den Petersburger Hof abwesend, die — durch eine kühne Überrumpelung — aus der bisher geplanten ritterschaftlichen Universität eine solche des russischen Reiches machen sollte. Am 22. Mai 1802 hatte Parrot den zündenden Funken in das empfängliche Herz des Monarchen geworfen. Der dem Adel gegenüber freilich gereizte und nicht vorurteilsfreie Krause[84]) schildert nicht ohne Humor die Szene, wie die Ritterschaft bei einer Anwesenheit des Monarchen in den Ostseeprovinzen die Professoren gerade eben noch auch mit einem Sprecher zulassen will. Man wählte Parrot „mit dem guten französischen Maulleder“. „Lassen Sie mich doch Ihre Rede se-

84) Die sonstigen Berichte über den Vorgang, insbesondere das Tagebuch des Vizekurators v. Ungern-Sternberg und die Skizze einer Geschichte der Stadt Dorpat von Oberpastor Fr. D. Lenz, lassen freilich von dieser angeblichen peinlichen Überraschung der Ritterschaft nichts erkennen. Vgl. Bienemann, Parrot und Alexander 117. Wenig besagt, dass auch die alten Universitätsakten über die Feierlichkeiten von dieser Seite des Vorgangs nichts melden.

hen", sagte Graf Manteuffel zu Parrot. „Ach, Ew. Exzellenz, es sind nur etliche Worte des Willkommens." Und dann kam jene Rede, die schloss: „Nous jurons de respecter l'humanité dans toutes les classes et sous toutes les formes, de ne distinguer le pauvre du riche, le faible du puissant, que pour vouer au pauvre et au faible un intérêt plus actif et plus tendre. Nous jurons que chaque action de notre Monarque, chaque bienfait qu'il répandra sur son peuple, nous rappellera la sainteté de nos devoirs. Sire, recevez ces serments, ils sont sincères, ils sont purs, comme le vœu que vous avez fait de rendre vos sujets heureux." Damit war der Grund gelegt zu jener höchst eigentümlichen Freundschaft zwischen Monarch und Rektor, die so charakteristisch ist für das Zeitalter, das nicht nur der Aufkläruug und Humanität, sondern ebenso — wir denken wieder an unseren Helden — der Empfindsamkeit zugetan war. Jene erste Begegnung bot Parrot die Möglichkeit, in einer formell freilich in verschiedener Richtung höchst anfechtbaren Mission Herbst 1802 nach Petersburg zu reisen, die ritterschaftliche Kuratel so ziemlich auszuschalten, in Klinger einen neuen Kurator zu gewinnen und der Hochschule eine weitgehende Autonomie zu sichern. Schon der Eindruck des Abwesenden war bedeutend. *Alles, was ich von diesem seltenen Menschen hörte, flösste mir Hochachtung für ihn ein. Auch beim Durchsehen der gedruckten Sammlung von der Eröffnung der Universität interessierte mich am meisten seine Rede, so wie eine andere, die er als Prorektor gehalten. So viel Präzision bei so viel Natürlichkeit, so gesunder Sinn bei so viel Wärme fürs Gute*[85]),

85) Vgl. bes. die Rede vom 22. IV. 02 (Bienemann, Parrot 113), mit ihren starken sozialen Mahnungen an die Studentenschaft: „Vergesst es, dass das Schicksal euch einen höheren Rang als diesen tätigen Menschen, euren Ernährern, angewiesen hat . . . Seht nicht mit Verachtung auf den geringen Grad ihrer Kultur herab. . . Ich spreche zu Jünglingen, deren Herz, hoffe ich, noch allen guten und edlen Empfindungen offen steht. Ihr fühlt es: dass euere Ernährer auf mehr als bloss kümmerliche Subsistenz, dass sie auf euere Dankbarkeit, auf euere Achtung, auf unsere Dankbarkeit, unsere Achtung gerechten Anspruch machen." Man wird ausserdem an jene von Parrot im Namen der philosophischen Fakultät verfassste Denkschrift denken dürfen (Bienemann 119 ff), die Parrot am 11. August an den Kaiser hatte abgehen lassen und die sich als Begutachtung einer von dem Braunschweiger Professor und Staatsrat Zimmermann eingereichten Schrift „Versuch eines Entwurfs zu einer in Livland zu errichtenden Universität" über allmähliche Aufhebung der Leibeigenschaft, Beteiligung der Bauern an der Rechtspflege, Hebung der Volksbildung im Zusammenhang mit der Universitätsgründung verbreitete und — sehr bezeichnender-

lautet eine Aufzeichnung aus der allerersten Zeit. Man sieht, nicht aller dieser Qualitäten durfte sich M. selbst berühmen, die er an dem späteren Freund gleich anerkannte. Die intimere Bekanntschaft erfolgte dann bald, P. weiss dabei Interessantes über Klinger zu berichten, der unter der den meisten zugekehrten rauhen Aussenseite ein dem Näherstehenden wenigstens gelegentlich merkliches zartes Gefühl verbirgt.

Von Anfang an versetzte die Eloquenzprofessur M. in die willkommene Notwendigkeit, die Fülle lateinischen oder deutschen Wohllauts im Verkehr mit anderen Universitäten und mit offiziellen Persönlichkeiten über Adressen und feierliche Bekundungen auszugiessen. Es entsprach ja seiner innersten Natur und durch glückliche Fügung zugleich auch der geistig-politischen Atmosphäre, in die er gestellt war, wenn er jenem Universalismus der ersten Dorpater Zeit würdige Worte lieh, in dem Verstand und Gefühl, sonst ein miteinander haderndes Paar, nicht nur zu freundlicher Harmonie vereinigt waren, sondern sich auch in ihren bewusst gezüchteten Extremen, in den Formen eines rücksichtslosen Rationalismus und einer in zarter Empfindsamkeit schwelgenden Sentimentalität, wohl zu vertragen schienen. Im Jahre 1803 wurde er, wie das Recke-Napierskysche Lexikon sagt, Mitverfasser und alleiniger Redakteur der Statuten. Hierzu macht er selbst folgende Bemerkungen: *Sonnabend den 18. Sept. wurden von 4 Uhr an in einer Conseilsitzung die von Petersburg durch Parrot zurückgebrachten Statuten der hiesigen Universität verlesen. Hie und da hat der Feind Unkraut gesäet zwischen den Weizen: bloss aus mala sedulitas. Aber fast alles Wesentliche blieb. In Sonderheit sind alle die §§ wörtlich stehen geblieben, die in wissenschaftlicher Hinsicht mich am meisten interessierten und die ... durchzusetzen mir zu seiner Zeit Müh genug gekostet. Doch schon jetzt kann ich sagen: non vixi frustra. Denn ist gleich in den von mir redigierten Statuten manches in einzelnen Punkten verändert und aus seiner Ordnung gehoben, so ist das Werk doch im ganzen so geblieben, wie es in Dorpat niedergeschrieben wurde. Vieles, sehr*

weise — vor jeglichem Beaufsichtigungssystem warnte. Die alten Akten der phil. Fakultät (jetzt im E. V. Keskarhiiv) enthalten in Abschrift das Dankschreiben des Kaisers vom 24. August 1802, wo es u. a. heisst: „Le rapport est rempli d'idées aussi lumineuses que bienfaisantes. C'est une grande satisfaction pour moi de voir cette institution naissante se proposer dès son origine un but aussi noble que celui d'influer sur le bien."

vieles, was mein Gedanke war, ist nun kaiserliches Gesetz geworden, der Dörptschen Universität für künftige Zeiten und, durch Nachahmung des Besten, zum Teil wahrscheinlich auch für die anderen russischen Universitäten. Mancher Keim des Guten auch in späten Zeiten blüht in diesem Reich durch uns heran[86]).

Was die Streitigkeiten der ersten Zeit zwischen Universität und Ritterschaft anlangt, so hat gerade Morgenstern, freilich viel später, in einer jenen Dingen ganz entrückten Zeit, in einer Rede auf den 1832 verstorbenen, durch Parrots Handstreich bei Seite geschobenen Kurator Graf Manteuffel zu Gunsten des ritterschaftlichen Kuratoriums anerkannt: „An vielseitiger Tätigkeit nach Massgabe der eigenen allmählich sich läuternden Einsicht und an gutem, in vielen Fällen bewährten Willen fehlte es auch schon damals den nächsten Oberen nicht" (Rieger, Klinger II, 568; Bienemann, Parrot 136, 1; das Manuskript ist leider jetzt m. W. nicht mehr in Dorpat vorhanden). Leider hat M. über diese ersten Zeiten sehr im Gegensatz zu seiner bisherigen Gewohnheit nur unvollkommen und für manche Abschnitte nur ganz summarisch berichtet. Den Grund gibt er selbst an: *Die überhäuften Geschäfte der ersten 2 Jahre meines Lebens in Dorpat, verbunden mit der den*

86) Als Parrot in der Statutenangelegenheit Juni 1803 von neuem nach Petersburg fuhr, sollte zunächst M mitreisen. Parrot hielt es dann jedoch für richtiger, an seiner Stelle eine Null mitzunehmen, und machte dem Freund die bei seinem Ehrgeiz sehr bitter schmeckende Pille durch einen Brief schmackhaft (CCCXLII, 4, abgedruckt bei Bienemann 202), „ein sehr offenes, ihn prächtig charakterisierendes Schreiben an M., das zugleich auf dessen edle Gesinnung ein helles Licht wirft und bezeugt, wie in den noch nicht vollen sechs Monaten ihres Zusammenwirkens beide Männer sich eng aneinander geschlossen hatten" (B.). Ich zitiere daraus nur: „Kurz, soll ich negoziieren, so muss ich völlig despotisch handeln dürfen. Und könnte ich das mit Ihnen? Würde ich das mit Ihnen, lieber M., nur wollen?... Ferner, wir haben oft verschiedene Meinungen, und wenn wir zusammen bei Kl. oder anderen Mitgliedern der Kommission erscheinen, wer steht denn dafür, dass es nicht bemerkt werde?... Als es unser ganzes Dasein galt, als eine Fundationsurkunde errungen werden sollte, da schickte die Universität nur mich. Schickt sie jetzt ausser mir noch den ausgezeichnetsten von uns (denn das sind Sie in P. durch Ihre Schriften), so liegt darin eine indirekte Erklärung, dass es auch damals besser gewesen wäre, wenn sie zwei gesandt haben würde...." Die Statuten fanden in Petersburg, besonders bei Klinger, die höchste Anerkennung. Klinger an Parrot: „Meinen besten Dank, biedrer und treuer, Ihnen und all den geistreichen Männern, die an den Statuten gearbeitet haben; es ist ein Werk, das Ihnen Ehre macht.... Ich hoffe, man wird durch dieses Werk die Männer in Dorpat erkennen und die Schatten von ihnen zu trennen wissen, die in nichts versinken werden" (Rieger III, 241), „Männerarbeit" (ib. 252).

grössten Teil dieses Zeitraums füllenden geheimen Geschichte meines Herzens, das mir zwar manche Momente schriftlich zu fixieren vergönnte und sich vorzüglich in den Briefen an . . . und in den nicht abgeschickten, an sie gerichteten Fragmenten ergoss, aber das damals zu voll war, um nicht jeder Protokollierung des Ganges meiner Gefühle und jeder zu scharfen Entwicklung zu widerstehen, beides hinderte mich an der Fortsetzung meiner guten alten Gewohnheit der Annalen meines Lebens. Die Heldin dieses ersten Herzensromans wird an einer Stelle, wo M. seine Beziehungen zu Frauen systematisch dargestellt und diskret charakterisiert hat, durch die Chiffern H. v. S. bezeichnet, und chronikartig trocken wird als zeitliche Begrenzung der Seelenerschütterung angeführt „Februar 1803 bis etwa Juli 1804". Henriette heisst sie in Übereinstimmung mit dieser Eoeenliste in den Briefen der guten Tante Berta, der Rätin Doppelmair, die die Vertraute ihrer lieben Dorpater Professoren ist, der Vater wird, so hören wir anderwärts, einmal einen Namen in der Landesgeschichte haben, ist häufig in Petersburg, eng mit Parrot und M. und mit den Geschicken der Universität liiert. Da ist es nicht schwer, unter den adligen Familien der ersten Zeit zu raten. Dazu passen freilich die Namens- und Ortschiffern in den Tagebüchern häufig nicht, aber es erscheint mir überhaupt als unmöglich, de amoribus Morgensternii für die Zeit bis zu seiner glücklichen Landung im Ehehafen zu handeln. Durch Ausradieren aller Namen und Überschreiben anscheinend irreführender Buchstaben ist unberufener Neugier gewehrt. Denn man wird wohl kaum annehmen dürfen, dass dem alten Herrn schliesslich in seiner Erinnerung die als Heldinnen der Romane begegnenden Henrietten, Charlotten, Julien, Idalien (?) wirr durcheinander gelaufen sind und er bei nachträglicher Eintragung von Abkürzungen Konfusion angerichtet hat. Wie dem auch immer sei, es handelt sich in allen Fällen um Beziehungen zu adeligen Damen des Landes, über die im übersteigerten Werther- und Siegwartstil, im übrigen aber mit zartester Delikatesse berichtet wird. Man wird eine zusammenfassende Charakteristik, die jener ersten Leidenschaft abgenommen ist, als kleinen kulturhistorischen Beitrag vielleicht auch an dieser Stelle verzeihen:

Der Vater ladet „Parrots Freund mit dem Engelkopf" auf sein Gut ein, M. liest den Damen bei wiederholten Besuchen Goethe, Wieland, Klinger vor, die zwischen Tochter und Professor gesponnenen Fäden verstärken sich durch halb bewusst wer-

dende Beziehungen zu dem Gelesenen, Tränen schimmern in schönen, edlen Augen, und Röten steigen auf in holden Wangen. Der übervolle Busen lässt den jungen Professor nicht mehr im Hause weilen, er stürzt hinaus, wo die Wolken über die baltische Ebene jagen, wo die Nachtigall stilvoll in den Büschen schlägt, wo er ein Wäldchen durchrast oder wo er sich — gewiss behutsam — ins volle Gras wirft. Man wechselt unklar schillernde, halb verstandene Worte und Briefe. Das Hangen und Bangen — die Hand des Edelfräuleins ist irgendwie schon vergeben, und Resignation scheint von Anfang an am Schluss zu stehen — setzt sich fort, wenn die geliebte Schöne in Dorpat weilt, zu Besuch bei Bekannten oder auf der Postierung. Soll, ja kann er sie aufsuchen, ohne sich etwas zu vergeben? Zahllose Pfützen und Gräben im alten Dorpat hemmen seinen Weg, jede Wasserstrasse ist wie ein Rubikon, der die Entscheidung über Ehe und künftiges Leben bedeutet. M. gelangt vors Haus, späht durch ein Fernglas nach den Umrissen einer Gestalt am Fenster, verliert das Glas aber in dem fürchterlichen Schmutz zu seinen Füssen, ohne es wiederzufinden. Abermals ist es nicht zu einer Aussprache gekommen. Doch auch Plato, Petrarca, Funk und Ferd. Delbrück waren oder sind unverheiratet!

Eigentlich von Anfang an gehört M. zu den „Geschäftsleuten" der Hochschule, wie man um 1800 von Leuten nach Art des Göttinger Heyne sagte. Sehr merkwürdig und für die Situation bezeichnend ist hierbei die wiederholte Wahl eines Aktionsausschusses. Es liegen, so wird mitgeteilt, Nachrichten und Ereignisse vor, die sich zur Behandlung im Plenum nicht eignen. Zum Schutz der Diskretion und zur Erzielung schleuniger Massnahmen wird ihre Erledigung dem Konseil — man könnte von einem senatus consultum ultimum sprechen — entzogen und einem besonderen engeren Gremium übertragen. Ich weiss nicht, ob man auf diese Einrichtung in der Historiographie der Universität gebührend geachtet hat. Sie ist doch höchst bezeichnend dafür, wie wenig mechanisch, wie so gar nicht zahlenmässig man jene im Kampf mit der Ritterschaft so heiss umstrittene und erkämpfte Autonomie der Glieder der Universität auffasste und betätigte. In Krisenzeiten funktioniert — vorbehaltlich späterer Rechenschaftsablage — eine Aristokratie, so bei jener erwähnten Reise Parrots nach Petersburg in Sachen der Statuten Juni 1803 und dann wieder anlässlich einer neuen Reise Parrots Ende 1804. Als Mit-

glieder erscheinen ausser M. und Parrot der Mediziner Balk und der Historiker Poeschmann[87]).

M. wird in alle wichtigeren Kommissionen gewählt, so zunächst in die Schulkommission für die 4 Gouvernements Liv-, Est-, Kur- und Finnland, als durch Gesetz vom 24. Januar 1803 der Universität die Pflicht auferlegt wurde, das Schulwesen der genannten Provinzen zu beaufsichtigen, „denn man muss ja wohl von jedem, der die höheren Wissenschaften lehrt, denken, dass ihm auch dieses Geschäft geläufig sein müsste," schreibt Klinger an M. am 17. III. 04, vielleicht etwas zu schmeichelhaft für die Professoren einer Universität. Vgl. Rieger III, 71. Aus demselben Gesichtspunkt heraus, „weil diese Aufsicht zu den Pflichten der Universität nach dem Willen des Monarchen gehört," war Kl. auch nicht für eine besondere Remuneration der mit dieser Aufgabe Betrauten zu haben (Kl. an Parrot, Rieger III, 239). An der statutenmässigen Grundlegung der Sache hat M. wiederum hervorragenden Anteil, insbesondere verfasste er die Tabelle A zu den an die Universität zu erstattenden Berichten über den Zustand sämtlicher Gymnasien, Kreisschulen und Privatanstalten. Dabei war er bemüht, man denke an die analogen Empfindungen Wolfs rücksichtlich seines philologischen Seminars, eine öffentliche Blossstellung der Lehrer durch die eingereichten Beurteilungen

87) Dass das Verfahren der Gesamtheit gegenüber doch auch zu Missheiligkeiten führte, beweist wenigstens im zweiten der angeführten Fälle ein charakteristisches Votum M.s vom 20. II. 05 (erhalten im MS CCCXLVIII). Hier operiert M. bei vorsichtiger Behandlung der formalen Fragen geschickt mit jenem moralischen Pathos, das auch Parrot immer in heiklen Situationen auszuspielen versteht. Lieber alles Persönliche opfern, als sich dem Misstrauen und der Bevormundung beugen! Hinsichtlich der vielfach erörterten Verantwortlichkeit Krauses, dem als dem Bauleiter ja viel anvertraut war, werden Vorschläge gemacht, wobei es zum Schluss heisst: *Sein* (Krauses) *uneigennütziger edler Eifer, so wie Parrots edle Selbstvergessenheit und Selbstaufopferung für gemeinnützige Zwecke würde vor schnöder Verleumdung eines alten Weibs (so nannte Lessing das gemeine Publikum) jetzt und künftig sicher sein.* M.s Vorschläge in der Frage der Aufsicht über die Bauten Krauses sind wenigstens etwas nüchterner, als die bei Bienemann 223, 227 referierten Briefe Parrots an den Kaiser vom 18. Juni 04 und 30. März 05, wo es u. a. heisst: „So würde der ganze Bau seine persönliche Angelegenheit. Ich setze für ihn die ganze gute Meinung ein, die Sie von meiner Moralität haben. Krause ist kein gewöhnlicher Mensch. Er empfindet, was die Menschheit Ihnen schuldet, was wir Ihnen schulden. Er denkt an die Nachwelt." Man vgl. damit den Ton der Lievenschen Briefe an Parrot und Morgenstern, um den gewaltigen Unterschied der Zeiten und Anschauungen zu erkennen.

der Leiter zu verhüten, eine Frage, mit der die später so ungemein umfangreiche Korrespondenz mit Klinger beginnt, der hinter M.s Äusserungen sofort den Mann erkennt, „auf dessen Geist, Kraft, Mut und Tätigkeit sich rechnen lässt“ (Rieger III 64). Es war natürlich, dass er der Plantationskommission angehörte, die die Bestimmung hatte, den der Universität überlassenen Domberg nach Ausräumung der Domruine und Nutzbarmachung eines Teils derselben für die Zwecke der Universitätsbibliothek in einer dieser ehrwürdigen Stätte würdigen Weise parkartig auszugestalten [88]). Schliesslich zeigt ja seine Korrespondenz mit dem Kurator Klinger und mit dem „Korrespondenten“ der Universität Doppelmair, wie er weit über den Einfluss eines lediglich stimmberechtigten Mitglieds dieses oder jenes Gremiums hinaus in ganz hervorragendem Mass bei allen entscheidenden Fragen der Universität, wenn man will inoffiziell, mitarbeitet. In enger, vertrauensvoller Freundschaft mit Parrot verbunden, der selber zum Träger der Krone, wie zu einem geliebten Weib, in einem leidenschaftlichen Liebesverhältnis steht, darf er überzeugt sein, an der Ausbreitung des Reiches der Humanität, der Freiheit und des Denkens zu arbeiten. Zwei Zeugnisse mögen diesen einleitenden Abschnitt beschliessen. Das eine stammt aus der allerersten Dorpater Zeit: *Ein edler Geist muss resultieren aus der Autokratie des Conseils der Universität zu Dorpat. Einer ehrt im anderen sich selbst, und der wahrhaft Achtungswerte erreicht seine Zwecke.* Später fand er in einem Nachruf auf den 1812 verstorbenen Heyne mit Bewegung die Worte, die so recht auf seine eigene Reise nach Dorpat unter Alexander und seine bald angeknüpften Beziehungen zu Klinger [89]) zu passen schienen: „Als er dem Rufe

88) In der Dörptschen Zeitung vom 6. Mai 03 findet sich eine vom Rektor Parrot im Namen des Konseils erlassene Verordnung, wonach „von nun an“ das Publikum sich des Viehweidens, des Wegführens von Grund und Boden sowie aller Beschädigungen auf dem Dom zu enthalten hat. In dieser Absicht ist ein bewaffneter, beeidigter Wächter ernannt, der für Ordnung sorgen wird.

89) Aus dem ersten Brief M.s an Klinger hat Rieger nur einen kleinen, auf die Schulfragen bezüglichen Teil ausgehoben (III, 64). Fast noch interessanter ist das übrige, das von hohem Selbstgefühl zeugt und schon damals jene Parallele mit Göttingen zieht. „Ich leugne nicht, dass das Ziel meines Strebens kein niedrigeres ist, als für Dorpat ungefähr das und in einer ähnlichen Kombination zu werden, was ein bekannter, sehr verdienter Mann für Göttingen in seinem Kreise lange war und ist.“ Im anderen Fall würde er lieber entweder Professor in Halle oder Danzig sein oder als unabhängiger Mann in Dresden leben. Der Briefschreiber gibt im übrigen seiner hohen Genugtuung Ausdruck, unter einem

Münchhausens folgte, zog er in die Heimat edler Geister, die nur in der Luft leben können, wo grosse Absichten mit freier Tätigkeit ausgeführt werden. Sie erkannten ineinander die Gleichheit der Gesinnungen, welche das stärkste Band ausmacht, das Menschen von Geist miteinander verbindet" (DXCVIII, 280).

Morgensterns Dorpater Lebensabschnitt ausführlich schildern wollen, hiesse, so sagt Mercklin (14) mit Recht, die Geschichte unserer Universität erzählen. „So verwachsen ist sein Leben mit dem ihrigen, so sehr trafen ihre Schicksale auch ihn." Der Verfasser hält es für richtig, unter bewusstem Verzicht auf Vollständigkeit und indem er die Universitätsgeschichte nur, wo es der Gegenstand unbedingt erfordert, berührt, in einigen Kapiteln, wo er hoffen darf, vielleicht auch dem Kenner jener Zeit und ihrer Persönlichkeiten an der Hand des Materials den einen oder den anderen Zug näher zu bringen und deutlicher zu machen, als das bisher geschehen ist, Morgensterns weiteres Leben darzustellen. Bemerkt sei, dass die Tagebücher von jetzt ab an persönlichem Reiz ärmer werden und sich auf weite Strecken hin in sachlichen Berichten über Lektüre, Reisen, Amtsgeschäfte u. s. w. verlieren. Dagegen liegt in den Papieren und Korrespondenzen des M.schen Nachlasses in Verbindung mit den Akten der Universität ein so riesiges Material vor, dass Beschränkung auf einige Gesichtspunkte zur Pflicht wird.

2. Programmatarius.

Zu den Pflichten der Eloquenzprofessur gehörte die Redigierung der lateinischen Vorlesungsverzeichnisse, denen nach allgemeinem Brauch eine lateinisch geschriebene Abhandlung vorausgeschickt wurde. Die Sitte hat bekanntlich bis in den Anfang des 20. Jahrh. an manchen Orten bestanden und ist von den sehr verschiedenen mit der Aufgabe betrauten Persönlichkeiten sehr verschieden gehandhabt worden. Unmöglich kann es im Sinn der Eloquenzprofes-

Kurator wie Klinger, dessen Geist ihm aus seinen Schriften nicht erst seit gestern ehrwürdig sei, und mit Parrot, in dem er in der ersten Viertelstunde einen alten Freund gefunden habe, arbeiten zu dürfen. Klingers freudiges Eingehen auf M.s Mitarbeit gleich bei der ersten schriftlichen Begegnung bezieht sich natürlich auf diese weiteren Perspektiven, nicht, wie man nach Riegers Briefbuch annehmen könnte, auf die Schulfrage (Konzept des Briefes M.s vom 8. III. 03 im MS CCCXLIX).

sur liegen, dass der Philologe als Fachverteter aus seinen kleinen Manuskripten eines bei dieser Gelegenheit zum Druck befördert, das nach der Fragestellung und der Art der Behandlung einen speziell interessierten und vorgebildeten Leser voraussetzt. Und doch! Wie häufig ist es dabei geschehen, dass man sich, soweit man die Gesamtheit der Studenten und Professoren der Universität, für die das Produkt doch bestimmt war, und nicht irgendwelche Fachspezialisten in vielleicht erst kommenden Jahren bedenkt, an das Wort des Persius erinnert fühlte: Quis leget haec? Vel duo vel nemo. Hierher gehören natürlich nicht solche Proben textkritischer Behandlung von einzelnen Stellen, wie sie z. B. Vahlen in den Berliner Programmen vorgelegt hat. In einem solchen Falle druckte die Universität nicht einer einzelnen Disziplin allsemesterlich auf allgemeine Kosten einen Aufsatz ab, sondern ganz offensichtlich war die Meinung, durch Proben, die ja durch die ganze Art der Behandlung deutlich geschieden waren von Zeitschriftenbeiträgen verwandten Inhalts, einzuführen in die kritische Behandlung einer Stelle, in die Entscheidung über sprachliche Möglichkeiten, in die Schärfung des Sinnes und Taktes für den Gedankenzusammenhang eines Abschnitts u. ä. m. Dass damit zum mindesten dem Studierenden der Geisteswissenschaften ein Dienst geleistet wurde, ja dass das geschmackvolle Geniessen eines Dichterworts oft gar nicht so ganz unabhängig war von der vorherigen Erledigung jener Dinge, war klar. Hier war nicht die Berechtigung im Rahmen der Eloquenzprofessur zweifelhaft, sondern die Eloquenzprofessur selbst als vox und tuba der modernen Universität.

Diese Bemerkungen schienen nötig, um einigermassen die Fragen anzudeuten, die mit jener eigentümlichen schriftstellerischen Gattung verbunden sind, und um ein Urteil über M.s Art zu begründen.

Sieht man sich die Praxis Wolfs an, dessen Muster M. (vgl. DXCV, 485) vor allen andern vorschwebte, so sehen wir, dass dieser in der ersten Halleschen Zeit, wo es ihm schwer war Boden zu fassen und er die Anforderungen überall nicht zu hoch stecken durfte, kurze moralische Paränesen [90]), oft in launiger Form,

90) Die Universität Giessen beschloss 1777, dass der Inhalt dieser Programmabhandlungen von nun an sein solle die Entwicklung eines moralischen Satzes oder die Erklärung einer Stelle aus einem antiken Autor (Die U. G. von 1607—1907 I, 387). Hier wirkte Chr. H. Schmid (vgl. S. 92) als Eloquenzprofessor, zuletzt auch als Bibliothekar 1771—1800 (ADB XXXI, 650).

behandelt, so S. 1784 den Unterschied antiken und modernen wissenschaftlichen Betriebs. Hier lässt er einen der Alten in unsere Hörsäle treten und unsere Vorlesungsverzeichnisse mustern. Vieles versteht dieser selbst mit Hülfe des Dolmetschers nicht. Idem tamen verendum esset ne alia in hac opulentia nostra desideraret; et sane miraretur, cum videret Musarum chorum e nemorum suorum umbris apud nos exturbatum inque auditoria et inter hos pulpitorum strepitus relegatum. Hierbei zeichnet W. das abschreckende Exemplar einer modernen Gelehrtenspezies, Leute, quorum praeclara scilicet sapientia, si quando in publico spectari cogatur, miserabiliter obmutescat quique seu diffidentia aliqua seu pudore rustico impediti nihil ex sese promant, immo, ut Aspendius citharista, omnia intus canant. Im zweiten Programm W. 84/85 predigt W. über den Text: Nusquam est, qui ubique est. Es sind ja wohl gerade jene zeitgenössischen Tendenzen, denen M. nicht fern steht, vor denen hier mit kühnem Bild gewarnt wird: Nonnullos videmus saepe diversissimarum rerum studia ac consilia suscipere, discursare circa omnes, quotquot apertas vident, doctorum fores et quasi omnes Musas uno complexu tenere magna ambitione gestire. In ähnlicher Weise geht es die nächsten Jahre weiter: S. 87 rechnet er mit den belluli, den Schöngeistern, ab und gerät fast dahin, nach Sophistenart ein Laster, den Pedantismus, zu loben. W. 86/87 weist er auf französische Verse des grossen Friedrich über den Ruhm hin. Die Universität mit ihren Vorlesungen zeichnet er als grossen Jahrmarkt (W. 89/90). Ein echter Wolf ist das Programm W. 87/88, in dem W. von dem Kolleggeld der Alten erzählt und den Studenten zeigt, wie billig, ja oft sogar umsonst sie heutzutage so viel Weisheit bekommen können. Die Form dieser Feuilletons ist in hohem Mass anziehend. Häufig steht eine Anekdote an der Spitze: Karneades, der bei seinen Vorträgen so laut schrie, dass ihn der Gymnasiarch bat, sich zu mässigen (W. 85/86); die Art des Bildungsprotzen Calvisius, von dem Seneca Ep. 27 erzählt, erweist sich als noch nicht ausgestorben (S. 89). Etwas gewaltsam wird die Zecherei herangeholt im Progr. W. 89/90, wie sie Cicero der Jüngere mit seinem Lehrer Gorgias pflegte und in der er es ja sogar mit Marc Anton aufnahm. Traxit fortasse herois filius ex disciplina illius hoc, quod binos congios uno tenore haurire soleret, id quod Plinius narrat H. N. XIV extr. Haustus horrorem facit. Sunt enim duo congii nobis Halensibus ferme 4 Kannen. Noch W. 99/00 und S. 00 beginnt er mit je einer Anekdote, dort

mit dem Erfinder des Mumpsimus, hier mit jenem, der morgens und abends seinem Gott zu danken pflegte, dass es Wörterbücher und Enzyklopädien gebe. Mit W. 90 nehmen die Wolfschen Vorreden ausgesprochenermassen ein neues Gesicht an. Mittamus aliquando vulgaria, quae in his prolusionibus antea solebamus ludere, et locum quendam communium litterarum tractemus. Von nun an behandelt Wolf meist — denn einigemale greift er noch auf die alte Art zurück — einzelne Stellen kritisch. Die Begründung ist von hohem Interesse. Jener Begriff der communes litterae wird nämlich so erläutert: Pertinent ad communem eruditorum ac liberalium hominum doctrinam ii scriptores maxime, quos Graecia nobis et Latium transmisit, sapientiae atque elegantiae omnis in rebus et verbis fontes uberrimos. Da aber noch sehr viel daran fehlt, dass diese Quelle rein fliesst, denn selbst bei häufig edierten Autoren — von anderen ganz abgesehen — ist oft der Text noch unsicher, so sind textkritische Untersuchungen nötig. Von einer Textkritik um ihrer selbst willen, von einem methodisch und formal unvergleichlich bildenden Mittel der Ausbildung ist hier nicht die Rede. Die Darstellung versucht hie und da Zusammenhang und Lesbarkeit, manchmal aber (z. B. W. 95/96) schüttet W. auf einem Blättchen ohne jeden Anspruch auf Form ein paar textkritische Noten aus, zu Nutz und Frommen der künftigen Herausgeber, vielleicht auch derer, die den Schriftstellertext im Zusammenhang lasen, aber doch eigentlich ohne jede Rücksicht auf die bei einem Prooemium zu den Vorlesungen der Universität zu erhebenden Ansprüche.

Morgenstern beginnt im Frühjahr 1803 mit seiner Aufgabe und verspricht, ihr von drei Seiten her näherzutreten. Erstens sollen Mitteilungen über die neu gegründete Hochschule gemacht werden, zweitens sollen Winke über eine zweckmässige Anlage des Studiums gegeben werden, drittens sollen Gegenstände der Wissenschaft behandelt werden, insoweit das nicht a communi studiorum vestrorum ratione abhorreat. Zu diesen gemeinsamen Studieninteressen gehören eben in erster Linie die studia humanitatis, die griechischen und lateinischen Klassiker. Wie bei Wolf, so bleibt es auch bei M. grundsätzlich unklar, ob jede wie immer auch geartete Darstellung aus diesem Stoffkreis den Anspruch erheben darf, für alle interessant und wichtig zu sein, oder ob an die Auswahl des Stoffs und die Darstellungsform bestimmte Forderungen zu stellen sind. Diese schillernde Unbestimmheit liegt

über dem Betrieb der Humaniora. Man hört davon kaum etwas bei dem Studium der Geschichte der klassischen Philologie. Lessing, Herder, Wieland greifen oft mit ihren Schriften in die fachliche Debatte ein, der erstere als Aussenseiter, wenn man es modern ansieht, erweist sich dabei dem beamteten Fachmann Klotz gegenüber überlegen. Wolf und Gottfr. Hermann haben in ihren Vorlesungen neben Hörern, die man heute als philologische Fachstudenten bezeichnen könnte, zahlreiche andere, die ihre Bildung befestigen und eine allgemeine geistige Anregung finden wollen. Dasselbe galt, wie alle Kenner baltischer Memoirenliteratur bezeugen werden, lange hinaus für den Dorpater Morgenstern, bei dem, um wenigstens ein illustres, übrigens gänzlich unphilologisches Beispiel anzuführen, der nachmals so berühmte K. E. von Baer Herbst 1810 die Vorlesungen über Quintilians 10. Buch mitmachte. Folgen wir nun dem Gang der Programme im einzelnen.

Frühjahr 1803 gibt M. eine wohlgelungene, durch lateinische Übersetzungsproben gestützte Analyse des Anfangs des platonischen Staates. Bei der Person des greisen Kephalos findet er Gelegenheit zu einem Kompliment: Ob oculus versatur Schwarzius (J. Ch. Schwartz, 1787 aus dem Bürgermeisteramt geschieden, † 1804), vir apud Rigenses consularis, quem senem octogenarium nuper litteris humanissimis non tremula manu scriptis academiae nostrae primordia sua gratulatum hoc loco nominasse iuvat. Die alte These der Dissertation wird in knapper Form wiederholt: perfectae rei publicae simulacro perfectum iustitiae atque adeo virtutis universae exemplar deformavit philosophorum elegantissimus. Im Herbst 1803 gibt M. eine Analyse des Hippias maior und schliesst — wir spüren das zweite traditionelle Stück dieser Schriftstellerei — mit zwei Paraenesen. Die eine geht darauf, nicht in der Weise des Hippias mehr scheinen zu wollen, als man ist. Die zweite rühmt als die besten Erzieher der Jugend diejenigen, die severe ludunt, die heiligen Ernst in schöner Form bringen. Man vergesse nicht, dass M., natürlich in den Schranken seiner Zeit und seiner Begabung, Plato dem Philosophen und Plato dem Dichter in einer beide Forderungen gut ausgleichenden Darstellung gerecht geworden ist, was bekanntlich nicht nur in seiner Zeit, sondern noch bis in die jüngste Vergangenheit hinein immer eine Seltenheit in der Platoliteratur gewesen ist. 1804 bringt er zum Frühjahr textkritische Noten zu Cicero de finibus und zum Nigrinus des Lucian, sich ähnlich, wie gelegentlich auch Vahlen, entschuldigend

wegen dieser kleinen Dinge, die aber doch ihre Wichtigkeit haben, und, was mir recht beachtenswert scheint, wiederholt die Studenten ermahnend, doch auch die ganze Schrift zu lesen. Mit 1804 II betritt M. zum ersten Mal jenes an erster Stelle versprochene Gebiet, die Universitätsgeschichte, und berichtet über die alte, von Gustav Adolf unter dem Beistand von Skytte gegründete Dorpater Universität, ihre Überführung nach Pernau und ihren Ausgang. Die Paraenese ergab sich durch den Schluss, der von Alexanders Absichten bei seiner Neugründung spricht, leicht. M. hatte sich um Material bemüht und war mit dem Kopenhagener Theologen Münter deswegen in Verbindung getreten. Insbesondere hatte ihm Henke in Helmstädt das Manuscript einer im Juni 1802 über den Gegenstand gehaltenen Rede überlassen, hinter der er sich denn auch vorsichtig bei einem Ausfall gegen den ordo nobilium verschanzt, der natürlich in jener Zeit des ständigen Zwists mit der Ritterschaft aktuelles Interesse hatte und den zumal Parrot unverblümter und kräftiger vorgetragen hätte[91]). Unter den Professoren jener alten Hochschule fanden sich nämlich eigentlich gar keine, die ihren Namen in das Buch der Unsterblichkeit eingetragen hatten, und nur wenige, die wenigstens für ihre Zeit Bedeutung gehabt hatten. Unter den letzteren war der Lübecker Theologe Jo. Fischer, von dem u. a. folgendes gesagt wird: Sed

91) Man vgl. Parrot an den Kaiser April 1803: „Die zweite Beschwerde des livländischen Adels gegen uns ist seinen Beziehungen zu den Bauern der Provinz entnommen. Er behauptet, dass wir uns in diese Beziehungen mischen. Ich enthalte mich, von dem Rechte zu sprechen, das jeder Bürger, jedes moralische Wesen hat, über öffentliche Handlungen seiner Mitmenschen zu urteilen. Ich werde nicht Ew. M. erinnern, dass zur Zeit der ersten Gründung der alten Universität Dorpat der Generalgouverneur von Livland, Estland und Ingermanland [Skytte] den Professoren im Namen Gustav Adolfs erklärte, dass diese Universität nicht nur für Adel und Bürger, sondern auch zugunsten der Bauernsöhne gegründet sei, welchen man bis dahin jede Art Bildung verwehrt hatte; dass er sich dann an die bei diesem Inaugurationsakte anwesenden Deputierten der Provinzen mit den Worten wandte, nichts könne mehr dazu beitragen, die Barbarei aus diesen Provinzen zu bannen, als diese Universität .... Sie werden urteilen, ob wir der Unterdrückung durch den Despotismus in den Provinzen ausgesetzt sein müssen, deren Kulturpflege uns anvertraut ist, eine Kulturpflege, die unbedingt unmöglich ist am Herrn wie am Sklaven, solange die gegenwärtigen Beziehungen bestehen bleiben." Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, dass mir Parrots Briefe an den Kaiser nur aus ihrer Wiedergabe bei Bienemann (Parrot und Alexander, Reval 1902) bekannt sind, wo sie aus dem französischen Original ins Deutsche übertragen sind. Die angeführte Stelle a. a. O. 188 f.

praecipuum eius decus ac meritum fuit in scholis trivialibus per universam istam regionem aperiendis, quippe quae ibi ad illud tempus plane defuerant, a nobilium scilicet ordine prudenter prohibitae, ne populus rusticanus tenebris animi (Nec meus hic sermo est, sed quae praecepit vir doctus) emanciparetur atque libertatem amare disceret. Quid? Quod populi huius in beneficium biblia sacra in tres Livoniae dialectos, Letticam duplicemque Esthonicam transferenda curavit, quo rectior fructuosiorque religionis cognitio per vernaculi sermonis usum in templis ac scholis tradi atque in plebe, tantopere hucusque neglecta ac suppressa, propagari posset. Harum versionum duae, Lettica nimirum et Esthonico-Dorpatensis, revisae diligenter in synodis Pastorum Livonicorum, horumque sumptibus, regia tamen sublevatis munificentia, lucem viderunt; tertia vero in usum regionum singulari sua et domestica dialecto Esthonica utentium ob clericorum dissidium non evulgata fuit. Die Verdienste Fischers strich M. umso lieber heraus, als dieser schliesslich, der zahlreichen Streitigkeiten in Livland müde geworden, in seine Heimat zurückgegangen war, in Halle bei einem theologischen Streit zwischen Francke und der theologischen Fakultät einerseits und der Halleschen Stadtgeistlichkeit andererseits 1700 als Schlichter mitgewirkt (Schrader I, 124 ff) und in M.s Heimat Magdeburg als Generalsuperintendent sein Leben beschlossen hatte.

Die Schicksale der alten schwedischen Universität Dorpat haben M. dann auch sonst noch, zumal in den ersten Dorpater Jahren, beschäftigt. Für Gelehrtengeschichte von Jugend auf interessiert, mag er insbesondere bei dem Gedanken Genugtuung empfunden haben, dem jungen Ruhm seiner akademischen Wirkungsstätte ältere, durch Tradition ehrwürdige Blätter hinzuzufügen. Davon abgesehen aber verband sich der Plan einer Geschichte der alten Dörptschen Universität und einer Sammlung der darauf bezüglichen Materialien mit einer heutzutage nur noch schwer verständlichen Eingebung. Die Männerfreundschaft ist bei ihm — man denke auch an Parrots Verhältnis zum Kaiser — mit seltsamen schwärmerischen, elegischen, schmollenden, zwischen Anziehung und Abstossung wunderlich hin und her getriebenen Stimmungen und Wünschen versetzt. In seiner enthusiastischen Verehrung für den Historiker Johannes Müller meinte er, dem Geliebten dadurch näher zu kommen, wenn er eine geschichtliche Arbeit über Schweden oder Ähnliches verfasste und sich jenem dadurch wer-

ter machte. In diesem Zusammenhang tauchte jener Plan neben anderen auf, und er plante eine Reise nach Åbo, wo er Materialien zu finden hoffte, bekannte aber schliesslich: *Absolut unmöglich wäre mir dergleichen nun nicht gewesen, aber relativ unmöglich, es hätte ja eine ganz andere conformationem vitae erfordert* (DXCIII, 67).

Mit Frühjahr 1805 beginnt M. eine wissenschaftlich wertvolle Arbeit über die Gedächtniskunst der Alten. Die Sache, die ihm, dem geschickten und beliebten Redner, nicht gleichgültig war, ging, wie die Arbeit über Velleius Paterculus, bis in die Zeiten des Wolfschen Seminars zurück[92]). Die Fortsetzung erschien erst Frühjahr 1835. Es ist vielleicht diejenige Arbeit M.s, die am meisten „positivistisch" ist, da sie auf einer soliden Materialsammlung sich erhebt und auch heute noch mit unmittelbarem Nutzen eingesehen wird.

> Unde et quo Catius? „Non est mihi tempus aventi
> ponere signa novis praeceptis, qualia vincent
> Pythagoran Anytique reum doctumque Platona."

Dieser Satireneingang des Horaz (II, 4) zeigt uns einen Mann, der beflissen ist, Gehörtes für die Erinnerung zu fixieren, indem er Bilder und Zeichen an die Stelle der einzuprägenden Daten setzt und diese dann lokalisiert, d. h. in eine gleichfalls vorgestellte Räumlichkeit einzeichnet, in ein grosses Haus, eine Strasse u. s. w. Die natürliche Ordnung der Gegenstände in dem vorgestellten Raum verbindet sich mit der Ordnung der durch Assoziation jeweilen mit ihnen verbundenen Bilder, wodurch der fortschreitende Gang unserer Gedanken und Daten repräsentiert wird. Die ganze Theorie, die übrigens in bemerkenswerter Weise jene von Spengler hervorgehobene lokale und plastische Orientierung der Alten zeigt, ist uns, abgesehen von solchen gelegentlichen Andeutungen nach Art der horazischen Stelle, durch ihre Einarbeitung in das Gesamtsystem der antiken Rhetorik kenntlich. Charakteristischerweise aber hat sich M. nicht damit begnügt, dieses ganze Lehrgebäude darzustellen, sondern er tritt in eine sachliche Kritik seines Wertes ein. Dabei ergibt sich die ausgezeichnete psychologische Einsicht, die dahinter steht. Das auswendig zu lernende Material wird in der Folge seiner Ideen durch Bilder versinnlicht, und diese werden dann dem Gedächtnis durch lokale Ordnung nahegebracht. Trotzdem bezweifelt

92) Vgl. auch Wolfs akademisches Progr. Halle 1805/06.

M., dass die Mnemonik in dieser Form erheblichen Nutzen stiften kann, am ehesten gibt er es für den Redner zu, am wenigsten für die im engeren Sinn philosophischen Disziplinen, wo ex principiis recte constitutis et connexis alles abgeleitet wird.

Ebenso bezeichnend ist, dass er hier dem Problem des Nachlebens nachgegangen ist. Wir fanden ihn ja schon als Studenten mit der Geschichte des philosophischen Dialogs beschäftigt. Freilich ist es ihm auch hier nicht nur um die tatsächlichen historischen Nachweise, sondern auch, und zwar besonders, um wertende Kritik zu tun. Es ergibt sich weitgehende Übernahme, die Neuerungen, wie z. B. diejenige, dass die ganze Sache von der Redekunst losgelöst und auf alle Disziplinen übertragen wurde, oder dass an Stelle auswendig zu lernender Zahlen Buchstaben substituiert wurden, behandelt M. geringschätzig, ebenso die zeitgenössischen Schriften mnemonischen Inhalts, wie die des Freiherrn von Aretin. Verissime enim Kantius (Anthropologie p. 94) in artificio mnemonico per phantasiam effrenam consociata reprehendebat, quae non sub eadem notione naturalique idearum associatione essent coniuncta; contradictionem severe notans, qua offendamur in proposito reminiscentiae difficultatem minuendi augendo eo quod sit mente capiendum memoriaque tenendum. Schliesslich wird ein kleines mnemonisches Anecdoton der Petersburger Bibliothek veröffentlicht. Der Gedanke, in einem Universitätsprogramm in kritischer Betrachtung das Nachleben eines wichtigen Stückes antiker Rhetorik vorzuführen, muss als ausserordentlich glücklich bezeichnet werden.

Im Herbst 1805 behandelte M. wiederum ein Thema aus der Universitätsgeschichte. Am 15. Sept. fand die Grundsteinlegung des neuen, des jetzigen Universitätsgebäudes statt. Da lag es nah, einige Bemerkungen zur Geschichte der area aedium academicarum der akademischen Familie vorzulegen.

Einige Programme bringen dann textkritische Noten, zu Cicero in Catilinam (1806 I), zu Quintilian X (1811 II), zu Platos Crito (1812 I), zu Platos Staat (1815 II), zu Ciceros Tusculanen (1819 II), zu Plato und Horaz (1821 I und II). Da es ihm, z. T. für ein Spottgeld, wie er an Doppelmair berichten konnte, gelungen war, wertvolle Bestände an Münzen für das Kunstmuseum zu erwerben, so berichtete er über den Bestand des Münzkabinetts (1817 II, 1818 II, 1820 I, 1820 II, 1834 I). Von Numismatik handeln ausserdem noch die Progr. 1824 I und II, ferner 1826 I und II.

Mehrfach erfuhren diese Programme die Ehre eines Wiederabdrucks, so das erwähnte Tusculanenprogramm im Classical Journal LI, 56 ff, das über Horaz und Plato vom Frühjahr 1821 in den Miscellanea von Friedemann und Seebode I. In denselben Miscellanea fand auch Aufnahme eine auch sonst mit Beifall aufgenommene Charakteristik der Paradoxa des Cicero, die in ihrem Kern wiederum in die Zeiten des Wolfschen Seminars zurückging (1819 I). Die Abfassungszeit war hier richtig durch die Schranken: „Nach Ciceros Brutus, aber vor der Kunde vom Tod des Cato" bestimmt.

Dem grossen Interesse M.s für alte Briefe in einer Zeit, die noch gestattete, unvergleichliche Kostbarkeiten zu relativ erschwinglichen Preisen zu erwerben oder sich aus privatem Besitz für eine öffentliche Sammlung schenken zu lassen, verdankt die Universität ihre so ungemein wertvolle Sammlung von Epistolae virorum clarorum. Wiederum war es ein glücklicher Gedanke, solche Dinge im akademischen Programm zu besprechen oder Anecdota dieser Art an diesen Stelle abzudrucken. Briefe des Ruhnkenius veröffentlichte M. in dem (im Class. Journal LX, 262 f. abgedruckten) Progr. 1823 II, ebenso 1836 I, in dem letzten der von ihm herausgegebenen. Von Jugend auf hatte ihn Gelehrtengeschichte angezogen; Kuriosa dieser Art trug er vor 1808 I, 1815 I, 1816 II. Im Herbst 1810 setzte er vor „Tres epistolae Joannae Graiae, quarum duae sunt anecdotae". Die kurze, über die Persönlichkeit der Schreiberin und die englische Reformationsgeschichte orientierende Einleitung nimmt Gelegenheit, der einst mit Madame Niemeyer in Halle gepflegten englischen Lektüre zu gedenken: cui multis abhinc annis contigit una cum matrona lectissima perlegere totum Humii opus optimosque Britannorum scriptores. Auf einen köstlichen Schatz stiess M. bei einem Rigenser Freund, über den er mit horazischem Griffel im Frühjahr 1807 berichtet. Einige Sätze aus diesem Programm mögen dieses Kapitel beschliessen: Cum Rigae nuper (erant enim feriae aestivae) forte irem via nescio qua, Heus tu! acclamat quidam a tergo. Respicio. Agnosco virum bene mihi notum. Unde, inquit, et quo? Narro me ex balneis marinis infestae, quacum dudum luctor, valetudinis coërcendae causa adhibitis reducem properare ad lares Musasque Embeccanas instante novarum lectionum initio. Quin tu ilico is mecum, inquit ille: iam enim coenandi tempus. Sequor. Inter coenam fit sermo inter nos de lit-

teris . . . rarioribus. Sunt, inquit subridens, apud nos quoque copiolae litterariae, paucis quidem cognitae. . . . Iam ego, qui talium deliciarum inde a puero studiosus fuissem . . ., orare hospitem, ut non nihil ex dapibus illis litterariis mensae secundae apponi iuberet. . . Ingens volumen apportatur . . . Miror. Habemus plura, inquit. Quin tu iubes afferri? Afferuntur plura: alia quidem sat nitide habita, alia passim lacera muribusque corrasa . . . Quid multa? Cum pater coenae narrando instaret, ego flagitando, tandem ita mensae in altum exstructae assidebam codicibus stipatus, ut aut, quicquid comedendum restabat, loco movendum esset aut, quicquid legendum. Utrum relinqui iusserit bibliothecarius, nolite quaerere. Ac ne diutius vos morer, commilitones, dives surrexi a coena beatusque. Nam omnem epistolarum saeculi XVI, XVII et nonnullarum ineuntis XVIII silvam . . . hospiti hospes liberalissimus xenion gratissimum esse voluit et quidem, cum ita bibliothecario videretur, bibliothecae publicae Dorpatensi inferendum [93]).

3. Orator.

„Da ward entsetzlich viel getan, doch noch viel mehr gesprochen", so, meinte ein Professor aus Alt-Dorpat einmal in einem Votum, werde vielleicht das Urteil der Nachwelt über die erste Zeit lauten, mit Worten aus Blumauers Aeneis. Die Äusserung ist so recht bezeichnend für den Geist der Anfangszeit, der bei allem Pathos doch sehr wohl auch gelegentliche liebenswürdige Selbstverspottung gestattet. In der Tat waren die Gelegenheiten zu öffentlichen oratorischen Leistungen überreichlich bemessen. Nach anfänglicher Unklarheit über diesen Punkt einigte man sich bald auf den Grundsatz, dass man billigerweise von dem Eloquenzprofessor nur die ex officio zu haltende Rede am 12. Dezember verlangen könne, an Alexanders Geburtstag, der zugleich als Gründungstag der Universität betrachtet wurde. Für sonstige Gelegenheiten (Namenstag des Kaisers, Krönungsfest, Rektorwechsel, besondere sich bietende Anlässe) sollte grundsätzlich ein Turnus alle zu Wort kommen lassen. Verhält-

93) Die Dankschreiben des Akademikers und Sekretärs der Akademie Nic. Fuss zu Petersburg auf die Zusendung dieser Programme hat W. Stieda aus der Morgensternschen Sammlung publiziert, Sitz. Ber. Gel. Estn. Ges. 1924, 75 ff.

nismässig leicht war es, die charakteristischen Vertreter der Aufklärung zu gewinnen, also Balk, Hezel, Parrot, in zweiter Linie Segelbach und den Schöngeist Rambach u. a. Natürlich sprang auch M. häufig ein. Doch stiess die Durchführung des Prinzips auf Schwierigkeiten.

Im Jahre 1813 verwahrt sich Hezel feierlichst, je wieder mit einer Rede öffentlich aufzutreten, auch nicht am Namenstag des Kaisers, „des unsterblichen Schöpfers der Aufklärung in Russland", da er „durch den bekannten Schritt des Herrn Fürsten Golizyn" beleidigt sei und keine Genugtuung erhalten habe. März 1815 erwog man, die Einnahme von Paris, der „Dreckstadt" (Lutetia), zu einem dies anno redeunte festus zu machen, da „ausser der Geburt des Welterlösers" keine entsprechende Begebenheit in der Geschichte anzutreffen sei. So der Jurist Meyer. Allmählich aber war es den meisten etwas Angst geworden bei der Fülle der Reden, zumal der so häufig gebotene Genuss offenbar die Empfänglichkeit des Publikums für die edle geistige Speise abstumpfte. Unaufmerksames Benehmen der Hörer — zum Glück weniger bei den Studenten, als bei eingedrungenen Kindern und Dienstmädchen wahrgenommen — veranlasste verschärfte Kontrolle, besonders der Galerie. Aber die Hauptschwierigkeit bildete doch immer die Gewinnung eines Redners. Launig bemerkt im Aug. 1807 Parrot auf dem deswegen in Umlauf gesetzten Zirkular: „Ich habe, hoffe ich, meinen redlichen Tribut an Salbadereien aller Art gezollt". Manche gelang es überhaupt nicht heranzubekommen. Germann (1802—1809, Prof. der Naturgeschichte) versicherte, seit seiner Gymnasiastenzeit niemals mehr öffentlich aufgetreten zu sein, auch damals nur nach langer Vorbereitung und mit Unterstützung des Rektors der Schule. Der Ausweg, die neuen Ankömmlinge zu einer Antrittsvorlesung zu veranlassen und diese auf jene Tage zu legen, half etwas, es fehlte aber nicht an hartnäckigen Vertretern der artes mutae, die sich unter Berufung auf die Statuten, die nichts davon enthielten, weigerten.

Leidig war auch die Frage der Musik, obwohl später hier Segelbach durch sein Interesse für geistliche Oratorien in der Lage war, der Universität mit guten Aufführungen zu dienen. Früher erschallt häufig bewegliche Klage über die Darbietungen des Stadtmusikus Schulz. Nach Balk setzte er, ein zweiter Orpheus, durch sein und seiner Burschen Gequäke im grossen Hörsaal Zuhörer und Bänke in Bewegung. Und solche mu-

sikalische Ekelkuren und Purganzen brauche die Universität nicht, die sich, leichtere Indispositionen abgerechnet, wohl befinde. Eigentlich sei für die Universität russische Hornmusik das geeignete Orchester, wobei der witzige Balk offenbar daran denkt, dass dabei jeder nur einen einzigen Ton auf seinem Instrument hat, den er durch ständige Repetition kultiviert. Gegen das Anerbieten Balks, der sich anheischig machte, selbst als Intermezzo zu den Schulzschen Darbietungen Bravourarien vorzutragen, erhob sich allerdings kollegialer Protest. In der Frage der Musik erklärt sich Parrot als gänzlich uninteressiert. Er sei so unmusikalisch, dass er nicht einmal wisse, ob die gehaltenen Reden zur Vokalmusik gehören.

Eine Festrede im alten Dorpat, zumal am 12. Dezember, war ein grosses gesellschaftliches Ereignis. Der Redner wurde im Viergespann zum Universitätsgebäude gebracht. Da der Universität nur drei Pferde zur Verfügung standen, zwei des Domvogts und das Wasserpferd vom botanischen Garten, so machte die Beschaffung des vierten Rosses gelegentlich Schwierigkeiten. Morgensterns Auftreten dabei war, zumal im ersten Jahrzehnt, ein wesentliches Stück des akademischen Lebens. Er selbst versäumt nicht, in seinem Tagebuch die Wirkung auf die verschiedenen Kollegen und Honoratioren zu notieren, die besonders bei seiner Rede auf Winckelmann und den beiden Reden auf Klopstock sehr stark war. Alle drei sind auch wirklich Meisterstücke akademischer Beredsamkeit. Noch mehr vielleicht als in den Programmen traf M. hier den der Stellung und dem Geistesleben der Zeit angemessenen Ton. Auch noch in der späteren Zeit bei vielfach veränderten Verhältnissen wurde er als ein ehrwürdiger Zeuge der ersten Gründungszeit mit ihren hoch über dem nüchternen Alltag liegenden Ideen, ihrer edlen Form und weltläufigen, vornehmen Repräsentation gern und mit Achtung gehört.

Schon der 11jährige Anders hörte 1817 beim Reformationsfest M. über Luther, Melanchthon und Erasmus sprechen, und ein Zufall wollte es, dass er viel später ihn dieselbe Rede in einer Gesellschaft wiederholen hörte. „Man war von der inhaltreichen, schön ausgearbeiteten Rede und dem lebendigen Vortrage des greisen emeritierten Professors sehr befriedigt.“ Die Rede, handschriftlich erhalten (DLVIII), gibt, was man von vorherein vermuten wird, eine Apologie des Erasmus gegen unbillige Verunglimpfungen, zumal in populären Darstellungen. Noch viel mehr

als im Falle des Velleius Paterculus zeigt hier der Autor die Sinnlosigkeit gewisser moderner Ansprüche und Vorwürfe, wie sie hier vom Standpunkt der durch die Reformation geschaffenen Situation gegen einen Mann gerichtet werden, dessen Wollen und Vermögen sie nicht berühren können. Luthers, des Volksmanns, Gotteshelden und Charakters, und Melanchthons, des theologischen Professors, Verdienste werden keineswegs verkleinert, dass aber des Redners eigentliche Sympathie dem in vieler Hinsicht zwischen den Parteien stehenden, weltmännisch witzigen Humanisten gehört, bleibt kaum zweifelhaft. Quellen und Literatur sind, wie immer, geschickt und unauffällig ausgebeutet. Eine würdige Darstellung des E. wird als Desideratum bezeichnet.

Mit glücklichem Griff hat M. seine akademischen Reden meist an bestimmte Persönlichkeiten angeschlossen, wo das biographische oder literarische Material seiner bedenklichen Neigung zum Gemeinplatz entgegenwirkte. So hat er, wir sahen es schon, über Funk (1818) und über Wolf (1835) gesprochen. Er debütierte in Dorpat aber mit einer allgemeineren Rede über den Einfluss des Studiums der griechischen und römischen Klassiker auf harmonische Bildung zum Menschen, die im wesentlichen eine deutsche Umgestaltung seiner Danziger lateinischen Antrittsrede ist. Der Stil, durch den das ursprüngliche lateinische Gewand noch durchschimmert, zeigt alle Mittel der Rhetorik, um z. B. bei Aufzählungen Eintönigkeit zu vermeiden: „Ich übergehe . . . dich ungern, lieber, neugieriger Reisender, süss schwatzender Erzähler, Herodot". „Beim heiligen Namen der Freundschaft darf ich nicht schweigen von Virgils Freunde, vom Freunde jedes echt humanen Menschen, vom wahrhaft sokratischen Lehrer unter den Römern. Dank dir, mein Horaz! was sag ich? unser Horaz!" „Euch wird erwecken, Edelgeborene, (ich weissage nicht, ich weiss es) grosser Männer würdiger Lobredner, Plutarchus . . . Denn ich seh im Geist einen, ha! noch einen und noch einen von euch — Tränen, wie einst vor des macedonischen Alexanders Büste der Jüngling Cäsar vergoss — vor den Bildern jener bessern Heroen heisse Tränen vergiessen und erwärmt werden von der Flamme, die beim Andenken an Taten im Busen edler Jünglinge emporschlägt und dann unauslöschlich lodert, bis ihr Verdienst dem Verdienst und Ruhme jener gleichkommt." Geschickt mündet der Lobpreis der auf das Wahre, Gute, Schöne gegründeten Humanität, die an den Alten zu lernen ist, aus in eine Huldigung

für Alexander, der nicht Russland, nein der ganzen bewohnten Welt geschenkt ist, um die Herrschaft eben der Humanität neu und fest zu gründen. Als Dolmetsch der Studierenden verspricht der Redner, den Nachkommen der neu begründeten Akademie ein Muster zu geben und — man glaubt Parrot zu hören — „nie zu vergessen, dass es keine Freiheit in der sittlichen Welt, auch keine akademische gibt, die mit den gleich ehrwürdigen Rechten anderer Menschen, unserer Brüder, streitet". Dagegen wird es echt Morgensternisch sein, wenn er in einer feinen captatio benevolentiae an den genius loci rühmt, „dass die feinere Geselligkeit, um deren Besitz man auswärts — und, wie ich, ein parteiloser Fremder, glaube, mit Recht — Livland beneidet, den Verehrern der Muse etwas möglich macht, was in mancher Universitätsstadt und ihren Umgebungen schwer ist, — das mein ich, was Platon seinem Schüler Xenokrates riet, auch den Grazien zu opfern, und so nach harmonischer Ausbildung des ganzen Wesens gerade in der wichtigen Periode des akademischen Lebens mit Erfolg zu streben". Die gespannte Situation — der Redner konnte nichts von den Vorgängen desselben Tages in Petersburg wissen — findet in der bangen Besorgnis vor im stillen furchtbar der Verbreitung des Lichtes der Wissenschaften und der Humanität entgegenstrebenden Kräften ihren Ausdruck.

Zwei Gesichtspunkte sind es vornehmlich, unter denen das Altertum gepflegt und die philologischen Studien betrieben werden können. M. unterscheidet den historischen und den exemplarischen. Das klingt überraschend modern. Man höre aber das Nähere: In jener Rücksicht macht man aus der Altertumskunde nur ein Gedächtniswerk, in dieser werden die vorzüglichsten Denkmäler des Altertums (nicht alle) als klassische Werke betrachtet. Man sieht, der moderne Gegensatz Historismus — Humanismus liegt hier ganz fern. M. weiss, wie das seiner Herkunft entspricht, im Grunde gar nichts von der geschichtlichen Betrachtung eines Problems, die Gefahr des Relativismus liegt ihm meilenfern, dem ja überall, um der von O. Immisch neuerdings mehrfach besprochenen Gottfr. Hermannschen Definition des Wissens zu gedenken, wichtiger als das: quale quid sit et cur sit tale, das: quid eo facere possis ist. Unter Geschichte scheint er hier nichts anderes zu verstehen als eine Rumpelkammer von Notizen und Daten. Selbstverständlich müsse der junge Mensch davon ausgehen, aber doch, „so früh es sein kann", soll

er den Blick empor zu jenen Höhen erheben, wohin der Weg führt. Echt humanistisch ist die Betonung der unbedingt notwendigen Fundamentierung durch genaueste Sprachenkenntnis, ohne welche alles andere völlig wertlos ist. Aber überaus merkwürdig berührt es doch bei einem Schüler Wolfs, in dieser ganzen Rede von der Wissenschaft vom Altertum eigentlich gar nichts zu hören. Gewiss ist doch Gelehrsamkeit als solche damit nicht gleichzusetzen, ebensowenig freilich die humanistische Begeisterung, die ja doch auch ebensogut bei einem Laien vorhanden sein kann. Die Sache wird nicht allzu tragisch zu nehmen sein, da M. sie im übrigen ja wohl kennt, dass aber von der eigentlichen Forschung am Altertum in dieser akademischen Antrittsrede gar nicht gesprochen wird, obwohl mehrfach Gelegenheit war — gedenkt der Redner doch auch der Unentbehrlichkeit der Altertumskenntnisse für alle Fakultäten und des formalen Nutzens des Erlernens der alten Sprachen —, muss als charakteristisch hervorgehoben werden.

Die Rede des nächsten Jahres galt Winckelmann. M. liess beide Reden zusammen bei Goeschen 1805 erscheinen in einer schönen Ausgabe, die auch den ersten Dorpater Kupferstich enthielt. Für diese künstlerische Technik hatte er ja schon in Halle ein lebhaftes, durch persönliche Pflege vertieftes Interesse bekundet. So lag es nahe, den Dorpater Universitätszeichenmeister Karl Senff zu veranlassen, nach dem bekannten Winckelmannbild von Raphael Mengs einen Stich herzustellen und beizusteuern.

Der Fortschritt im rednerischen Ausdruck, der sich nun ganz von der humanistischen Imitationsschablone gelöst hat, ist ganz ausserordentlich. M. hat selten so gut gesprochen. „Vieles in dieser Rede", bemerkte er in seinem Tagebuch, „floss aus meiner innersten Seele, zumal in ihrer damaligen Stimmung, z. B. S. 50—52, 53 . . . Selten sprach ich mit diesem Feuer." Sein Wesen sei damals durch jene zarte Neigung ganz durchglüht und in einer eigentümlichen, beständigen Spannung gewesen. Die vorhandene Literatur (Heyne, Huber, Gurlitt) schien M. recht ungenügend, die Briefe, durch die der Redner, wenn möglich, seinen Helden selbst sprechen lässt, nicht einmal im Umfang des Publizierten ausgenützt, vor allem schien das Menschliche teils gar nicht berücksichtigt, teils schief gesehen, wofür einleuchtende Proben gegeben werden. Eine der wenigen noch ange-

wandten rhetorischen Tiraden ergiesst sich über den Ausspruch Heynes, W. sei ganz zufälliger Weise in das antiquarische Studium geworfen worden. Ebenso verdross ihn Gurlitts Andeutung, als ob man gut tue, über manches Menschliche mit leiser Hand hinwegzugleiten.

In der Tat ist seine eigene Darstellung des Religionswechsels ohne Apologetik und ohne Vertuschung geschrieben, der Redner scheint der Sache kein grosses Gewicht beizulegen, umsomehr aber der siegreichen Durchführung der alles beherrschenden Lebensidee, in deren Dienst jener Entschluss stand.

Der Umgang mit Grossen, gesucht und mit würdiger Unabhängigkeit gepflegt, der klassische, vom Schulstaub freie Schriftsteller, die lange gehegte Sehnsucht nach Italien, die mit antiker Glut schmerzlich und beseligend gefühlte Notwendigkeit der Freundschaft, die labile, zwischen Entzücken und Melancholie schwankende Lage der Seele, alles das waren Dinge, denen M. verständnisvoller gegenüberstand als diejenigen, die sich bisher zum Wort gemeldet hatten. In F. R. von Berg, dem Livländer, lebte noch ein Zeuge der Freundschaft Winckelmanns.

Ob eine solche Seele der eigentlichen Liebe, minder schmerzlich wenigstens, entbehren konnte? So fragt M. an jener von ihm selbst als für seinen damaligen Seelenzustand charakteristisch hervorgehobenen Stelle und überlässt das Urteil den Hörern, erwähnt jedoch, worüber man lächeln mag, in diesem Zusammenhang die „fast erhabene Freundschaft der drei wahren, herrlichen Menschen, die an Edelmut miteinander wetteifern", nämlich die von W. und dem Ehepaar Mengs, und meint, W. habe in der Sprache der Einfalt und Naivität selbst berichtet, wie würdig er in diesem Verhältnis handelte.

Hier im Winckelmann kennt M. nun deutlich neben Gelehrsamkeit und Genuss noch ein drittes. Es ist von hohem Interesse, zu sehen, wie er sich darüber äusserte. Ganz modern klingt es zunächst, wenn wir hören, dass W. eine Geschichte der Kunst schrieb zu einer Zeit, wo noch keine ähnliche Geschichte der Philosophie und der Poesie bestand. Das Wesentliche der Leistung sieht M. darin, dass W. am Klassischen, am Schönsten, sich schulte und dann erst, nach Bildung eines festen und sicheren Geschmacks, daran gehen konnte, Dunkles kraft seiner Kombinationsgabe aufzuhellen, Rätselhaftes aufzulösen. Muss man hier nicht daran erinnern, dass M. zunächst sich an

Kants Ethik, die ihm als die klassische erschien, geschult hatte und erst danach über Platos Absichten glaubte urteilen zu können? Ferner machte W. zum Historiker der Kunst seine das Wesentliche vom Unbedeutenden trennende Urteilskraft. Man glaubt hierbei fast Kants Brief an M. zu hören, wenn M. hervorhebt, dass W. nicht eine Geschichte nach der Zeitfolge der Veränderungen gab, sondern eine solche, die das Wesen der Kunst selbst enthüllte, indem sie in das Innere der Gegenstände drang und durch Vergleichung den Grund des Vorzugs des Klassischen vor dem andern enthüllte.

Die Stelle zeigt, inwieweit M. geschichtlichem Denken zugänglich ist. Man ist durchaus berechtigt, die hier für die Kunst gemachten Ausführungen auf die Philologie der Sprache und Literatur zu übertragen, wo ja auch Lücken der Kenntnis durch Divination auszufüllen sind. Das nachmals so berüchtigte Werturteil ist ganz unumgänglich, es zündet ja erst die Fackeln an, um Anfänge, Blüte, Verfall auch im sprachlichen und literarischen Leben zu erkennen und fruchtbar zu vergleichen. Von einer Geschichtswissenschaft im Sinne des späteren 19. Jahrhunderts sind wir hier sehr weit entfernt.

Man würde M. und seinen Kollegen sehr Unrecht tun, wenn man in den Wendungen, die dem Kaiser gelten, Floskeln höfisch-byzantinischer Prunkberedsamkeit sehen wollte. Die Privatbriefe zeigen womöglich noch stärkeren Ausdruck der Verehrung. Tausendfach variiert erscheint überall der Gedanke, dem M. am 16. Mai 1804 anlässlich des Kaiserbesuchs in D. durch einen Eintrag in sein Tagebuch Ausdruck gibt (DXCIII, 29): *Mir wars, als beträte der Genius der Humanität die Erde.* Es war die erste Begegnung M.s mit dem Monarchen, der sich von ihm die Bibliothek und die Kunstschätze zeigen liess. Hierin ist gar kein Unterschied unter den an Charakter sehr verschiedenen und unter sich häufig gar nicht einigen Dorpater Professoren. Der biedere Doppelmair stottert am 7. Sept. 1805 in furchtbarer Aufregung allerlei Zeug in einem Brief an M. zusammen, da er das Gerücht von einer Vergiftung des Kaisers gehört hat. „Der Allgeliebte . . . . ein Teufel, ein Teufel ist der Erfinder dieser entsetzlichen Lüge. So wahr sie Lüge sein muss, oder Gott ist nicht mehr Gott, so erschütterte sie doch, als ich sie vernahm, mein Inneres, gleich als wenn mich das Leben verlassen wollte. Ach wiche es von mir nur dann schnell, wenn . . .“ u. s. w.

Gebete steigen auf, dem Allgeliebten vom eigenen Leben des Betenden Jahre zuzusetzen, wofern ihm nicht die Vorsehung ein weit höheres Mass, eine weit längere Lebensfrist von vornherein zugemessen hat, ihm, dem Antonin, der den Völkern Rutheniens zum Exempel für den ganzen Erdball Gesittung und Kultur bringen wird. Nur eine Probe für hundert ähnliche Äusserungen in Reden, Briefen, Notizen. Vor der Winckelmannrede M.s hatte Balk eine Ansprache mit folgendem Gebet beschlossen: „Allmächtige Mutter Natur! Hast du in deinem weiten Reich eine lebensverlängernde Quelle, o so reiche dem Volk Rutheniens eine aus ihr gefüllte Schale für seinen kaiserlichen Liebling! Lass ihn zehn Menschenalter in ungestörter Kraft wirken! Dann liefert er dir eine veredelte Welt, ihrem Ideale, ihrer ursprünglichen Würde nahe gerückt, dann kannst du, um unter reinen Wesen ihn weilen zu lassen, den Übergang zu einem bessern Stern ihm ersparen“ (vgl. Dörptsche Ztg. vom 20. Dez. 1803, № 102). M. war offenbar nicht in der Lage, das noch zu überbieten. Als Festredner des Tages wählte er folgenden Ausweg: „Des heutigen Tages!“ Der Redner blickte auf die Marmorbüste des Kaisers; dann zum Himmel und verstummte. Er verliess den Katheder mit den Worten: „Auch das verstummende Herz hat gesprochen“.

Am 12. Dez. 1805 hört er plötzlich während der Rede das Gerücht von der Rückkehr des Kaisers, und so kommt in Anlehnung an das von Horaz dem Augustus gewidmete Serus in caelum redeas folgendes heraus: „Kehre bald zurück, bald! Und als Engel des Friedens! So wollt ich beten. Was ich eben höre, lässt mir nun nur dies Gebet: Kehre spät zurück! Dahin, von wo Du kamst — zum Himmel.“ In dem Kaiser sehen die Professoren ihren starken Schirmherrn gegen alle Widersacher, und der sonst sehr unverträgliche Balk, der auch Parrot gegenüber es gelegentlich nicht an boshafter Missgunst fehlen lässt, dichtet zu Ehren der glücklichen Rückkehr des primus rector aus Petersburg ein Lied, das ich in M.s Nachlass gefunden habe. Um welche Rückkehr es sich handelte, ist nicht zu erkennen, auch gleichgültig. Nach der Melodie „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher“ mögen es die Auserwählten, die sich in einer „Die ephesinische Kirche“ benannten Geheimgesellschaft zusammenfanden, gesungen haben. Hier erscheint die alma mater Dorpatensis als Andromeda, von dem ritterschaftlichen Ungeheuer bedroht, und es heisst u. a.:

Ein grauer Dämon schmiedete die Ketten
Um Embachinens Hand,
Da flogst Du, zweiter Perseus, sie zu retten,
Hin nach der Newa Strand . . . . .
Noch spie die Hyder, fürchterlich ergrimmet,
Ihr schwarzes Gift auf Dich,
Ein Blitz vom Kaiserthron, und, seht, sie krümmet
In matten Wirbeln sich.

Soviel, um die dem Kaiser geltenden Ausführungen in den ersten akademischen Reden Morgensterns ins rechte Licht zu rücken.

Für die übrigen Reden begnügen wir uns mit einigen knappen Hinweisen:

Nur handschriftlich erhalten (vgl. jedoch M.s verwandte Darstellung Zoegas in den Zeitgenossen, Neue Reihe XIII, 1823, 105 ff) ist die viel später, am 12. Dez. 1821, gehaltene Rede auf Zoega. Durch seine Biographie wird gezeigt, dass der Altertumsforscher „in methodisch gelehrterer Vorarbeit, in schärferer Kritik und in tiefer forschendem Nachdenken" den dänischen Archäologen selbst dem in anderer Beziehung freilich unvergleichlichen Winckelmann vorziehen muss (vgl. Manuscript DLVII).

Vor M.s grosse Reise (Juli 1808 bis Februar 1810) fällt noch die anlässlich seiner schon in der Jugend entwickelten Lesewut behandelte Rede über Plan im Lesen (1805), ferner eine Charakteristik Johannes von Müllers, die, vielleicht etwas gewaltsam, dazu dienen soll, die Forderung „Plan im Leben" an einem Vorbild zu illustrieren (1804). Diese beiden Reden sind zusammen mit der bei der Eröffnung der Töchterschule in Wiborg 1805 gehaltenen Rede „Von den Grenzen weiblicher Bildung" im Jahre 1808 publiziert. Grossen Anklang fand und auf Verordnung des Universitätskonseils gedruckt wurde die am 12. Dez. 1806 gehaltene Rede „Klopstock". Nach seiner Rückkehr beschäftigt den Redner zweimal die Frage des Bildungsromans, über dessen Wesen er 1819 (vgl. Raupachs Inl. Museum I, 2, 46—61; 3, 13—27), über dessen Geschichte er 1820 handelt (vgl. Raupachs Neues Museum I, 1, 1—46). Dreimal ist schon früher spezieller von Klinger die Rede, der natürlich auch beim Bildungsroman neben Wieland, Goethe u. a. erscheint, oder vielmehr, es wird das oratorische Kunststück geleistet, von einem Dichter zu handeln, ohne seinen Namen zu nennen, denn er ist ja noch der regie-

rende Kurator. Es sind die Reden der Jahre 1810, 1811, 1812 über Klingers Romane und Dramen (Bruchstücke daraus publiziert in den Dörptschen Beiträgen III, S. 180 ff). Die Reden der Jahre 1813 und 1814, die ein ganz besonderes Interesse vom politischen und nationalen Gesichtspunkt aus bieten, sollen in diesem Zusammenhang an anderer Stelle besprochen werden. Ausser Reden auf Alexander, die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna, den Feldmarschall Fürsten Golenischtschew-Kutusow Smolensky verdient noch Erwähnung die auf Goethe, 1832 im November gehalten, also bald nach Goethes Tod. Hier bot M. unter anderem auf persönlicher Erfahrung beruhendem Material Nachrichten über das erste Bekanntwerden des damaligen Erbprinzen, späteren Herzogs mit Goethe in Frankfurt, die auf den dabei wesentlich beteiligten Knebel zurückgingen, der sie persönlich M. übermittelt hatte. Sie haben in der Goetheliteratur eine gewisse Rolle gespielt (Goethejahrbuch IV, 391).

Nachdem M., wie schon erwähnt, am 20. Nov. 1835 mit der Rede auf Fr. A. Wolf seine offizielle Eloquenztätigkeit beendigt hatte, rief den 73-jährigen noch einmal zur Pflicht der laudatio funebris der Tod des achtzigjährigen, innigst geliebten Freundes, des von allen Seiten als unantastbare anima candida anerkannten Philosophen Jaesche, an die Bahre. Es muss den Versammelten wie ein Gruss aus einer ganz anderen Welt erklungen sein, als der Alte ihnen die feierliche Toga des Festredners in edlem Faltenwurf der Rhythmen noch einmal zeigte. Klopstock beginnt, an dem sich die Begeisterung des Knaben M. entzündet hatte, in dessen Versen die Ideen der Aufklärung von Unsterblichkeit und Menschlichkeit mit solchem Pathos und solcher Grösse klangen, dass sich die Augen mit Thränen füllten. Wer konnte an der Richtigkeit dessen zweifeln, was so unendlich schön gesagt war, wie etwa das:

Saat, von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen?

Klopstock also bringt, nachdem Mozarts Requiem vorausgegangen war, die ersten feierlichen Töne, zugleich das Grundmotiv:

Reines Herzens, das sein! es ist die letzte,
Steilste Höhe von dem, was Weise ersannen,
Weisre taten!

Und am Schluss ertönt, ehe die 12 Leichenmarschälle den Sarg vom Katafalk heben, die nur leicht veränderte altrömische For-

mel aus dem Mund des greisen Freundes: Ave, egregia anima! Nos te ordine, quo Deus permiserit, cuncti sequemur. Der Ton senkt sich zu nüchtern sachlicher Darstellung, wo Leben und Bildungsgang des Verewigten gewürdigt wird, bisweilen findet sich, wie öfters bei dem alten M., ein Anflug von jenem behaglich herablassenden Humor, den man an dem alten Goethe kennt, so da z. B., wo von einem Breslauer Jugendlehrer die Rede ist, der bei Lektionen über Baumeisters Institutiones metaphysicae eine seltsame Pneumatologie von Gespensterhistörchen, Geistererscheinungen und Schatzgräbereien als schon schwachsinniger Greis vortrug. Die Lebensskizze führt über Halle und Theologie erst spät zur Erfüllung der längstgehegten Lieblingsneigung, zur Philosophie, nach Königsberg, wo er ein Lieblingsschüler Kants und Privatdozent wird, und schliesst mit einem wörtlich mitgeteilten Blatt aus dem Nachlass, das freundliche Bemerkungen über die Dorpater Kollegen, insbesondere über Morgenstern enthielt, dem Jaesche lebhafte Teilnahme und Aufmunterung bei seinen philosophischen Studien, insbesondere bei seinem letzten Werk, der Geschichte des Pantheismus, zu verdanken bekennt. Hier unterbricht der Redner mit gerührtem Gegendank die Stimme aus dem Grabe. „Vernimm es, du im Sarge dort, oder vielmehr du längst droben!“ Dann geht das Zitat weiter, wie uns — in diesen Dingen ist der Eloquenzprofessor von musterhafter Genauigkeit — ein eingeschaltetes „Jaesche spricht“ belehrt. Von hohem Interesse für die Würdigung der ganzen Generation Jaesche—Morgenstern ist dann die von M. gegebene Charakteristik. Wir hören, wie der ursprünglich zum Landpfarrer bestimmte Freund schliesslich im Geiste des Königsberger Lehrers u. a. auch „in der Region einer menschenwürdigen Religionslehre“ auf der viel weiter reichenden Dorpater Kanzel wirken durfte, wie er, freilich nie ein -ianer irgendeiner Sekte, doch dem grossen Meister pietätvoll treu blieb, wie er durch logische Schärfe und Klarheit ausgezeichnet war, „ohne an jener im Übermass angewandten, in unseren Tagen nur zu beliebt gewordenen Dialektik der Hegelschen Schule Gefallen zu finden“, „durch alle Verstandeskünsteleien und Sophismen ungeblendet“. Deutlich kommt zum Vorschein, dass der Verewigte Störungen und Anfeindungen in seiner Lehre und in seiner schriftstellerischen Bekundung zu erdulden hatte. Wo sie zu suchen waren, war für keinen Hörer zweifelhaft, wenn die Freundschaft Klingers, die

Achtung Craffströms für ihn genannt wird, man also auf die in der Zwischenzeit im wesentlichen wirksame Persönlichkeit des Fürsten Lieven verwiesen wird. Denen, die sich nicht entblödeten, vielleicht gutmütig, zu zweifeln, ob Jaesche am Ende seiner Lebenslaufbahn Seelenruhe gefunden hat, gilt das stolze Schlusswort. Von früher Jugend an hat Jaesche — wir fühlen deutlich: auch Morgenstern — geglaubt mit dem seiner selbst sich klar bewussten Gefühl fester Gemütsgewissheit an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, spekulativen Vernünftlern und ihren Anmassungen mit Kant wehrend, dem Parteienkampf gegenüber nicht mit Apathie, aber wackeren, fröhlichen Gemüts von hoher Warte aus seinen Seelenfrieden wahrend, in Übereinstimmuug freilich nicht mit kirchlich orthodoxem Glauben, aller nebelhaften Unbestimmtheit in ernstem Forschungstrieb abhold, wohl aber übereinstimmend mit dem aus der Quelle, nicht aus abgeleiteten Nebenbächen geschöpften heiligen Evangelium Jesu, dem dann auch die jener schon erwähnten Ausgangswendung vorangehenden Schlussworte entnommen sind. Sie schliessen den mit Klopstocks Versen begonnenen Ring: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen".

Ich denke, es ist nicht nur Jaesches Credo, das hier einer für eine so klare Linienführung schwerlich mehr zugänglichen neuen Zeit noch einmal von einem Veteranen vorgetragen wurde.

4. Poeta.

Wie bei Morgensterns Heros Cicero, so bildet auch bei ihm selbst eines der schmerzlichsten Kapitel die poetische Produktion. Seine Gedichte sind selbst als Dilettantenleistungen mindestens nach heutigen Begriffen ganz ungewöhnlich schal. Um das Unglück voll zu machen, hat der Verfasser, hier zur Unzeit philologisch, Anmerkungen beigefügt, die den Leser über persönliche, lokale und zeitliche Voraussetzungen informieren sollen. Die im Jahre 1818 erschienenen „Töne vom Lebenspfad", von Spöttern „Fade Töne vom Leben" umbenannt, mögen als Probe genügen. Liest man gleich im ersten Gedicht:

Ruh' ausgiessender Mond! Heiterer schautest du
Auf die Bücher mir nie. Lang in der Frühe wach,
Dankt ein helleres Aug' am
Saecularischen Morgen dir,

so erkennt man schon am comparativus Klopstockianus unschwer das Muster. Auf diesen Pfaden geht es noch einigermassen, aber von unfreiwilliger Komik sind ständig bedroht die mehr im Volkston gehaltenen Produkte:

Ein Weib nach meinem Sinne,
Ein Weib nach meinem Herzen,
Das fehlte wohl mir noch.

Schliessen wir mit einem Epigramm, in dem man das etwas bedenkliche philologische Credo Morgensterns erblicken darf:

An gewisse Dichtererklärer.

Haltet die Fackeln nur nicht zu nah dem lieblichen Bildwerk!
Schwärzet es lieber doch nicht durch den unendlichen Qualm.

Klinger zog sich als Empfänger dieser Gedichte mit einem „voll schöner Empfindungen, glücklich ausgedrückt" aus der Affäre (Rieger III, 201, 10. Aug. 18), die Romanschriftstellerin Fanny Tarnow glaubte in ihrem Dankschreiben vom April 19 etwas höher greifen zu sollen: „schöne sinn- und gemütvolle Gabe, die mich rührte und erquickte, in Schmerz und Wonne beseligte" (zitiert schon bei Stieda 85).

Wie M.s Tagebücher zeigen, ist uns noch weit Schlimmeres auf diesem Gebiet erspart geblieben. Er gedachte sogar Dramen „mit einem in der Schule des Sophokles gebildeten Geist", jedoch „koloriert mit der Leibfarbe eigenen Gefühls" zu verfertigen. Als Themen schwebte ihm Thebens Befreiung durch Pelopidas und Epaminondas vor oder Germanicus nach Tacitus. Auch ein Schauspiel Caecilia mit dem Thema „Resignation aus Zartgefühl" (DXXXV, 186). Bedauern kann man höchstens, dass ein Plan nicht gereift ist, der der lasziven Ars amandi des Ovid ein Lehrgedicht oder eine poetische Epistel entgegenstellen wollte, mit Gemälden wahrer menschlicher Liebe: „Hier Darstellungen des Höchsten, Reinsten, in Freude und Schmerz, was geläuterte Menschheit kennt. Arria, Porcia, Heloise, Petrarca, Torquato Tasso, Klopstock und Meta" (DXXXV, 304). Die Wirkung würde freilich kaum im Sinne des Autors ausgefallen sein.

Wie M. als Gelegenheitsdichter tätig war, zeigt die folgende Aufzeichnung (DXCIV, 191): *Namenstag des Landrats von Löwenstern (Jan. 1811). Grosser Ball. Zu einem kleinen Schauspiel, das man gegeben hatte, kam ich zu spät; doch sah ich noch die*

Quadrille von 12 Mädchen, die die Horen vorstellten (mit Psyches Flügeln und Rosenkränzen) . . . . Zur Erinnerung liess ich (in wenigen Exemplaren) ein Blatt mit einigen Distichen drucken, wovon ich der Landrätin L. 12 Exemplare herüberschickte. Man liest sie dann in den Tönen vom Lebenspfad 72 f.

Es wimmelte überhaupt von Dichtern aller Art in Livland, bei denen „Dichtkunst" sich auf „Nichtkunst" reimte.

Ohn' alle Inspiration und Magie,
Ganz nüchterne Casualpoesie.
Da schlägt jeder Bäcker und jeder Bader
Sich selber die poetische Ader —
Da fällt kein Sperling vom Rathausdach,
So schallt ihm eine Nänie nach.
Gibt Hans der Grete die rauhe Hand,
So umflattert sie ein bedrucktes Band,
Und ein Gestöber von weissen Blättern
Überschneit sie von Basen, Muhmen und Vettern.

So singt einer von ihnen, der dicke Petersen, mit besonderer Beziehung auf Riga in dem kleinen Drama „Die Prinzessin mit dem Schweinsrüssel", wo sich über Dorpat — angeblich, weil die Zensur das übrige weggestrichen hat — nur der nach mehr begierig machende Dialog zwischen Zofe und Hanswurst findet:

Und Dorpat?
Ist 'ne Universität,
Übernimmt sich nie, sondern hält Diät.

Karl Petersen war ungefähr von der Gründung der Universität an Zensur- und Bibliothekssekretär, zeitweilig auch Lektor der deutschen Sprache (1802—1819), als solcher also Vorgänger von Raupach und Victor Hehn. Es fällt mir schwer, für seine poetischen Leistungen den gleichen Enthusiasmus aufzubringen, wie seine beiden Landsleute Victor Hehn (Balt. Monatsschrift II (1860) Nov., dann wieder abgedruckt in derselben Zeitschrift LXIV (1907) und Balt. Geistesleben I (1928) 195 ff) und Julius Eckardt (Die balt. Provinzen Russlands 393). Aber jedenfalls ist er seinem Vorgesetzten auf der Bibliothek bei weitem an derbem Humor und urwüchsiger Frische überlegen. Der preziöse M. wird den derbobszönen Ton, der in den Saufgelagen

derer um Petersen im Haus am Wallgraben üblich war, verabscheut haben. Er spricht in seinen Notizen und Korrespondenzen, soviel ich sehe, immer mit einiger Zurückhaltung von diesem seinem Sekretär und scheint nach seinem traurigen Ende Neujahr 22/23 Mühe gehabt zu haben, die von jenem verlassenen Geschäfte zu ordnen. Immerhin fallen bei Petersen die Ansätze zu einer satirischen Vertretung der Ideen der aufgeklärten Humanität auf, und hinter allen grobianischen Obszönitäten und hinter aller Freude am idyllischen Kleinleben steht doch schliesslich eine der Welt Parrots und Morgensterns nicht gar so ferne Grundanschauung. Wir werden seine Zeugnisse dafür später noch brauchen können.

Der Universität im besonderen fehlte es nicht an Poeten. Der Historiker Poeschmann sang Oden, Hymnen und Stanzen, denen freilich M. ebensowenig wie ihrem Urheber Geschmack abgewinnen konnte. Immerhin konnte er es nicht verhindern, dass jener ihm am 12. Dezember gelegentlich auf dem Katheder folgte, um Alexander oder der Humanität einen poetischen Tribut darzubringen. Balk, in dem wir schon den Tyrtaeus der gegen die Ritterschaft kämpfenden Professoren kennen gelernt haben, versündigte sich überhaupt oft schwer an der Muse, besonders an Neujahr, wo er das abtretende Jahr durch Klio am Rock haschen liess. Das Ergebnis legte er in der Dörptschen Zeitung nieder. Das Jahr 1803 doziert zum Abschied — eine Anmerkung belehrt uns über das Datum des kaiserlichen Schulgesetzes 24. I. 03 — also:

„Der Unterricht ist nur die feste Base,
Den echte Volksveredlung anerkennt;
Drum gab der weise Fürst durch mich im Schulukase
Euch seiner Sorgen schönstes Dokument.
Soll ich, um namenlos nicht hinzuwandern,
Noch mehr euch nennen?“ Nein! Die Muse beut
Dir die Annalen dar. Da prangt bei Alexandern
Mit Sonnenschrift das Wort „Unsterblichkeit“.

Auf den Sieg bei Preussisch-Eylau dichtete er ein didaktisches Gedicht „Menschengrösse“, das sogar offiziell von der Universität gedruckt wurde. Leider ist es mir nicht gelungen, Proben der altklassischen und hebräischen Dichtungen des erstaunlich vielgeschäftigen Professors Hezel ausfindig zu machen.

Auffallend ist es, dass M. meines Wissens sich nicht in lateinischer Poesie versucht hat. Anscheinend ist für ihn die althumanistische Imitationspoesie durch die ihm ja aus persönlichen Beziehungen wohlvertraute Welt der Klassiker des Neuhumanismus erledigt.

Ein gewaltiger Poet jener alten Art war später M.s Spezialkollege Joh. Val. Francke, der, wenn es die Gelegenheit gebot, zur lateinischen Laute griff, ja der sogar, doch wohl als erster, in das Baltikum die dorisch-aeolischen Weisen im Urlaut einführte. Dem in seiner Art trefflichen Gelehrten hatte freilich, hierin sah M. zweifellos recht, die Muse nicht gelächelt, als er geboren wurde. Als die Universität 1827 ihr 25-jähriges Jubiläum feierte, steuerte er zu der Festschrift eine lange „dorische Ode" bei, griechisch und deutsch, die die Schicksale der Gründung besang. Es wird genügen, aus ihr einen Teil auszuheben, der die alte schwedische Universität betrifft, und den Schluss, in dem es den pedantischen Poeten jückt, nach dem Knaben mit ungemischtem Wein zu rufen:

Πρὶν μὲν λευγαλέαι Περναβίανδ' ἔβαν
οὐδ' αὖτ' ἔνθα μένον, Κασταλίδες θεαί,
λυπηροὺς προλιποῖσαι
Δορπάτου τὸ πάλαι δόμους·

Einst aus Dorpat verstimmt flohen nach Pernaus Strand,
Auch nicht weilend allda noch, die Castalischen
Jungfraun, meidend die vorlängst
Trübsalschwangre Behausung: doch

αὐτὰρ κλεινὸν ἔφυ καλλιπνόων ἕδος
αὖτις Θεσπιάδων ἁμετέρα πόλις,
ἐξ οὗ δὴ κάσις ἀγνοῦ
τοῦ νῦν Καίσαρος εὐμενής,

ward preiswürdiger Sitz wiederum Thespiäs
wohllautatmender Schar unsere Stadt, sobald
traun des jetzo geweihten
Cäsars Bruder mit Edelsinn,

αὐτὸς παντοκράτωρ σεμνὸς ἐὼν τότε,
καινὰν ἧκε, φέρων δῶρ' ἀπερείσια,
ἣ μὰν πρόφρονι θυμῷ
ταύταν ταῖσι θεαῖς χθόνα.

damals selber begabt glänzend mit Allgewalt,
neu schuf, wahrlich geneigt, ihnen die Stätte hier,
endlos Gaben erteilend.

— — — — — — — — — —

ἄκρατον μέθυ, παῖ, ἔγχε' ἀφειδέως,
εὐοῖ, καρπαλίμως! εὐξάμενοι τὸ πρὶν
ὄλβον πάντα, πρὸς αὐλῶν
σαλπίγγων τ' ἐνοπὰν ἁμᾶ

Nicht karg schenke den Wein, Knabe, und ungemischt,
Hurrah, hurtig und frisch! Flehet zuvor um Heil;
dann zum Flötengetön trinkt
zu Euch und zum Trommetenschall.

δειδίσκεσθ'! Ἄγε δή, κέκλυτέ μευ, φίλοι!
Ζώοι ζωοδοτὴρ πλεῖστον ἔτι χρόνον
ἄμμιν Καῖσαρ ἀγαστός,
ζώοι μοισοπόλων γένος!

Auf merkt jetzo! Wohlan! Hört mich Genossen! Hoch
Er, der Leben gewährt, lebe noch lange Zeit
uns zum Segen, der Kaiser,
glorreich, hoch, wer den Musen dient!

Selbst bei Privatbriefen überschleicht die Dorpater Professoren die Muse, so ausser Balken auch den wackeren Krause, der sogar Abrechnungen und Anpumpungen M. gegenüber in poetische Form kleidet, wovon man mir Proben gern erlassen wird. Bei dem Theologen Segelbach beklagt durch M.s Griffel die tabula gratulatoria zum 50-jährigen Doktorjubiläum, dass er erst so spät und so selten — er hatte als Greis, jedoch männlichen Sinnes Alexandern besungen — gedichtet habe.

Ich denke, es hatte im alten Dorpat von den Brüdern in Apoll nicht leicht jemand Veranlassung, den ersten Stein auf Morgenstern zu werfen.

5. Elegantiarum arbiter.

Die allgemeine Schriftstellerei Morgensterns in den langen Jahren seiner Dorpater Zeit ist von einer ganz ungeheueren Fruchtbarkeit, umfasst sie doch etwa 200 Nummern, und von einer noch erstaunlicheren Vielseitigkeit. Nur von letzterer soll, da sie für die Art des Mannes wesentlich ist, eine gewisse Vor-

stellung gegeben werden. Die bibliographischen Notizen findet man bei Mercklin, Recke-Napiersky, Goedeke a. a. O.

Der Petersburger Akademie, deren Ehrenmitglied er seit 1826 war, lieferte M. u. a. eine Abhandlung „Über das Studium der byzantinischen Geschichtsschreiber". Mit der Datierung südrussischer Funde beschäftigt, war er auf das Thema gestossen und hatte das Erscheinen des Bonner Corpus scriptorum historiae Byzantinae verfolgt. Er charakterisiert die Bedeutung dieser Quellen nicht nur für jene Zwecke, sondern auch für die Dogmengeschichte, für die Acta Sanctorum und die Acta Conciliorum und für sittengeschichtliche Studien, nach seiner Art mit kräftigen Werturteilen, zumal moralischer Art, bei der Darstellung des historischen Hintergrundes nicht geizend. Für die Akademie gab er ferner den Nekrolog für den ihm befreundeten H. K. E. Köhler. Hier hatte es M. nun wieder mit einem von ihm verehrten Gelehrten zu tun, dessen Arbeit sich nur allzuoft auf den aristotelisch-lessingischen Pfaden der Widerlegung anderer, oder, deutlicher gesprochen, auf dem Vehikel einer gereizten Polemik vollzogen hatte. Wie köstlich zugleich und wahr gesagt ist M.s Satz: „So erklärt sich bei ihm auf dem Feld wissenschaftlicher Untersuchung und Kritik der bei eminenten Köpfen nicht beispiellose Verein des entschiedenen Skeptikers auf fremdem, und des entschiedenen Dogmatikers auf eigenem Boden!" Es war unerlässlich, von diesen Kämpfen gelegentlich bei der Charakterisierung Köhlers und seiner Schriften zu erzählen, zumal sie ihre Wellen auch ins Corpus inscriptionum graecarum hinein geschlagen hatten, wo „in Boeckhs sicherer Hand die Wage meist auf Köhlers Seite sich neigt". „In rasch absprechender Verachtung der Genossen und in entschiedenem Widerspruchsgeist einander freilich zu ähnlich", verstanden sich Wolf und Köhler gleichwohl schlecht. „Von Wolfs eigentümlich geistreicher Laune und Grazie des Umgangs aber kann beim Petersburger Archäologen nicht die Rede sein." Winckelmanns priesterliche, ursprüngliche Begeisterung fehlte ihm ebenso, wie Zoegas zarte Innerlichkeit und philosophischer Tiefsinn, mit letzterem aber verband ihn ungemeine Gründlichkeit gelehrter Quellenforschung. Hierbei schien sein Grundsatz zu sein

neque te ut miretur turba labores,
contentus paucis lectoribus,

war er doch fast mehr bedacht, seine Publikationen zu verstecken, als bekannt zu machen.

Dass Köhler seinem Dorpater Freund, den er oft durch seine Schätze in der Eremitage geführt hat, für dessen Dörptsche Beiträge eine gelehrte und gediegene, an dieser Stelle freilich schon durch etwas wirre Disposition und ungleiche Ausarbeitung der einzelnen Teile nicht recht glückliche Abhandlung über das Thema „Gab es bei den Alten Belohnungen des Verdienstes um den Staat, welche den Ritterorden neuer Zeit ähnlich waren?“ lieferte (a. a. O. I, 263—316, II, 1—96), wird wohl kaum ein Zufall sein. Wenn der nach Gaben dieser Art lüstern genug schielende M. nicht etwa selbst gerade dies Thema im Gespräch angeregt hat, so mag der zwar überaus selbstbewusste, von Eitelkeit aber freie Petersburger sich bei der Wahl des Gegenstandes einen kleinen Scherz mit dem Dorpater Kollegen erlaubt haben, was übrigens ganz in seiner Art wäre. Da die von M. auf eigene pekuniäre Verantwortung herausgegebenen Dörptschen Beiträge den Leiter zuletzt in Verluste stürzten und nicht über den dritten Band hinaus gediehen, so erschien die Fortsetzung in den Denkschriften der Münchener Akademie Bd. VI.

Mortuos plango! Tote hat M. gern gefeiert, durch geschickte, feinempfundene Vergleichung mit anderen ihre Leistung charakterisierend und ihr Menschliches in weltmännisch-urbaner Ruhe würdigend, oder, um in seiner Weise zu reden: aus dem Golde der Verewigten einen bescheidenen Erinnerungspfennig prägend, manchmal auch auf schon bemoosten Grabsteinen pietätvoll eine von frischen Tränen benetzte Knospe niederlegend. Bei seiner von Jugend auf genährten Freude an der Gelehrtengeschichte sind Beiträge aus diesem Gebiet zahlreich vertreten, sein Leben, das ihn mit so unendlich vielen Grossen zusammengeführt hatte, gestattete ihm ebenso, wie seine mit staunenswertem, nie ermattendem Fleiss bis ins höchste Alter gepflegte Lektüre, alle möglichen Periodica, besonders die der baltischen Provinzen, mit immer neuen Gaben an Erinnerungen, literarischen Fündlein, unedierten Briefen u. ä. m. zu versorgen. Er deutet Münzen und Gemmen, führt uns auch durch die Galerien Dresdens, kaum sich losreissend von der Wollust der Betrachtung. „Vergebens! — Schon steht der Wagen bereit, der mich aus dieser durch den Bund schöner Natur mit schöner Kunst so anziehenden, mir durch euere Nähe, harmonische Seelen, doppelt unvergesslichen Gegend hinweg ... führt.“ Raffael und immer wieder Raffael, daneben viele andere und auch seine baltischen Freunde Grass und die

beiden Kügelgen werden gewürdigt. Bekannte und weniger bekannte antike Autoren, Sappho und die Hymnen des Synesius werden dem Publikum in Proben näher gebracht, über deutsche Klassiker wird gehandelt, mit Sokrates, Garve, Kant wird reflektiert. Der Herausgeber der Dörptschen Beiträge wird zum Reporter und verhört seine Dorpater Kollegen über ihre jetzigen und künftigen literarischen Absichten. Und wieviel ist er selbst dem Publikum noch schuldig! Er plaudert von seinen Reisen, in der Niemeyerschen Manier das schwärmende Auge vorzugsweise auf Kunst und Berühmtheiten gerichtet haltend, erzählt eine merkwürdige Geschichte von einem Wolf, die bedenklich nach Jägerlatein schmeckt, berichtet über Ereignisse der Universität Dorpat, insbesondere über die seiner Obhut anvertrauten Institute, womit er zur Quelle späterer Chronisten wurde, erörtert Schulfragen und behandelt Schulgeschichtliches. Schliesslich schleift er mehr oder weniger geistreiche Aphorismen und — dichtet. Dazu kommt eine um der Menschlichkeit willen gepflegte Korrespondenz mit viri illustres aus allen bei Cornelius Nepos und Sueton bekannten Zweigen und aus noch einigen anderen und mit schönen, empfindsamen, edlen Frauen; er selbst schrieb jährlich viele Hunderte von Briefen. Zum allermindesten hat er im Sinne seiner Eloquenzprofessur in die weitesten Kreise hineingetragen die Vorstellung, dass Altertum, bildende Kunst, Literatur, Philosophie und Humanität irgendwie durch organische Verwandtschaft aneinander gebunden sind.

Zum arbitrium elegantiarum wird man auch rechnen müssen seine Mitwirkung an der Zensur. Der Universität war schon durch Ukas vom 21. Januar 1802 die Zensur über alle im Lehrbezirk erscheinenden Bücher und Periodica zugewiesen worden. Von 1826 ab besass die Universität nur noch das Zensurrecht über Schriften ihrer eigenen Mitglieder. Die vorher bestehende Zensurkommission, aus dem Rektor und den 5 Dekanen (die philosophische Fakultät hatte 2 Dekane) zusammengesetzt, zog nach Gelegenheit und Gegenständen Sachkundige aus dem Bestand der übrigen Professoren zu, um ihrer Aufgabe, „von der Universität alles fernzuhalten, was zu Sittlichkeit, Religion und Regierung in Widerspruch steht", zu genügen. Dass im Fache der schönen Literatur, besonders der Poesie, hier der Eloquenzprofessor als Fachmann zugezogen wurde, versteht sich leicht. In vielen Fällen, wo M. in seinem Gutachten nur äusserlich die

inkriminierten, nach seinem Urteil zu tilgenden Stellen durch Anfangs- und Schlussworte bezeichnet, sieht man nicht, was ihm an den Werken der Dichterlinge zu Bedenken Anlass gab. Natürlich wird man sich hüten, diese zu allen Zeiten und an allen Orten heikle und undankbare Tätigkeit, die auf bestimmte ungeschriebene Erfahrungsgrundsätze und auf herrschende Richtungen Rücksicht nehmen muss, zu einem Urteil über den persönlichen Geschmack des Rezensenten zu verwenden. So führe ich nur als Kuriosum einige Proben aus seinen Zensurgutachten an. Wegen „irreligiösen" Inhalts beantragt er folgende Strophe zu streichen:

Ich hab' zum Leiden dich ersehen,
Dich auf dem Erdenrund,
Dein Weinen hilft dir nichts, dein Flehen,
Sie werden mir nicht kund.

Oder er setzt den Rotstift an bei folgendem satirischen Satz: „Dreierlei setze ich unter eine Rubrik: Deutschlands Jungfern, Böhmens Edelsteine und die Zöpfe des hessischen Militärs". In einem anderen Falle verhütet er ein geplantes Plagiat, und bei einem Gemäldebeschreiber, der von einem Bild berichtet hatte: „Unterwärts füllt den Rahmen aufgehäuftes, überhängendes, niederländisches Fleisch" meint er: „Anständiger unterbleibt doch das widrige Blossstellen solcher parties honteuses". Dass seine Zensurschere die deutsche Literatur des Baltikums wertvoller Bestandteile beraubt habe, habe ich nirgends Anlass gefunden anzunehmen (vgl. Ms. DCXXII).

6. Der Lehrer und Schulmann.

In seiner lehrenden Tätigkeit hat M. stets einen zwiefachen Gesichtspunkt festgehalten: seine Vorlesungen und Übungen sollten dem künftigen Schulmann die nötige Ausrüstung geben, mussten deshalb zum Teil esoterisch fachlich sein und ganz bestimmte Forderungen hinsichtlich der Vorkenntnisse und Bedürfnisse stellen, ebenso wichtig aber war es ihm, eine allgemeine Vorbildung für alle Studierenden durch seine auf das Altertum gegründeten Humaniora zu geben. Zwar hörten auch bei Wolf in Halle und Berlin, bei Gottfr. Hermann in Leipzig zahlreiche Leute, die aus der Philologie nicht ihren Lebensberuf machen wollten. Die Forderung selbst aber ist von Morgenstern deutlicher und klarer

erhoben worden, als m. W. von anderen. Man sieht gerade hier deutlich, wie er der Erbe der alten Eloquenzprofessuren ist, die infolge der Entwicklung der Altertumswissenschaft am Ende des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts zu etwas ganz anderem, nämlich zur Vertretung eines (freilich eigentümlich gefühlsbetonten) Faches zu werden sich anschickten und immer mehr in dieser Richtung sich weiter gestalteten, wie er aber zugleich der Sache im Sinne des neuen Humanismus einen wesentlich neuen Inhalt gibt, weit entfernt von lateinischer Imitationspoesie, vielmehr im engsten Bund mit dem neuen geistigen Leben seiner Epoche, natürlich in dem Masse, wie es ihm nach seiner Eigenart zugänglich war. Es ist das die Stelle, wo er geschichtlich für uns am interessantesten ist und auch jetzt noch am meisten ernstes Nachdenken seiner Absichten verdient. Dass er selbst uns, den Betrachtern aus hundertjähriger Distanz, nicht seine geschichtliche Stellung mit präzisen Worten angeben kann, ist selbstverständlich. Eine gewisse Orientierung bietet aber seine am 12. Dez. 1816 gehaltene Rede „Vom Sprachstudium, besonders dem Studium der griechischen und lateinischen Sprache, und des klassischen Altertums überhaupt, als einem wesentlichen Hauptteile der akademischen Studien", deren Besprechung ich mir für hier aufgespart habe. M. erinnert an seine erste Dorpater Rede v. J. 1802. Rückschauend kann er eine gewisse Befriedigung äussern über die Gestaltung des Schulwesens im Land und die Erfolge der darauf vornehmlich zielenden Interpretationsübungen an der Universität. Dagegen hat sich die Heranziehung der gesamten Studentenschaft zu allgemein propädeutischen Fächern überhaupt und den seinigen im besondern nur unvollkommen erzielen lassen. Solcher propädeutischer Fächer gibt es aber drei, die philologischen, die mathematischen und die philosophischen. Die letzteren will M., dem niemand Geringschätzung der Sache selbst vorwerfen wird, hier und anderswo durchaus noch nicht auf dem Gymnasium, wohl aber auf der Universität, und da allerdings nicht nur als Fach, sondern auch als Vorbildung für alle betrieben wissen.

Mit französischen Kritikern, die in ihrer Heimat vor einer Überschätzung der Mathematik in Hinsicht der allgemeinen Bildung warnen zu müssen glaubten, sieht M. hier und oft auch anderwärts merkwürdigerweise einen Vorzug der Humaniora darin, dass sie andere besser verstehen lehren, während

die Mathematiker leicht, an das Gewisse und Beweisbare gewöhnt, zum gereizten Absprechen über fremde Ansichten gelangen. Dass die tatsächliche Praxis so vieler Meister der einfühlenden Interpretation und Virtuosen der Imponderabilien so ganz anders aussah, verschweigt er hier klüglich. Aus der für den vorliegenden Zweck etwas breit geratenen literarisch-kritischen Einleitung hebe ich als beachtenswert hervor, dass die Lehren des Philanthropinismus, der, um Menschen, Weltbürger zu erziehen, sein „freundlich blickendes Haupt erhob", trotz mancher Bedenken auch nach der positiven Seite hin gewürdigt werden. Durchaus im Sinne Funks und des älteren Humanismus, aber ganz im Gegensatz zu den späteren Humanisten, für die Philanthropinismus gleichbedeutend ist mit plattem Utilitarismus und Barbarei. Im Hauptteil kennt M. vier Gründe der klassischen Studien, zunächst den, der bei Wolf als der miserabelste bezeichnet wird, ihr mittelbarer Nutzen für die Berufsstudien der Theologen, Juristen und Mediziner. Am wenigsten von ihnen haben das, auch in Dorpat, die Theologen vergessen, die nicht nur in der Exegese der heiligen Schrift, sondern auch in der sokratischen Katechetik und in der Homiletik, d. h. der Kunst, den darzustellenden Dingen den bleibendsten Eindruck und die wirksamste Seite abzugewinnen, auf die Schule der Alten angewiesen sind. Die gleiche Notwendigkeit wird, freilich in absteigender Reihe, für Juristen, Mediziner, Naturwissenschaftler und Mathematiker aufgezeigt. Die zweite Begründung liegt in der formalen Bildung des Verstandes durch Vergleichung der in den verschiedenen Sprachen verschieden ausgedrückten Begriffe. Über Wert und Mangel der Übersetzungen hat M. viel nachgedacht, aus seinen Tagebüchern entnehme ich, dass er in seinen Interpretationskollegien häufig und gern Übersetzungen heranzog, womöglich mehrere, und die mehr oder weniger gelungene Wiedergabe mit seinen Hörern überprüfte. Jenen formalen Wert der altklassischen Bildung schätzte bekanntlich auch Wolf sehr hoch ein (Paulsen II^{3}, 214 ff). Den dritten Gesichtspunkt würden wir jetzt den eigentlich wissenschaftlich-historischen der Altertumskenntnis nennen. Der Philolog lernt, wie der in fremde Länder reisende Forscher, die ganze Fülle antiken Lebens, Sprache, Sitte, Religion, häusliche Verfassung u. s. w. kennen, eine ungeheuere Bereicherung des Herzens, der inneren Welt, eine über die Grenzen der Jahrhunderte hinausgerückte Erweiterung des Horizonts.

Hierzu gehört Kritik der Lesarten, eine proteusartige Vielgestaltigkeit im Interpretieren des Verschiedensten, Grammatik, Historie, Literatur, Philosophie. Gemeint ist eine philosophisch-historische Betrachtung, denn M. glaubt immer bei dem Wort „historisch" die Vorstellung einer blinden Sammlung von Facta abwehren zu müssen. Diese Studien sind überall nur für die wenigen, die die Sache als Fach treiben. Hier müssen Übungen und Seminarien eingerichtet werden, die strenge Forderungen stellen. Die anderen mögen sich mit dem Besuch philologischer Vorlesungen begnügen. Aber noch mehr als der Gelehrte gilt der harmonisch ausgebildete ganze Mensch „nicht mehr Athens, sondern der europäischen Republik". Von dieser vierten, der höchsten und tiefsten Begründung der Altertumsstudien, der humanistischen, will M. bei dieser Gelegenheit nicht reden, zumal er gerade darüber ja in seiner Rede v. J. 1802 gehandelt hatte. Er wendet sich vielmehr der Schulfrage zu, die von der grössten Wichtigkeit ist, zumal die Universität nicht die Elemente lehren kann. M.s Anschauungen sind hier durchaus im Geiste des älteren Humanismus formuliert, d. h. besonnen und ohne jene Übertreibungen, die die Humanisten später in den Ruf gebracht haben, sie wollten aller Welt, jedem Kuhburschen womöglich, ein möglichst grosses Mass von Latein aufzwingen. Das Recht der lateinlosen Bürgerschulen ist ihm, wie Wolf, selbstverständlich. Als inspizierendes Mitglied der Schulkommission hat er auch diesen Schulen, ebenso wie den lateinlosen Töchterschulen sein Interesse zugewendet. Bei den Gymnasien dagegen warnt er eindringlich vor Polymathie und Vielerlei. Nicht Moral, nicht Philosophie, nicht Anthropologie, nicht Psychologie, sondern — er hatte das ja selbst an sich einst in Magdeburg erfahren — man lehre und lerne das in Verbindung mit sprachlichen Einsichten aus Cicero und Plutarch. Dringend empfiehlt M. im Einverständnis mit dem Rigenser Generalsuperintendenten Sonntag ein Freigymnasium nach Art der sächsischen Fürstenschulen und Schulpfortas, wo wenig Bemittelte aus allen drei Provinzen Aufnahme finden können. Ebenso dringend wird eingeschärft, dass alle Reformbemühungen ihr Ziel verfehlen, wenn sie nur einseitig gedacht sind, d. h. entweder nur das Gymnasium oder nur die Universität betreffen. Ein geradezu vorbildliches Land in der Regelung dieser Dinge ist England, wo der Sohn des Lords und des Pächters, der kommende Kaufmann wie der künftige Offizier auf der Schule vor

allem, ja fast ausschliesslich das classical learning treibt, was dann für sein ganzes weiteres Leben entscheidend bleibt. Ebenso wird dort auf den Universitäten in den ersten Semestern ohne Rücksicht auf den späteren Beruf wesentlich Latein und Griechisch neben Mathematik und Logik getrieben. Daher die in den Reden der Staatsmänner kenntliche klassische Bildung, daher das peinliche Aufsehen, das ein prosodischer Schnitzer bei einem Zitat im Parlament macht. Und nun ein fast resignierter Schluss. Sollte jemand befürchten, die Zeiten der alten grammatischen Pedanten kehrten wieder, so kann man ihn beruhigen. „Es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen." Der unwiderstehliche Zug des Zeitgeists bringt, seit der grossen französischen Staatsumwälzung, jetzt vor allem furchtbare Militärmacht, höchsten Flor der Staatswirtschaft, Industrie und Manufaktur, Kriegswissenschaft und angewandte Mathematik und Naturwissenschaft. Um so dringender sind alle Bemühungen eines reinen, edlen Willens um jene Menschenbildung, die von Hellas aus einst die Küstenländer des Mittelmeers ergriffen hat. M. hätte diese nach seiner Ansicht der humanistischen Bildung entgegenwirkenden Mächte nicht so erstaunlich klar und so überraschend früh erkennen können, wenn sie nicht zugleich auch dieselben Mächte gewesen wären, die sich anschickten, sein ganzes Weltbild aufzulösen.

M.s Interesse an der Schule ist für ihn stets selbstverständlich gewesen. Ein Schöngeist ist er ja immer in dem Sinne gewesen, dass er die Verpflichtung fühlte, die Ideen schöner, wahrer, guter Menschlichkeit auch zu propagieren. Heyne, sein Vorbild in den Dingen der Universitätsorganisation, mag ihm auch hier vorgeschwebt haben. Seine an so vielen akademischen Geschäften der ersten Zeit gern geübte weltmännische Organisations- und Repräsentationstätigkeit bewährte sich auch hier, und zwar auf einem Felde, das den Professoren der ersten Zeit ganz besonders teuer war. Bildung und Aufklärung zu verbreiten durch Gründung und Besserung von Schulen aller Art von der bescheidensten Volksschule bis zur Universität, schien ihnen ein Hauptziel des edlen Menschen zu sein. Zwar gelang es der Universität nicht, was sie, besonders Parrot, mit allen Kräften erstrebte, an die Landschulen heranzukommen, aber Gymnasien, Kreisschulen und Privatanstalten wurden der Universität, d. h. der aus Professoren gebildeten Schulkommission oder Schuldirektion unterstellt,

deren Referent bei der Begründung 1. IV 1803 M. wurde. Für die Einzelheiten der technischen Pädagogik wird er kaum mehr Interesse als Wolf gehabt haben; immerhin wird es wohl seinem Einfluss zu danken sein, dass man mit Pestalozzi in Burgdorf in Verbindung trat, den M. dann auch später persönlich kennen lernte. Der in diesen Dingen gut unterrichtete Bienemann (P. und A. 197) urteilt: „Nur wenigen, wie Parrot, Morgenstern, war es gegeben, auf beiden Bahnen, als Universitätslehrer und Schulverwalter, den Anforderungen, die sie an sich selbst stellen mussten, und auch nur, soweit die Verhältnisse es zuliessen, zu genügen". Der boshafte Krause versäumt nicht, zu berichten, dass bei manchen Inspizienten die Reisesporteln und die Aussicht auf Einladungen und Gastfreundschaft den Reiz dieser Aufgabe wesentlich erhöhten. Von dem zum Kameralisten berufenen Rambach, der, eigentlich Philologe und Schöngeist, sich auf seiner Lehrkanzel nicht recht behaglich fühlte, war es bekannt, dass er sich mit Wonne in gerade diese Tätigkeit stürzte, wo er in der Tat Verdienstvolles leistete [94]). Im übrigen ist, abgesehen von kleinen Schönheitsfehlern im einzelnen, nie bestritten worden, dass die Zusammenarbeit von Schule und Universität von grösstem Nutzen für das Baltikum war. Ganz besonders nehme ich an, dass Parrot und Morgenstern mit ihrem edlen Pathos als Evangelisten des neuen Zeitalters der Humanität und seines Heros, des grossen Alexander, die Herzen entzündeten, den Schulstaub wegbliesen, die Arbeit von Lehrer und Schüler auf ein hohes Niveau hoben, sie selbst in innerster Seele allem Stumpfsinn und aller toten Paukerei abhold, die Mitarbeiter vor die persönlichste und schwerste Verantwortung stellend, aber sie auch belohnend durch das Bewusstsein, an den allerwichtigsten Dingen des Menschenlebens mitwirken zu dürfen. Heutzutage mag man lächeln über jene optimistischen, an die Fortschritte der menschlichen Vernunft geknüpften Hoffnungen, aber doch beneidenswert finden eine Epoche, die so unbedingt an die guten

94) Über Rambach vgl. die auch sonst für die Schulverhältnisse sehr ergiebigen Memoiren des Dorpater Oberlehrers Hermann bei Bienemann, Altlivländische Erinnerungen 39 ff = Balt. Monatsschrift XXXVIII (1891). H. ist einer jener vielen ursprünglich als Hauslehrer ins Land gekommenen Sachsen. Offizielle Daten über die Beschäftigung der Universität mit dem Schulwesen enthält an vielen Stellen die beim 25 j. Jubiläum ausgegebene Festschrift: Die kaiserliche Universität zu Dorpat 1827.

Anlagen der Menschen glauben konnte. Übrigens ist nicht das Geringste von irgendwelchem Fachpartikularismus zu spüren, etwa in der Weise, dass P. alles von der Physik und M. wiederum alles vom Latein aus angesehen hätte. Einige Proben aus einer Rede von Parrot bei Eröffnung des Gymnasiums und der Kreisschule in Wiborg 1804, die ich unter Papieren von M. gefunden habe: *Mit Entzücken stehe ich vor diesem Bilde des echten Schullehrers, und meine Seele frohlockt über den Gedanken, dass heute so mancher brave Mann den festen Vorsatz fasst, dieses Ideal zu erreichen. Aber, je näher ihr diesem Ideal kommen werdet, meine Freunde, desto geräuschloser wird euer Verdienst sein . . . Selbst Vorgesetzte können nicht in das Geheimnis euerer wesentlichsten Verdienste eindringen . . . Nur das Herz der Zöglinge kann der Vertraute derselben sein, ists auch grösstenteils, ohne dessen bewusst zu sein. Nur dann, wenn der Jüngling zum Manne gereift sein wird, offenbaret sich ihm dieses schöne Geheimnis eurer Arbeiten . . . Die öffentliche Achtung, nein, die öffentliche Verehrung, die Dankbarkeit ganzer Generationen wird euer Alter schmücken und eine Träne auf euer Grab fallen lassen. Tretet näher, Männer des Vaterlands, und schwört der Gottheit, schwört Alexandern Treue in eurem Amt . . . Ich habe euch eure Pflichten nicht leicht gemacht, die Belohnung, die eurer wartet, die echte, die der Biedermann sucht, winkt in weiter blauer Ferne . . . Gemeine Menschen würden dadurch abgeschreckt, euch spornt es an . . . ich wusste, zu wem ich sprach, ich kenne den Adel eurer Seelen und konnte nur so zu euch sprechen.* Parrot wendet sich in charakteristisch abgetönten Worten zu dem Gouvernements-Schuldirektor *(Edler Mann! Um die schweren Pflichten Ihres Amtes zu übernehmen, haben Sie Standesvorurteile freiwillig aufgeopfert . . .)*, zu den Eltern, sie *bei allem, was den Mensch veredelt*, beschwörend, mit den zu Lehrern berufenen Fremdlingen mitzuarbeiten an der Veredlung der teueren, jenen anvertrauten Jünglinge, schliesslich an Alexander *(Schutzgeist Russlands, auch mein Schutzgeist, wann ich spreche für Wahrheit und Recht)*. Morgenstern hat Finnland i. J. 1805 bereist, Schulen eröffnend, erneuernd, Statuten entwerfend, mit dem gleichen Pathos predigend (vgl. DXCIII, 196 ff). Heiter stimmte es ihn, den die Hütten der Leibeigenen schon bei seiner ersten Reise nach Dorpat verstimmt und peinlich berührt hatten, hier in einem Land zu sein, wo man derartiges nicht gewahrte (ib. 194). In Wiborg stellt er die Töchterschule wieder her *(Ohne mich wäre sie noch jetzt,*

indem ich dies schreibe [20. Juni 1806], *nicht vorhanden),* entwirft ihre Statuten, lernt in der ersten Lehrerin, der Tochter eines Petersburger Akademikers, Mlle. Lehmann, eine „achtungswürdige Person" kennen, knüpft auch sonst im Land viele erfreuliche Bekanntschaften, lässt sich von den Mädchen feiern, die ihm noch später treu aufbewahrte Näharbeiten zum Andenken schenken. In Wiborg hält er bei der feierlichen Inauguration der Töchterschule die Rede „Von den Grenzen weiblicher Bildung", die 1808 gedruckt wurde. Von ihrem Inhalt gebe ich einige Andeutungen:

Als körperliche Bilduug erscheint nur — und zwar fakultativ — der Tanz. „Spartanerinnen, sagt die Vernunft, sollen nicht erzogen werden. Amazonen ebenso wenig." Grosser Wert wird auf die weiblichen Handarbeiten gelegt. Selbst die edle Dame aus hohem Haus wird sich besser am Nähtisch, als am Spieltisch gefallen. Gelehrsamkeit kann nicht das Ziel sein. Ernestine Reiske, die beinahe Griechisch verstand wie ihr Mann und ihr Latein noch besser schrieb als er, war Ausnahme, leistete übrigens jenes nur aus inniger Teilnahme am Tun und Treiben des Mannes. Auf die deutsche „Muttersprache" wird grösstes Gewicht gelegt. Zur Erlernung des Französischen und Russischen wird Gelegenheit gegeben. Nicht Pedantinnen, nicht Vernünftlerinnen, nicht religiös schwärmende Andächtlerinnen, sondern richtig fühlende, schöne Seelen sollen erzogen werden, „denn ist nicht beides gleich ursprünglich, Religion und die schöne Seele?" . . . „O du unser Alexander! Schöpfer neuer Menschenbildung für Dein unermessliches Reich! In Dir selbst vereinigend männliche Tugend mit jeder weiblichen, und so in Dir selbst Repräsentant der vollständigen, reinen Menschheit — Du schau herab!"

Schon 1804, also schon vor der Inspektionsreise nach Finnland, war M. wegen der Fülle andersartiger Geschäfte als ordentliches Mitglied aus der Schulkommission ausgeschieden. Seine Tagebücher berichten dann noch u. a. von Besuchen im Dorpater Gymnasium, wo er die Probestunden der sich auf das Lehramt vorbereitenden Kandidaten abnahm. Ein philologisches Seminar in der Art des Göttingischen, Halleschen und des Leipziger zu errichten, gelang ihm zu seinem Schmerz erst sehr spät, nämlich 1821, als ein zweiter Vertreter der Altertumswissenschaft in Francke gewonnen war, bis dahin musste er sich damit zufrieden geben, mit dem Vertreter der Philosophie und der Geschichte

gemeinsam an dem Lehrerinstitut mitzuwirken, dessen verwaltender Direktor er 1803—1806, dann 1810—1820 war. Über die Schulverhältnisse hat Morgenstern sich u. a. in dem Brief an Wolf v. J. 1808 (Russ. Revue 1879, 316 ff) und ganz besonders ausführlich in der Vorrede zur Dissertation seines Schülers Kühlstedt obs. crit. de trag. graec. dial. 1832 ausgesprochen (de nonnullis, quae antiquarum litterarum studium apud Dorpatenses adiuverint p. I—XXVIII). Ich gebe nur das Wichtigste davon. Bei seiner Ankunft fand er an manchen Stellen, besonders in Riga, wo seine nachmaligen Freunde, der ehemalige Grimmenser Albanus und der ehemalige Portenser Sonntag wirkten, vielversprechende Schulverhältnisse, im ganzen freilich noch viel zu tun, wenn man die vorhandenen Schulen an Zahl und Leistung mit den Verhältnissen in Sachsen, Preussen, Hannover u. s. w. verglich. Wir hören, dass die Forderung der Statuten, alle Professoren der philosophischen Fakultät sollten, soweit ihre Fächer auch im Schulunterricht Verwendung fanden, gelegentlich am Lehrerinstitut die Methodik ihres Faches vortragen, im wesentlichen frommer Wunsch blieb und die ganze Arbeit auf den Schultern der drei genannten Vertreter, im ersten Jahrzehnt also Morgensterns, Jaesches und Poeschmanns, ruhte. Heutzutage erscheint es fast belustigend, dass allgemein die Vorstellung herrschte, der Universitätsprofessor müsse ja doch wohl am besten wissen, wie sein Fach auf Schulen gelehrt werden könne. Morgenstern hat ganz gewiss geglaubt, mit seinen Interpretationsübungen und seinen Praktika über lateinischen Stil zugleich pädagogische Methodik zu lehren, wie ja auch Wolf. Durch das Lehrerinstitut gelang es allmählich, auch inländischen Nachwuchs für die Lehrstellen der Gymnasien heranzuziehen, während früher besonders Sachsen und Thüringen die privaten und öffentlichen Lehrbedürfnisse der Provinzen mit einem ganzen Heer von Kandidaten befriedigt hatten. So hatte M. auf einer livländischen Inspektionsreise den Gothaer Purgold 1804 ex domus privatae Livonicae umbra aufgestochen und nach Wiborg gebracht, von wo er dann an die kgl. Bibliothek nach Berlin kam; in Dorpat lehrte der Hanauer C. L. Struve, zugleich auch Privatdozent für klass. Philologie, der 1814 als Gymnasialdirektor nach Königsberg berufen ward (Bursian, Gesch. der kl. Phil. 782 f). Gewaltig ist die Zahl derer, die M. als Zöglinge des späteren Seminars nennen kann, viele haben sich auch durch Schriften bekannt gemacht, manche sind

in Russland Professor geworden, es sind viele im Baltikum bekannte Namen darunter. Natürlich ist auch Franckes Anteil an ihrer Heranbildung nicht verschwiegen; wie heikel dessen Erwähnung für M. war und wie vornehm er sich dabei aus der Schwierigkeit zog, wird später, wenn wir von dem Philologen M. reden werden, zu skizzieren sein. Neues Wirksamkeit aber dauerte 1832 gerade erst ein Jahr. Nur zwei Namen seien genannt, die dem philologischen Seminar ganz besondere Ehre gemacht haben; zunächst der des nachmaligen Akademikers und Vaters der estnischen Philologie, Ferdinandi Joannis Wiedemanni, Hapsaliensis, gymn. ill. Mitaviensis nunc praeceptoris, variarum linguarum et veterum et recentiorum acri studio dediti. Mit welchem Recht ihn der anonyme Verfasser der Schrift „Die deutsche Univ. Dorpat" Leipzig 1882, S. 85 speziell einen Schüler Franckes nennt, habe ich nicht feststellen können[95]). Ein zweiter glänzender Name, der auf einem noch entfernteren Gebiet leuchten sollte, ist der des berühmten Astronomen F. G. W. Struve, der, philologi frater minor, 1793 in Altona geboren, schon 1810, also noch in der Zeit des alten Lehrerinstituts, eine goldene Medaille erhielt mit der Abhandlung De studio criticae et grammaticae apud Alexandrinos, dann zur Astronomie übergehend

95) Aus den Akten des philologischen Seminars teile ich über Wiedemann einiges mit, das in gewisser Modifikation auch für den Betrieb im ganzen gilt. W. war Mitglied 1824—1826, aufgenommen wurde er trotz verspäteter Meldung, da die Prüfung bei Morgenstern günstig ausfiel, ebenso die obligatorische bei dem Professor des Russischen Perewoschtschikow, der bei den auch weiterhin für die Seminaristen vorgeschriebenen russischen Studien gleichfalls Günstiges über W. vermeldet, bei vielen anderen Kandidaten aber grosse Schwächen feststellt. Abgesehen von einem einzigen Semester, wo er etwas nachgelassen zu haben scheint, berichten die Direktoren M. und Francke lobend über Wiedemann, der auch in einem Semester Senior ist, etwa so: „Zeichnete sich aus durch Anlage und Kenntnisse". Arbeiten hat er teils bei M., teils bei Francke über folgende Themen eingereicht: Quae studia referuntur ad humanitatem? De magistratibus Romanorum. De iure Romanorum. De quibusdam Romanorum poëtis. Quaedam de historia poësis Romanae. De quibusdam veterum philosophis eorumque doctrina. Die z. T. (bei W. übrigens besonders) recht weit gesteckten Themata zeigen, dass auch lateinische Bearbeitungen allgemeiner Gegenstände willkommen waren, für die sich die Seminaristen ohne spezielle persönliche Arbeit das Material aus den damals freilich viel spärlicheren und schwerer als jetzt zugänglichen literarischen Hilfsmitteln zusammenstellen konnten. Es sollte ja auch in erster Linie ein Lehrerinstitut, nicht eine Pflanzschule für künftige Forscher sein. Im übrigen ist M.s Bemühung die Philologen an das römische Recht heranzubringen charakteristisch.

schon seit 1813 als Professor den Grund zur Blüte dieses Faches in Dorpat legte. Schwerlich war die Universität schlecht beraten, als sie den schon erwähnten Bruder zum Historiker haben wollte, was an Klingers Halsstarrigkeit scheiterte, der sich (in einer übrigens noch durch Geldentwertung sehr schweren Zeit) nicht von der Ansicht abbringen liess, jener sei als philologischer Privatdozent nicht zum Historiker qualifiziert (Rieger, Klinger II, 601 ff). Die Folge davon war, dass das historische Katheder 16 Jahre vakant blieb. Erwähnt sei, dass die Mitglieder des Seminars sich statutengemäss zu einem zweijährigen methodischen Kursus, der sich auf Sprach- und Sachkenntnisse bezog, wie sie zum Verständnis der klassischen Werke der Griechen und Römer nötig waren, verstehen mussten und jährlich ein Stipendium von 400 Rubel B. A. bezogen, freilich dafür 6 Jahre lang für eine Verwendung im Dörptschen Lehrbezirk nach erreichter Prüfung zur Verfügung stehen mussten[96]). Neben den beiden Direktoren wirkte bei dem Kursus der Vertreter der Philosophie und der der russischen Sprache und Literatur mit.

Neben Interpretationsübungen und stilistischen Praktika veranstaltete M. auch Disputationsübungen, wo über eingereichte Arbeiten der Mitglieder lateinisch disputiert wurde, und M. verzeichnet dann wohl mit Genugtuung Fälle in seinem Tagebuch, wo wenigstens ihm selbst das Latein flüssig und leicht von der Zunge gerollt war.

Bei den philologischen Vorlesungen unterschied M. wenigstens in der Ankündigung nicht zwischen Fachkollegien und solchen, die „für alle Fakultäten" bestimmt waren. Prinzipiell sollten alle für alle sein, aber in der Praxis fanden sich eben doch zu manchen, etwa zu der Erklärung eines platonischen Dia-

96) Ähnlich war die Organisation des alten Lehrerinstituts, das (1805 mit 10 Seminaristen) gleichfalls einen zweijährigen Kursus und 300 R. Stipendium jährlich für die Teilnehmer vorsah. Ganz kurz erwähne ich, dass M. auch natürlich an dem „Professoren-Institut" in Dorpat (1827—1838) mitwirkte, das geeigneten russischen Kandidaten in dem damit ausgezeichneten Dorpat die Vorbereitung zur akademischen Laufbahn in Russland, zunächst zu einem vertiefteren Studium im Ausland geben sollte, nach einem alten, Parrot in allen Grundzügen verdankten, aber erst spät verwirklichten Plan. Vgl. Bienemann, 327 ff und vor allem Schmid, Russ. Revue XIX (1881) 136 ff, wo auch über die altphilologischen Kandidaten dieses Unternehmens berichtet wird. Über Lehrerinstitut und Seminar in ihrer Bedeutung orientiert auch der offizielle „Rückblick auf die Wirksamkeit der U. D." aus dem Jubiläumsjahr 1866, S. 92 ff.

logs, nur die Philologen. Da war es ihm eine Freude, wenn er, nach Rücksprache mit seinen Hörern, die Erklärung lateinisch geben durfte, wobei die Vortragssprache oft von Tag zu Tag zwischen lateinisch und deutsch wechselte. Zu dem alten Bestand von Halle nnd Danzig (Cicero, Plato, Horaz, Lukian mit wechselnden Schriften) traten Theokrit und Pindar, dessen Gesänge er sehr gern und mit Erfolg erklärte. Quintilians 10. Buch hat er gleichfalls gern behandelt und damit antike Literaturgeschichte verknüpft, diese aber auch besonders gelegentlich vorgetragen. Ausserdem ist noch philologische Enzyklopädie, Mythologie der Griechen und Römer, ältere Universalgeschichte und Herodot von ihm angekündigt worden. In den lateinischen Stilübungen verwendete er gern Neulateiner, z. B. Ruhnkenius, Wyttenbach, Muretus, zur Rückübersetzung oder liess Arbeiten mit freigewählten Themen einreichen, über die dann lateinisch gesprochen wurde. Für sonstige Übungen verwendete er oft Jacobs, Poet. Blumenlese aus gr. Dichtern, Jena 1810, das seinen Bedürfnissen Ähnliches leistete, wie jetzt dem akademischen Lehrer des Proseminars Wilamowitzens griechisches Lesebuch.

Klagen, wie sie M. in jener Rede von 1816 erhebt, dass es nämlich nur in ungenügendem Mass gelang, alle Studierenden oder wenigstens den grösseren Teil von ihnen in die philologischen Vorlesungen als die beste fachliche und allgemeinmenschliche Vorbildung für alle hineinzubringen, erschallen zu jener Zeit überall. Die Gründe lagen auf der Hand. Je mehr die vierte Fakultät gleichberechtigt geworden war — ihre Gleichberechtigung war in Dorpat von Anfang an statutenmässig fixiert worden —, je mehr sie besonders in Philosophie und Philologie durch Männer wie Kant und Wolf im Gesamtbereich der Universität zu Ansehen gekommen war, je mehr die Disziplinen der Philosophie und der Altertumswissenschaft qualitativ und quantitativ ihren Betrieb vervollkommneten, umsomehr hörte die philosophische Fakultät auf, in den Augen der Studierenden ein vorbereitendes Obergymnasium zu sein. Der Stoff des Wissens war in allen Disziplinen weit über das aus den alten Autoren zu schöpfende Mass hinausgewachsen, vorbildliche Werke der schönen Literatur gab es nun in der modernen Literatur in nicht geringerem Mass als in der alten, die Bedeutung des Lateins als Medium internationaler Gelehrsamkeit und schriftstellerischer Mitteilung sank schnell. Uns erscheint heutzutage viel eher bei Morgensterns Bemühungen

in dieser Richtung, zumal in einem Lande, wo eine ausgeprägte humanistische Tradition in der Jugendbildung fehlte, nicht der von ihm selbst betonte Misserfolg, sondern der wider Erwarten grosse Erfolg bemerkenswert. Die meisten seiner Vorlesungen wurden von weit mehr Nichtphilologen als Philologen besucht: das gilt schon für die Interpretationskollegien, und erst recht natürlich von allen anderen; dass der Unterschied der beiden Gruppen übrigens nicht absolut war, sieht man an vielen Beispielen. Der schon erwähnte Fall der beiden Struve zeigt, dass der Übergang von hier aus zu einem anderen Fach leichter erfolgen konnte, als wohl sonst, und der Bibliothekar Anders hatte zwar, seiner Lieblingsneigung folgend, vor allem bei Morgenstern und Francke Humaniora gehört, daneben aber auf den Wunsch seines Vaters sich als Jurist inskribieren lassen, als solcher auch allerlei gehört und schliesslich ein Examen gemacht.

Fast von Anfang an liegt M. mit der medizinischen Fakultät in einem gewissen Kampf wegen desLateins der Dissertationen und der lateinisch, nicht deutsch abzuhaltenden Doktordisputationen. Die Herren der Fakultät selbst mochten gute Gründe haben, es hier nicht allzu genau zu nehmen. Am 31. Jan. 1806 schreibt M. u. a. an Klinger (Konz. DCXXV): „So erwähnte ich neulich, halb im Scherz, die medizinische Fakultät hasse mich. Dies bezog sich auf meinen neulichen Antrag im Conseil, dass die medizinische Fakultät ersucht werden möchte, das Studium der lateinischen Sprache bei ihren Candidaten zu befördern, auf Veranlassung einer von den gröbsten Sprachfehlern (caussibus; necessarissimus u. s. w.) wimmelnden Dissertation. Denn als Prof. Eloquentiae sah ich die Erinnerung als zu meinem Beruf gehörig an. Doch in der folgenden Sitzung gabs schriftlich und mündlich eine Philippika der Mediziner gegen den wohlwollenden Erinnerer, die nur darum am Ende friedlich und der Sache angemessen endigte, weil ersterer, keine Person, nur die Sache berührend, den Besseren über seine Triebfeder wenigstens keinen Zweifel gelassen zu haben schien. Beneidenswert find' ich das Leben in Dorpat eben nicht: als palaestra schätze ichs".

Ein besonderer, freilich recht peinlicher Fall, nämlich die immer mehr ruchbar werdenden Geschäfte der medizinischen Fakultät mit dem Doktortitel im Jahre 1816, wo freilich infolge Entwertung des Rubels die Einkünfte der Professoren sehr traurige waren und zu ewigen Lamentationen Anlass gaben, nahm

den Realisten der medizinischen Fakultät allen Wind aus den Segeln und führte den Eloquenzprofessor mit seinem ewigen Ceterum censeo[97]) zum Sieg. Eine Verschärfung der Forderungen

97) Über die Frage des Lateins und seiner Bedeutung bei der Vorbildung und den Examina aller Studierenden sind zahlreiche Vota von M. selbst, von Parrot, Ewers und Krause, besonders a. d. J. 1814, in M.s Papieren enthalten (s. bes. DCXXII). Der Raum gestattet nur ganz kurze Andeutungen. Ewers betont die spezielle Lage Russlands, die nicht nach deutschem Mass zu beurteilen sei. „Wir müssen jetzt der Jugend ein näheres Ziel stecken, um den Enkeln die Erreichung eines höheren vorzubereiten. Die Mittelstufe der literarischen Bildung lässt sich nicht überspringen." „Die ganze Organisation des öffentlichen Unterrichts in Russland zeigt, dass man die Philologie zu den literarischen Luxusartikeln rechnet, die kein verständiger Hausvater anschafft, solange er mit Nahrungssorgen kämpft. Ob eine solche Schätzung der Philologie die richtige sei, ist hier nicht zu untersuchen. Sobald ihr Studium erleichtert ist, stimme ich für höhere Forderungen." Immerhin will auch er der medizinischen Fakultät anheimgegeben wissen, künftig für einen richtigen lateinischen Ausdruck in den Probeschriften der Promovierenden zu sorgen.

Parrot beklagt mit anderen, darunter wohl allen hervorragenden Schulmännern, dass die altklassische Bildung in den Gymnasien des Landes zu wünschen übrig lasse. Selbst ehedem ein gründlicher Lateiner, hat er immer bei Visitationen streng darauf gehalten. Zweifelt aber, ob später Zwang auf der Universität noch viel hilft. Inbesondere ist für die Naturwissenschaften, bei aller Wertschätzung der klassischen Bildung, die nicht etwa auf dem Wert der Sprache als eines Mittels zur Mitteilung von Gedanken beruht, sondern auf anderen Einsichten, zumal in D., wo man wohl nie ein Grimma oder Schulpforta wird voraussetzen können, getrenntes Imperium anzuerkennen. „Denn die Auslegung des grossen Buches der Natur ist nicht minder geeignet die wissenschaftliche Bildung zu befördern, als die Auslegung der alten Klassiker." „Russlands Bedürfnisse für das Materielle des Wissens sind zu dringend, um sie der Glorie der Gelehrsamkeit aufzuopfern." Am Ende plädiert P. für Verstärkung des klassischen Unterrichts auf Gymnasien und Universitäten, ist jedoch gegen Zwang und Nötigung in Fällen solcher Kandidaten, die wirklich in ihrem Hauptfach etwas Tüchtiges leisten.

Krause, der Schalk, fordert von seinen Studierenden der Landwirtschaft, dass sie die scriptores rei rusticae lesen können, um deductis deducendis so manches als neu Angepriesene in seinem wirklichen Wert zu erkennen. Im ganzen, besonders in den hier nicht referierten Teilen, erkennt man mit einigem Erstaunen dasselbe Hin und Her, dieselben Stimmungen und Grundsätze, die die akademische Diskussion dieser leidigen Frage seit einem Jahrhundert beherrscht haben. Im allgemeinen war es eben auch damals kaum möglich, auf der Universität noch nachträglich nachzuholen, was früher auf diesem Gebiet versäumt war. Über die Lateinfrage vgl. auch den für den Schreiber bezeichnenden Brief Lievens an Parrot v. 11. IX. 17: „Gültige Gründe lasse ich mir gern gefallen, nicht aber ein trotziges Widerstreben gegen Befehle, denen ich sowohl als jeder Dienende sich unterwerfen müssen. Der Soldat und Untertan kennt und ver-

oder eigentlich eine strengere Handhabung der Statuten konnte für eine Weile dem von Klinger drohenden Unheil wehren, das freilich bald danach durch viel schlimmere Missbräuche der Juristen um so schrecklicher ausbrach und eine Gewaltkur, die Absetzung zweier Schuldigen und andere Massnahmen, nötig machte. Diese unwürdigen Vorgänge von Ende 1816 und Anfang 1817 fallen in die letzten Tage der Kuratel Klingers (Rieger II, 606 ff). Aber auch aus Gründen persönlicher Art scheint das Interesse der Mediziner am Latein in der folgenden Zeit mehr entwickelt worden zu sein, was z. T. auf Erdmanns[98]) Einfluss zurückge-

trägt kein „ich werde den Befehl nicht befolgen". Eine solche Sprache hebt alle Ordnung auf und darf nicht geduldet werden. Das Opfer sei noch so schmerzlich, dass dieser oder jener Professor das Latein nicht geläufig zu sprechen verstehen, ist kein gültiger Grund und macht den Befehl weder unnütz noch schädlich" u. s. w. Vgl. die Briefe des Fürsten K. Lieven, Balt. Monatsschrift 37. Jahrgang XLII. Band (1895), 193.

98) Joh. Fr. Erdmann, in Wittenberg 1778 geboren, kam von Kasan, wo er 1815 die Rede de fructibus ex litterarum studio in rem publicam redundantibus fast wie ein Eloquenzprofessor gehalten hatte, 1817 nach D., wo er, abgesehen von einer Unterbrechung (1823—1827 Leibarzt des Königs von Sachsen), bis 1843 blieb. Als Emeritus in der Maingegend lebend, erscheint er mit einer Votivtafel als auswärtiger Gratulant bei M.s 50j. Doktorjubiläum. Gestorben ist er 1846. Er vertrat im Wechsel der Jahre eine bunte Fülle medizinischer Disziplinen, zunächst Physiologie, Therapie, Klinik, dann Materia medica, also Pharmakologie, und Geschichte der Medizin, so wie ja auch Deutsch Gynäkologie und Veterinärmedizin vereinigte, nicht ohne durch diese Kombination dem Witz mannigfache Nahrung zu geben. Erdmanns mir vorliegende Annales scholae clinicae medicae Dorpatensis annorum 1818—1820, Dorpat 1821 zeigen allerdings eine erstaunliche Fertigkeit eleganter Beherrschung des Lateins beim spröden klinischen Stoff. Die Einleitung handelt von der geographischen Lage und den Bewohnern Dorpats, wo er freilich das Embachtal eine collem abruptam, quae mons episcopalis (Domberg) vocatur, bilden lässt. Im übrigen liest sich die Darstellung sehr glatt. Z. B.: Incolitur D. nostrum praecipue a Germanis, Esthonibus et Rossis. Illi sunt partim nobiles, partim muneribus praefecti, partim mercatores, partim opifices. Numerantur tria et quod excurrit milia. Esthonum plebis maximam partem constituentium copia illorum paulo maior est. Ceterum utraque natio e pluribus saeculis inde mixta, matrimoniis iuncta, eadem sacra tenens, nunc hac, nunc illa lingua utens in oppido ipso vix amplius discernitur. Stirpis Rossicae non nisi milites et mercatura aut manuum opera lucrum quaerentes hic reperiuntur; numerus eorum, qui sedem fixam in oppido habent, mille circiter aequat . . . ita ut multitudo in universum hodie octo milia superet . . . Nobiliores vitam satis lautam ab aerumnis liberam agere et aestivali tempore relicto oppido in agris degere solent. Mediae classis incolae nunc largo nunc tenui utuntur victu. Vulgus autem ignaviae et socordiae deditus magna ex parte angustiis premitur et inopia conflictatur; accedit, quod libidini et potui non

hen wird, der, als Arzt, Gelehrter und Weltmann gleich ausgezeichnet, mit M. befreundet war und als Dekan mit Würde den lateinischen Disputationen zu präsidieren wusste. Das Latein handhabte E. schriftlich und mündlich gleich gut. Mit Preller zusammen als Delegierter zum 200j. Jubiläum der Universität Helsingfors 1840 entsandt, wetteiferte er mit jenem bei dieser Gelegenheit in lateinischen Reden, und beide erregten damit stürmische Begeisterung[99]).

Dagegen liess sich der Gynäkologe Deutsch (1804—31) aus triftigen Gründen nicht auf Opponieren bei lateinischen Doktorpromotionen ein, was in Verbindung mit seinem Namen zu zahlreichen studentischen Scherzen Anlass gab. Von dem klass. Philologen Neue sagt der sehr gut unterrichtete solide Gegenfüssler des geschwätzigen Bertram, Martreb (= Nicolai Ancke)[100]): „Er sprach ein klassisches Latein mit bewunderungswürdiger Geläufigkeit. Morgenstern und V. Francke sprachen gleichfalls ein reines Latein, jedoch uterque haesitabat. Erdmanns Latein war sogar fliessender als sein Deutsch, indessen brachten es schon die Themata mit sich, dass es nicht so rein sein konnte, wie das des gründlichen Philologen Neue“ (8).

Die allgemeinen lateinischen Kenntnisse der Studierenden können übrigens nach jetzigen Ansprüchen nicht gar so gering gewesen sein. M. hat öfters Studierende, die ohne ausreichendes Zeugnis ankamen, im Lateinischen geprüft und dabei Stellen aus Cicero pro Archia oder Ruhnkenius Elogium Hemsterhusii

---

pauci indulgeant. Es wird weiter über die Sanitätsverhältnisse und das Klima, über klinische Einrichtungen und Grundsätze gehandelt. Bei den meist armen Kranken der Klinik gibt es einen victus tenuior, einen victus medius und einen victus firmior. Im letzteren Fall gilt: *Ientaculum* sit pisces minores salsi vel butyrum cum pane; *prandium* conficiatur e carnis coctae vel assatae unciis sex et brassica vel ervis vel lentibus vel solani tuberibus; *coena* praeparetur e lacte coagulato, farina aut alica in pultis formam redactis vel tuberibus solani. Den Hauptinhalt bilden Krankengeschichten, die, wie die der hippokrateischen Sammlung, auch dem Nichtmediziner manches kulturhistorisch Interessante vermitteln.

99) Auf diese Reise bezieht sich der von W. Stieda (Sitz.-Ber. der Gel. Estn. Ges. 1926, 88 f) veröffentlichte Brief Prellers an seine Frau von Reval, 28. Juni 1840.

100) Auch dieser pietätvolle Schüler Erdmanns ist ein „eleganter“ Mediziner und zeigt sich mit allen humanistischen Salben wohlversehen. Schon das Motto aus Cicero (Audivi equidem ista de maioribus natu, sed nunquam sum adductus, ut crederem) zeigt es, und das ganze Büchlein bestätigt es.

zur Rückübersetzung ins Lateinische diktiert. Man riskiert das heute höchstens noch bei Philologen. Die gleichen Klagen besagen nichts, wenn die Ansprüche verschieden sind.

Zum Gebrauch des Lateins fand M. auch ausserhalb des speziell akademischen Gebrauchs mannigfache Gelegenheit. Sein Korrespondenzbuch weist zahlreiche lateinische Briefe an ausländische Gelehrte und an Staatsleute, etwa den russ. Unterrichtsminister Grafen Sawadowsky, den livländischen Generalgouverneur Paulucci, auf, auch kleine lateinische Billets [101]) an seine Dorpater Kollegen über ein Rendez-vouz, Entschuldigungen wegen Wegbleibens, Konseilfragen u. ä. m. Bei durchreisenden Gelehrten war Latein häufig die Verständigungssprache, und in Fällen dieser Art versäumt M. nicht, die Komplimente in seinem Tagebuch zu notieren, die man ihm aus diesem Anlass gemacht hatte. Man denke an Wolf, der in Berlin mit dem französischen Generalintendanten Daru in der merkwürdigen Audienz, über die sein Biograph Körte II, 4 ff berichtet, Latein spricht. Höchst merkwürdig war Lebenspraxis und Theorie in dieser Hinsicht bei dem grossen lateinischen Stilisten Ruhnkenius zu Leyden (geb. 1723, gest. 1798). Seine deutsche Muttersprache hatte er verlernt, französisch und holländisch sprach er gleich schlecht, Latein wollte und konnte er im täglichen Umgang nicht sprechen, für den es ihm übrigens zu gut dünkte. Dass auf den deutschen Kathedern in deutscher Sprache vorgetragen wurde, erschien ihm höchst seltsam. Für derartige Zwecke und für die Publikation schien ihm Latein das

101) Wegen Nichtteilnahme an einer Sitzung entschuldigt er sich Nov. 1803 bei dem Rektor Balk in einem lat. Schreiben, äussert seine Ansicht über eine zur Verhandlung kommende Frage und fährt fort: Sed tuum est agere, meum, quem, si parva licet componere magnis, natura et voluntas Attico similiorem fecit quam, Caesari aut Pompeio, suadere. Quae amico scripsi, excusabit Rector. An Rektor Meyer schreibt er, nachdem er ohne Entschuldigung aus einer Konseilsitzung zu einer Musikaufführung entwichen war, als gerade das barbarisch stilisierte Schreiben des Kreisarztes Wilmer verlesen wurde, Dez. 1807: Peccavi, pater optime, rector magnifice. Abii enim, excessi, evasi, erupi. Supplex stabam ad sellam curulem, meditans fugam .... At obmutui, tantum non omnis in lapidem mutatus monstrato capite horrendo Medusae, non Musae Wilmeriano. Aures quidem mox liquefactae cantibus ex Haendelii Messia ad musicam, quae Sirenis instar vocabat, invitabat, inducebat, pelliciebat miserrimum Lectorem. Den bezeichnenden Namen Lector führte M. in dem „ephesinischen" Kollegienzirkel. Man muss bedenken, dass er auch ein unermüdlicher Vorleser in Kollegenkreisen und auf den Edelsitzen Livlands und Estlands war, auch hierin ein Kulturträger.

Einzige, so wollte er geistig fortleben; die Beredsamkeit der Staaten, meinte er, sei durch das Schiessgewehr abgelöst worden, was aber einer zum unmittelbaren Lebensbedürfnis und zur Verständigung rede, sei gleichgültig und gehe niemanden etwas an. M. bespricht diesen merkwürdigen Fall eines Philologen, der die Sprache verlernt hat, öfters. Vgl. auch Körte, a. a. O. I, 318 f.

Weit fruchtbarer als zu der medizinischen Fakultät waren Morgensterns Eloquenzbeziehungen zur juristischen Fakultät, wobei übrigens auch hier die eigentliche Intimität erst in den späteren Jahrzehnten eingetreten zu sein scheint. Schliesslich gehörte der alte Herr fast als einer der Ihrigen zu den juristischen Zirkeln, nahm an den poetischen und lateinischen Festvorbereitungen der Studenten beratenden, freundlichen Anteil und bekam seinen Ehrenplatz an der Tafel. Das von der Juristenfakultät beim 50jährigen Doktorjubiläum überreichte Gratulationsdiplom, dessen Wortlaut wir in den Beilagen mitteilen, ist von meisterhafter Prägnanz in Form und Inhalt, geht übrigens geschickt auf M.s Eigenart ein. Der berühmte, M. intim befreundete Jurist Osenbrüggen ist der Verfasser, und ein zweiter „eleganter Jurist", Otto, der „das Lateinische mit grosser Gewandtheit sprach" (Die deutsche Univ. Dorpat p. 78) und Vertreter des römischen Rechts war (32—58) — Osenbrüggen vertrat in D. Kriminalrecht und Zivilprozess (43—51) —, hielt an M.s Jubiläum die lateinische Festrede neben dem Philologen Neue. Jene tabula gratulatoria konnte sich sogar auf eine juristische Jugendschrift des Gefeierten berufen: Über den Grund der Verbindlichkeit der Verträge. Schon 1790 von dem Studenten verfasst, wurde sie erst 1795 im deutschen Magazin S. 654 ff veröffentlicht. Sie steht durchaus auf naturrechtlicher Basis: „Moral und Naturrecht sind Zweige eines Stammes — des allgemeinen Rechts der Natur, welches alle innerlichen und äusserlichen Rechte und Verbindlichkeiten des Menschen begreift", und ist von dem Verfasser, der hier nur mit der ratio operiert und von Philologie und Geschichte nichts ahnen lässt, später selbst als überholt empfunden worden.

Der tiefere Grund der Neigung Morgensterns zur Jurisprudenz liegt weder in naturrechtlichen noch in rechtshistorischen Interessen, sondern wieder in persönlichen Dingen. Er verrät ihn uns selbst an den Stellen, wo er auf die Vorteile juristischer Studien anlässlich der Vorbildung von Funk und Heyne zu sprechen kommt: Er sah in der Jurisprudenz eine Formenlehre des grossen Lebens der Völ-

ker und Staaten, also ein ähnliches Bildungsmittel wie Reisen, Gesellschaft und bedeutende Männer. Er ist nicht der Ansicht Lichtenbergs und Wolfs, dass die Stallfütterung, die stabularia pabulatio, für den Gelehrten die angemessenste geistige Ernährungsmethode ist. Mit besonderem Eifer hat er von Anfang an die Vorlesungen über römische Staats- und Privataltertümer ausgearbeitet, für die er nach Ausweis seiner Aufzeichnungen auch die juristische Literatur durcharbeitete und in denen er zahlreiche juristische Hörer hatte. Diese Tätigkeit hebt das Diplom der Juristen hervor. Sie blieb dem Emeritus unvergessen, der im Jus, wie ich glaube, letzten Endes auch wieder aus humanistischen Interessen, über die Gedanken der Aufklärung weg zu historischem Denken gelangt war und mit den an Savigny geschulten Juristen gute Freundschaft hielt, die wiederum ihrerseits die Bedeutung der Humaniora für die allgemeine Bildung sehr hoch einschätzten. Eine wohlverdiente Ehrung war es, dass ihm Osenbrüggen zum Jubiläum seine juristisch-philologische Ausgabe von Ciceros Rede pro Sexto Roscio Amerino widmete 1844, aus der, ebenso wie aus seiner schon 1841 erschienenen ähnlich angelegten Ausgabe der Miloniana, noch jetzt sehr viel zu lernen ist. O. kämpfte für etwas, was auch jetzt noch nur ganz unvollkommen erreicht ist[102]), für die Erweckung des Interesses am römischen Recht bei den Philologen. In der Vorrede zur Miloniana lesen wir u. a.: „Nur bittweise schien einigen Philologen ein Besitz daran zugestanden zu werden, und das Interdictum de precario war den Juristen zur Hand. Man sprach von einem juristischen Denken, hielt auch wohl die juristische Terminologie wie ein Gorgonenhaupt vor. Grimm blickt zwar oft dieses Haupt, ein hässliches Zerrbild, aber der Zauber ist zu bannen. Die Philologen liessen sich auf den Kampf nicht ein, sondern hielten sich auf anderen Gebieten ihrer Wissenschaft, und während philologische Meister[103]) einen attischen Prozess schrieben und über die Bona Damnatorum nach attischem Recht, blieb die Mehrzahl ganz unwissend im römischen Prozess und unbekannt mit dem römischen Gerichtswesen, wie die Kommentare zu

102) Für Ciceros Reden vgl. die Bemerkung von Norden, Röm. Literatur (Einl. in die Altertumswissenschaft I, 4[3]) 108.

103) Gemeint ist das später von Lipsius neu bearbeitete Buch von Meier und Schömann „Der attische Prozess", 1824. Meier schrieb de bonis damnatorum 1819.

Ciceros Reden zur Genüge zeigen. . . Wenn es kein leerer Name ist, was sie mit Begeisterung auszusprechen pflegen, dass der Zweck der Philologie kein anderer sei als die Kenntnis des altertümlichen Lebens, der grossen Nationen, auf deren Bildung die der neuen Welt basiert ist, so folgt daraus, dass zur Erkenntnis des römischen Lebens die Kenntnis des römischen Rechts ein Hauptrequisit ist, denn „Rom ist die Welt des Rechts und der Gesetze". . . . Meine Überzeugung ist, dass die Philologie, an deren Konsolidation noch so vieles fehlt, durch römisch-rechtliche Studien ihrer Jünger sehr gewinnen muss, und zu meinen wissenschaftlichen Lebensaufgaben gehört es, mitzuwirken für dieses Ziel. . . ".

Osenbrüggen wurde 1851 zusammen mit V. Hehn aus einem unbedeutenden Anlass — Korrespondenz mit einer Freundin des als Revolutionär berüchtigten Dichters Kinkel — plötzlich verhaftet. Von Petersburg aus schreibt er an M.: „Wunderbare Fügungen werden mich bald übers Meer nach Deutschland bringen . . . Ich gehe ruhig mit der Festigkeit eines Mannes der Zukunft entgegen. Gott hat mir eine schwere Zeit geschickt; es wird zu meinem Heile sein". O. fand, nachdem man ihn als Ausländer über die Grenze abgeschoben hatte, in Zürich einen neuen befriedigenden Wirkungskreis. Von hier aus schreibt er an seinen „väterlichen Freund" M. im März 1852 einen reizenden Brief, voll Sehnsucht nach dem Plauderstündchen an M.s gemütlichen Teetisch. Im übrigen aber blüht ihm jetzt in der von M. bereisten, beschriebenen, ja besungenen Schweiz „aus bittrer Wurzel das Heil auf". Land und Leute, Studenten und Kollegen lassen sich wohl an. Gleichfalls ein politischer Flüchtling ist der Philolog Koechly. „Er hat wohl von allen hiesigen Dozenten den besten Vortrag." „Es ist mir immer ein Bedürfnis gewesen, mit älteren Leuten in Verbindung zu stehen, die ich verehren musste. Ein solcher Mann ist Hottinger." „Einen ausgezeichneten Philologen erhalten wir nächstens an Theodor Mommsen, der zwar in die juristische Fakultät eintreten wird, aber in seinen literärischen Arbeiten bekanntlich mehr als Philolog auftritt oder soll ich sagen als „eleganter Jurist"? Ich war auch einst so etwas von einem eleganten Juristen, aber so wenig, wie in Dorpat, so wenig kann ich hier bei der Beschaffenheit der Lehrfächer, die ich zu vertreten habe, der alten Neigung folgen." Es folgen weitere persönliche Bemerkungen über Kolle-

gen und den Regierungspräsidenten Escher, einen sehr gebildeten Juristen. „Unwillkürlich ziehe ich gewisse Parallelen, wenn ich mit H. Escher zusammenkomme." „Ihre kleinen Taufpaten gedeihen vortrefflich in der Bergluft." Intime Beziehungen freundschaftlicher Art bestanden nach Ausweis der umfangreichen Korrespondenz auch mit einem dritten Juristen, dem gelehrten Handschriftenforschen und Savignyschüler Clossius.

Weit wichtiger noch als diese juristisch orientierten Vorlesungen wurde eine Gruppe von Collegia, die der antiken und modernen Kunst galten. Hier traf die äussere Notwendigkeit des Lehrauftrags, der ja ausser Kunstgeschichte auch Ästhetik von M. verlangte, aufs glücklichste mit seiner Neigung und Begabung zusammen. Von Jugend auf, besonders als Student, hatte er nicht nur durch Anschauung von Kunstwerken, wo immer sie ihm entgegentraten, sondern auch durch eigene Praxis im Zeichnen und sogar Kupferstechen sich gebildet. Übrigens ist er auch auf diesem Gebiet, wie auf so vielen anderen, Wolf gegenüber durchaus selbständig, der die antike Kunst zwar in die Enzyklopädie der Altertumswissenschaft aufgenommen hat, persönlich aber zu ihr kein allzu intimes Verhältnis hatte. So las M. historisch über das ganze Gebiet der bildenden Kunst oder über einzelne Teile, wie Gemmen und Münzen, erläuterte die Bestände des von ihm zusammengebrachten Museums und trug theoretisch die philosophische Grundlegung des Gegenstandes vor; ausserdem war er, was grossen Anklang fand, darauf bedacht, seine Vorlesungen und Übungen, wo sich Gelegenheit dazu bot, durch Vorlegung von Anschauungsmaterial zu beleben und zu begründen.

Sehr gefesselt wurde durch seine Vorlesungen in den 20er Jahren sein späterer Mitarbeiter auf der Bibliothek Anders. „An seine Weitläufigkeit gewöhnte ich mich bald. Seine Gelehrsamkeit war gross, und dabei verstand er in seinem Vortrag so viel Neues und mit so viel Geschmack vorzubringen und durch Vorzeigen grosser archäologischer Kupferwerke anschaulich zu machen, dass ich durch ihn für das klassische Altertum begeistert ward." Sehr ins Gewicht fällt hier auch das Urteil Mercklins, der nach Preller und Stephani 1851 sein Nachfolger wurde, nachdem er sich schon 1841 als Privatdozent für klassische Philologie habilitiert hatte. Er hatte M.s akademische Lehrerstimme 1836 „nur noch eben verhallen gehört", konnte aber aus noch lebendiger Tradi-

tion folgendes berichten: „Unter seinen Vorträgen nahmen die über Ästhetik, Kunstgeschichte und Theorie der bildenden Künste, namentlich der Malerei, das Interesse auch der Nichtphilologen in Anspruch, und seine fruchtbare, überall mit klassischen Beispielen aus der Literatur und bildenden Kunst und womöglich durch die Anschauung lehrende Methode hat auch in weiteren Kreisen den Sinn für das Schöne geweckt und gebildet. Ebenso erinnern sich noch manche seiner Zuhörer der Begeisterung, mit welcher er ihnen Platos unsterbliche Dialoge oder Pindars schwungreiche Siegeslieder oder Horatius lebenskluge Satiren erklärte".

Viktor Hehn bezog 1830 die Universität Dorpat, um bei M. und Neue Philologie zu studieren. Anscheinend sind Äusserungen von ihm über diese seine Lehrer nicht bekannt. So kann man höchstens mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, dass M. ihm, dem Italienkenner und Goetheverehrer, als Persönlichkeit einiges mit auf den Weg gegeben hat.

Seine Vorlesungen über „Ästhetik" hielt M. zuerst nach Snell, arbeitete dann aber einen eigenen Grundriss[104]) aus, der stichwortartig und bibliographisch angelegt ist. Zunächst wird ein „ursprüngliches" Interesse des reinmenschlichen Geistes am Wahren, Guten und Schönen behauptet. Der echte φιλόσοφος sowohl φιλαλήθης als φιλάγαθος und φιλόκαλος. Philosophie des Wahren, Guten, Schönen. Ästhetik: Philosophie des Schönen, der Begriff der Sache, die Geschichte der darauf bezüglichen Bemühungen von den Sophisten bis auf die französischen, englischen, deutschen Theoretiker. Bei der angewandten Ästhetik skizziert M. ausser der bildenden Kunst auch die Poetik, die Musik[105]), den Tanz, die Rhetorik, Stilistik und Deklamation, die Schauspielkunst, den Gartenbau[106]) und die Baukunst. Hier

104) Grundriss einer Einleitung zur Aesthetik. Dorpat 1815.

105) Auch dieser stand er nicht nur rezeptiv geniessend nah, sondern er hatte sich in Danzig im Guitarrespiel geübt und in eigenen Kompositionen versucht.

106) Man sieht, dass Morgensterns Gartenanlagen in Danzig und Dorpat nicht zufällige Liebhabereien darstellen, sondern in seiner Ästhetik wohlverankert sind. Gartenanlagen gelten jener Zeit als Betätigungen künstlerischen Geschmacks. In Wörlitz, Weimar, Gotha und an anderen Orten besichtigt M. Parkanlagen ganz wie Gebilde der Kunst. Die Bedeutung des Gartenbaus für die Kunsttheorie und den Geschmack jener Zeit ersieht man z. B. aus dem Aufsatz „Die Erweckung der Gotik in der deutschen Kunst des späten 18. Jahrh." (Repertorium der Kunstwissenschaft 49 (1928), 75 ff.) von Neumeyer.

konnte er ja fast überall auf das anregendste plaudern durch Beherrschung der gesamten Literatur, durch persönliche Bekanntschaft mit Virtuosen und Künstlern aller Art und aller Nationen und durch persönliche, auf eigenen Versuchen beruhende Erfahrungen. Man wird im übrigen seine Verdienste auf dem Gebiet der künstlerischen Erziehung, abgesehen von unermüdlicher Bearbeitung des Publikums gerade durch Artikel dieser Art, in einer dreifachen Richtung suchen müssen. Erstens war es durch die von ihm begründete Tradition zur Selbstverständlichkeit geworden, dass der Lehrstuhl der klassischen Philologie oder, nach der von ihm endlich erreichten Teilung seines Amtes in zwei Professuren, der eine der beiden, der von ihm selbst versehene, in engster Fühlung mit der Archäologie blieb. Das beweist schon die Liste der Morgensternschen Diadochen, unter denen viele reine Archäologen sind: Preller (38—43), Stephani (46—50), Mercklin (51—64), Schwabe (64—72), Petersen (73—79), Löschcke (79—90), Malmberg (90—07), Felsberg (07—18). Zweitens traten diese Interessen M.s in engste Verbindung und fruchtbarste Wechselwirkung mit den archäologischen Forschungen russischer und baltischer Gelehrter und Reisender und mit der Tätigkeit der in Russland wirkenden deutschen Archäologen. An den Funden in Südrussland bezeugte er auch literarisch seine lebhafte Anteilnahme; mit Köhler in Petersburg ist er, wie wir schon sahen und wie die erhaltenen sehr zahlreichen Briefe K.s an M. beweisen, eng befreundet — einmal, als dieser geneigt ist, seine Stellung aufzugeben, was dann aber nicht zur Ausführung kommt, regt er selbst den Gedanken einer Nachfolge Morgensterns in seinen Funktionen an der Akademie und Eremitage an —, mit dem Balten Stackelberg, dem archäologischen Reisenden, wenigstens gut bekannt [107]). In diesem Zusamenhang hat er Eingang in die History of classical scholarship gefunden, in der Sandys III 390

107) Dass M. auf Stackelberg vor dessen südlichen Reisen Einfluss gewann, also 1805/06, als dieser sich in der Heimat aufhielt, um auf den Wunsch seiner Mutter in Moskau zu studieren, hebt Mercklin 24 hervor, der ihn sogar zu M.s Freunden rechnet. In derselben Richtung geht das sehr gewichtige Zeugnis Gerhards in seinem Nachruf (Hyperboreisch-röm. Stud. für Arch. II 299); der mir allein zugängliche Auszug des Nachrufs im Inland 1853 p. 183 enthält eine Bemerkung dieser Art. Man bedenke, dass M. damals völlig erfüllt war von dem Plan seiner italienischen Reise. In den Jahren 1815/16 notiert M. kurz Begegnungen mit St., Spuren von intimerem Gedankenaustausch der beiden habe ich nicht gefunden.

zwischen den erwähnten Männern, zu denen noch Graef kommt, kurz sagt: while M. of Halle was awakening an interest in Greek art at Dorpat. Mir ist nicht zweifelhaft, dass er, wenn überhaupt, so an anderer Stelle der Geschichte der Philologie, nämlich bei der Geschichte des philologischen Unterrichts und des Humanismus, hier aber eine weit eingehendere Betrachtung verdient.

Drittens kommt in Betracht die Gründung des Kunstmuseums, das ihm Dorpat neben vielen anderen Vermächtnissen noch heute dankt. Ebenso wie bei der Bibliothek, so wusste er auch hier seine überallhin reichenden Beziehungen für Neuerwerbungen, zum Teil zu sehr vorteilhaftem Preis, nutzbar zu machen. Über das finanziell Mögliche gingen freilich die Ansichten des Direktors, der, besonders auf Reisen, zugriff, wo er etwas gefunden zu haben glaubte, und die der Aufsichtsbehörde recht weit auseinander, bei manchem Kauf, den M. freudestrahlend in seinem Reisetagebuch zunächt als gelungen bezeichnet, steht dann am Rand verzeichnet: Wieder rückgängig gemacht. Auch aus Riegers Klingerbiographie ersieht man (II, 582), wie der Kurator sich bewogen fühlte, energisch gegen die Kauflust des reisenden Professors bei dem Rektor Einspruch zu erheben. Der normale Etat betrug 1803 — 1300 Rubel[108]), oder, da Vergleichungen hier mehr sagen, etwa ebensoviel wie für das naturhistorische, zoologische und mineralogische Kabinett, etwa das Gehalt eines ausserordentlichen Dorpater Professors jener Zeit. M. hat der Denkschrift „Die kaiserl. Univ. D. 25 Jahre nach ihrer Gründung 1828" einen offiziellen Bericht über das Museum der Kunst beigegeben. Man sieht, dass der Bestand durch Stiftungen und Gelegenheitskäufe eine gewisse Zufälligkeit aufwies und auch ägyptische und ethnographische Kuriositäten enthielt, letztere durch Geschenke des mit M. befreundeten Weltumseglers Admiral Krusenstern. Im ganzen war besonders die Kupferstichsammlung (496 gebundene Werke neben über 1800 einzelnen Blättern) hervorragend, gut im Stand die Münzsammlung und Daktyliothek, recht bescheiden aber noch die Sammlung der Gipsabgüsse. Alle die genannten Nachfolger haben sich um die Vermehrung der Schätze verdient gemacht, die dann durch die Evakuierung der meisten Bücher und der kostbarsten Gegenstände im Krieg einen

108) Als Grundstock waren 9000 Rubel (= 4 Jahresgehalte eines ordentlichen Professors der ersten Zeit) dotiert worden.

nur schwer wieder auszugleichenden Verlust erlitten haben. Ich verweise auf die Bemerkungen Schwabes in „Dorpat vor 50 Jahren", wonach um 70 herum die jährlichen Mittel, die Schw. reichlich bemessen nennt, 700 Rbl. betrugen, also bei weitem nicht mehr nach der Geldentwertung der napoleonischen Kriege die Höhe der allerersten Zeit erreicht hatten. Schwabe, der die Überführung in die jetzigen Räume durchsetzte und diesen den pompejanischen Wandschmuck — Spassvögel sprachen von einem 5. pompejanischen Stil — gab, erzählt auch (a. a. O. 36) u. a., wie die von ihm beschafften mykenischen Burglöwen zunächst vor der Ankunft ein kaltes Bad im Peipussee nahmen.

Der engen Verbindung mit Kunst und Künstlern zu allen Zeiten seines Lebens verdankt M. es, dass seine Züge durch zahlreiche Künstler uud in verschiedenen Epochen seines Lebensalters aufbewahrt wurden. Es gibt von ihm zwei Pastellbildnisse von Daniel Caffé aus M.s Hallescher Zeit, in Öl gemalt hat ihn 1789 Franz Gareis, dann 1809 sein Freund Gerhard v. Kügelgen (hierüber vgl. Hasse, das Leben G.s v. K. 180, wiedergegeben bei Leo v. K., Gerh. v. K. p. 111), gezeichnet und lithographiert ist er zweimal erhalten, einmal von Kriehuber Wien 1828 (wiedergegeben vor Mercklins Gedächtnisrede), dann von Eduard Hau 1838, Steindruck von Schlater. Derselbe Hau hat ihn auch im gleichen Jahr in Öl gemalt, und schliesslich hat den 80jährigen Timoleon von Neff gemalt. Als Archäolog und verdienter Museumsleiter nahm er endlich Anteil an der im Zusammenhang mit der 1838 gegründeten Gelehrten Estnischen Gesellschaft geförderten Ausgrabungs- und Sammeltätigkeit auf dem Gebiet heimischer Archäologie. Der hier überaus rührige Kruse hat ihm zum 50j. Doktorjubiläum Band I seiner Russischen Altertümer gewidmet.

7. Der akademische Geschäftsmann.

Mit dem Göttinger Heyne hat M. neben manchem anderen gemeinsam das Zersplitternde einer vielseitigen Tätigkeit im Dienste der Universität, das ruhiges, ausgereiftes Schaffen nicht gestattete. Was Heyne einmal an Herder schrieb (am 16. Jan. 1786, zitiert bei Leo, Heyne, Festschrift der Ges. der Wissenschaften zu Göttingen, 1901, S. 224, 2): „Für mich ist alles desultorisch; ich fasele bloss so durch das Leben dahin, von einem zum andern. Indessen es ist mein durch meine Lage deutlich genug bestimmtes Loos, und so müssen alle anderen Betrachtun-

gen schweigen", das hat M. in ähnlicher Form oft von sich bekennen müssen. Trotz der Häufigkeit dieser Äusserungen wäre es grundfalsch und auch letzten Endes nicht in seinem Sinne, von diesen Geschäften nur unter dem Gesichtspunkt der Störung einer eigentlich vorgesetzten Lebensaufgabe zu reden.

In der lebhaften und aufopferungsvollen Beteiligung an den öffentlichen Geschäften sieht M. niemals Pflichten des Amtes, an das der Gehaltsempfänger durch äussere Not gekettet ist, sondern eine Betätigung des Weltmanns, der, äusserlich und innerlich unabhängig, sein Amt auch zur Verfügung stellen kann, wie er selbst es auch bei der Frage der italienischen Reise einmal glaubte tun zu müssen, wenn nämlich seine wichtigsten persönlichen Interessen damit in Konflikt kommen, der jedenfalls aber das natürliche Verlangen hat, über Schreibtisch und Auditorium hinaus an der äusseren Gestaltung der Dinge mitzuwirken [109]). Ohne ein solches Leben scheint ihm sogar eine wirkliche Erkenntnis der alten Welt unmöglich. In der Abwehr einer Verunglimpfung, die Gibbon, der Historiker Roms, erfahren hatte, sagt er in der Rede auf Joh. Müller 1804 (p. 14): „Als ob ein solcher Mann nicht einer unabhängigen Lage bedurft hätte, um mit Musse forschen und komponieren, und äusserer Verhältnisse des Mannes von Stande, um mit Personen auch der höheren Klassen leben, den Ton der feineren Gesellschaft in seinem Werke sicherer treffen und über Staatssachen der Vergangenheit verständiger urteilen zu können". Es ist mir zweifellos, dass seine Beziehungen zur juristischen Fakultät psychologisch dieser Quelle entstammen. Ja es war ihm manchmal zweifelhaft, ob nicht dieses Wirken für die Öffentlichkeit nutzbringender und nach Lage der Dinge angemessener für ihn sei als seine Lehrtätigkeit, so wie er auch sich damit gelegentlich über das ihn stets peinigende Gefühl beruhigte, als philologischer Forscher und Schriftsteller nicht so viel ausgegeben zu haben, als man ehedem wohl von ihm erwartete. Man höre folgende Äusserung: *Parrot sagte einmal, er sehe seinen Beruf als Mitglied der Schulkommission für wichtiger an als seine Professur. So sage ich: Ich sehe meinen Beruf als erster Bibliothekar von Dorpat für wich-*

109) Morgenstern erwähnt in der Rede auf Jaesche auch dessen treue Teilnahme an der Universitätsverwaltung, jedoch mit dem Zusatz: „wiewohl letztere, aufrichtig gesagt, nie seine Liebhaberei war". M. war Dekan 1803, 1810, 1814, 1818, 1820 und 1821.

tiger an. Was konnt' ich hier als Professor der Philologie leisten? Ausser dem Unterricht für die wenigen, meist dürftig vorbereiteten höchstens ein paar gute Ausgaben und Erläuterungsschriften alter Schriftsteller liefern. Aber als erster Bibliothekar der Universität schuf ich ihr eine ausgewählte Bibliothek in allen Fächern, wirkte durch die Wahl der Bücher zum Teil auf die Kultur des Ortes, wo ich lebte . . . (DXXXVI, 97). An anderen Stellen tröstet er sich über den nie zur Ausführung gekommenen Lieblingsplan seiner Jugend, eine grosse Ausgabe des platonischen Staates mit Handschriftenvergleichung und eingehender Erklärung zu schaffen, eben mit seiner Arbeit für die Bibliothek, auf die er mit Recht stolz sein durfte und bei der seine Verdienste immer von allen Seiten anerkannt wurden. Die Verwaltung der Bibliothek behielt er denn auch noch lange nach seiner Emeritur bis zum 1. Juni 39 bei, hätte sie gern auch noch weiter geführt. Ursprünglich wollte er möglichst alles allein machen und drang auf das εἷς κοίρανος ἔστω auch dem Vizebibliothekar gegenüber, dem Historiker Pöschmann, der sich das für gewöhnlich bei seiner etwas ungeregelten Art gern gefallen liess, aber manchmal, wenn er selbst sich, unorientiert, bei Fremden Blössen gegeben hatte, aufbegehrte. Später scheint M., mehr als Geist über den Wassern schwebend, die Hauptarbeit an Anders abgetreten zu haben.

Nachdem derselbe von 26 an auf der Bibliothek tätig war, erfreute er sich des besonderen Wohlwollens Morgensterns. Seine Äusserungen sind als Quelle von Interesse. Man muss dabei natürlich an den schon älter gewordenen M. denken. „Mündliche Verhandlung mit ihm scheute jeder Professor wegen Morgensterns Weitläufigkeit . . , Neue Einrichtungen mit ihm vorher zu besprechen, führte zu nichts, wenn er sie aber unerwartet vorfand und billigte, sagte ich ihm, ich hätte sie in seinem Geiste ausgeführt, was er dann gern hörte." Dass manche sich mit dem umständlichen, feierlichen und altmodischen Herrn gelegentlich einen Scherz erlaubten, ist selbstverständlich. So schlug zur hellen Empörung des Direktors, dessen ganzer Stolz die Statuen waren, mit denen er nach antiker Sitte die Bibliothek geschmückt hatte, der Kanzlist Leibnitz bei einer Besprechung mit dem Kurator Lieven wegen Beschaffung neuen Raumes vor, die „Puppen" hinauszubringen, grün anzustreichen und auf dem Dom aufzustellen.

Übrigens umschwebte selbst dieses subalterne Haupt eine klassische Aureole, insofern sein Träger als junger Bursche in Weimar von dem Geheimrat Goethe einmal eine mörderische Ohrfeige bekommen hatte, und L.s Ausspruch über das rasch umschlagende Dorpater Wetter: „Lieber gar kein Wetter, als so ein Wetter" fand bei der Professorenschaft rasch Aufnahme unter die geflügelten Worte.

Die Weitläufigkeit Morgensterns nach Möglichkeit unschädlich zu machen, ist für den Rektor bei kaiserlichen Besuchen offenbar immer ein besonderes Problem gewesen. Übrigens wusste M. bei solchen Gelegenheiten geschickt Wünsche der Universität und Anregungen zu neuen Professuren anzubringen. Wir fühlen mit ihm den tiefen Schmerz, wenn er durch die Kürze der Zeit oder zu späte Benachrichtigung verhindert wurde, eine durchreisende Grossfürstin über den Dom zu führen. „Als Bibliotheksdirektor wusste er sich im Falle der Not energisch zu nehmen" [110]). Hier haben wir Zeugnisse für M.s Tätigkeit aus einer Zeit, wo er aus Gründen, die später im Zusammenhang zu entwickeln sind, in einer gewissen Distanz zum Leben der Universität steht, ein halb ehrwürdiger, halb komischer Zeuge der grossen Zeit des Anfangs. Dieser Prozess der Mumifizierung ist bei ihm verhältnismässig früh eingetreten. Ich weiss nicht, ob jemand bei Würdigung der besonderen Lage ihn deswegen schelten wird. Jedenfalls muss, wer seine Art in ihrer akademisch-geschäftsmässigen Auswirkung würdigen will, die Jahre der Klingerschen Kuratel, also die Zeit 1802—1817 wählen, wo die Tiraden seiner Weitläufigkeit wirklich klangen und wo seine pathetisch-oratorische Art den Dingen des Alltags Glanz verlieh und den Geschäften der werdenden Universität historisches Relief gab, wo er in Sachen der Würde unerbittlich das Prestige wahrte, im Persönlichen zugleich geschickt unter den streitsüchtigen Parteien vermittelte. Hier gab es viel zu tun. Denn mit Recht berichtet der selbst freilich höchst unverträgliche Balk an Doppelmair, dessen Briefnachlass offenbar nach seinem Tode in die M.sche Sammlung gekommen ist: „Hört der Krieg von aussen auf, so

110) Über die Bibliothek berichtet M. selbst S. 20 ff in dem schon mehrfach erwähnten Foliowerk v. J. 1827 „Die kaiserliche Universität Dorpat", insoweit der Bestand nach Fächern und Handschriften, sowie wertvolle Geschenke, äussere Organisation und Lokalitäten in Betracht kamen.

beginnt der innere. Dies ist leider auch bei uns der Fall" 8. X. 03. Oder: „Ehe nicht irgendein honettes Erdbeben oder Orkan unter uns ausbricht, wird's nicht anders — und alle Phänomene deuten auf die nahe Explosion hin" 6. XII. 03.

So sehen wir denn, wie M. zwischen Balk und seinen medizinischen Kollegen vermittelt, oder wie er mit feierlicher Deklamation das Kopfschütteln der Nachwelt anlässlich der ewigen Stänkereien des boshaften Querulanten Horn (1804—10, Prof. der Kirchengeschichte) beschwört. Nach Rieger II, 598 waren die Erfahrungen mit Horn wesentlich für Klinger der Anlass, sich mehr und mehr von der Universität zurückzuziehen. Horns Personalakten in Verbindung mit den entsprechenden Teilen der Gesamtakten zeigen das Bild eines unablässig die Glieder der Universität und die mit der Entscheidung der Bagatellsachen betrauten Instanzen verklagenden Störenfrieds. Einmal gesteht er selbst, die Übersicht über seine vielen Prozesse verloren zu haben und durch Kollegvorbereitung an der ordnungsgemässen Durchführung verhindert zu sein [111]).

Viel schwieriger und aufregender war die Aufgabe, Freund Parrot einigermassen aus den Situationen herauszubringen, in die dieser sich selbst durch seine Herrscherlaune verstrickt hatte.

Parrot kann zwar gelegentlich schmollen wie ein Weib, aber bei anderer Gelegenheit auch wieder in heroischem Pathos alles aufs Spiel setzen. Ich lese in dem M.schen Manuskriptenband DCXXII ein Votum von P. vom 1. XI. 1806, das schliesst: „Ich schliesse mit der Forderung um Aufrechterhaltung meines

111) Der lustige Balk wendet auf den streitsüchtigen Kirchenvater einmal in einem Votum den Spruch aus seinem „Lieblingsdichter" Horaz an

Iam satis terris nivis atque dirae
grandinis misit pater.

Bei der Absetzung Horns spielte noch der nicht weiter verfolgte und etwas unklare Vorwurf einer procreatio abortus oder eines aborticidium eine gewisse Rolle. Für die Entstehung eines solchen Gerüchtes gibt freilich H. eine ganz harmlose Erklärung. In einer von F. A. Wolf seinerzeit geistvoll interpretierten Stelle der aristotelischen Politik, die er nicht versäumt ausführlich darzulegen, sei er auf das Problem der Abtreibung gestossen, über dessen technische Möglichkeit er sich bei dem anatomischen Kollegen Cichorius, der bei Spassvögeln wohl auch Zechorius hiess, erkundigt habe. Dieser, ein melancholisch-alkoholischer Menschenfeind, habe mit Berufung auf das medizinische Amtsgeheimnis die Auskunft verweigert und um so mehr ein persönliches Interesse des Fragers vermutet, als er, Horn, aus Ironie, nicht im Ernst, ein solches Interesse zuge-

Rechts als gegenwärtiges Mitglied des Tribunals und mit der unwiderruflichen Erklärung, dass, wenn mir dieses Recht geweigert wird, ich weder Befehle noch Verweise noch Depeschen von irgendeiner Art aus dem Tribunal annehmen, noch weniger ihnen nachkommen oder gar je einer Sitzung dieses Gerichts beiwohnen werde. — Es sei Krieg, wenn man denn durchaus Krieg haben will. Ich stehe am Rubikon. Parrot". Der Streit war entstanden im Anschluss an die Behandlung einer Duellangelegenheit mit tödlichem Ausgang. Wir werden gleich sehen, wie M. die Wendungen des Hitzkopfs pariert. Wie bezeichnend ist es, dass M. — und ähnlich übrigens öfters Parrot — an vielen Stellen seiner Vota betont, für die Nachkommen, die nicht wissen, wovon die Rede ist und die dies Blatt im Archiv lesen werden, stehe hier folgende Erinnerung u. s. w.! Teile aus jenem Votum vom 11. Nov. 1806 hat schon Bienemann veröffentlicht (337). Auch hier ist von der Nachwelt die Rede, die die ungeheueren Schwierigkeiten der ersten Zeit erkennen werde, „deren wir Kollegen untereinander wenigstens ebenso viele schufen, als äussere Umstände uns in den Weg warfen". Das Votum bringt zunächst in einem nicht bei B. mitgeteilten Absatz die entschiedene Zurückweisung einiger Parrotschen Andeutungen von Kabale u. s. w., wagt sogar in diesem Zusammenhang ein: Quis ferat Gracchos de seditione querentes? und fordert für jeden das unbedingte Recht, ohne Missdeutung seiner Überzeugung Ausdruck verleihen zu dürfen. „Doch wem sage ich das? Wir alle wissen's, wenn wir ruhig sind. Wir vergessen's in leidenschaftlicher Stimmung. Dieser

geben habe. Nachdem H. noch an zwei weiteren Stellen in Russland gescheitert und über die Grenze abgeschoben war, belästigte er abermals die Universität von Deutschland aus, frecherweise u. a. behauptend, seine Entlassung sei auf die Umtriebe einiger Leute zurückzuführen, deren Töchtern er die Cour gemacht habe, ohne sie, wie erwartet wurde, zu heiraten. In Krauses Personalakten findet sich ein von diesem zu seiner Rechtfertigung gegen Horn hübsch ausgearbeiteter, angeblich historisch getreuer Dialog, ein Bildchen aus einer alten Konseilsitzung. Horn beschwert sich da, manchmal von dem Rektor zur Ruhe vermahnt, bei dem Universitätsbaumeister K. im Privatgespräch über die Faulheit der Bauarbeiter, K. meint, die armen Schlucker mit ihren paar Kopeken Lohn könnten nicht eine so heftige Gestikulation entwickeln, wie die Braten, Wein u. s. w. konjugierenden und deklinierenden Professoren. Im weiteren Verlauf der Debatte bot sich für H. ein Anlass, gegen K. wegen Beleidigung zu klagen, dasselbe Schicksal hatte der vermittelnde Rektor. Im Unterschied zu anderen ähnlichen Bagatellsachen gelang es den Kollegen, in diesem Fall die Sache niederzuschlagen.

sind gerade die am meisten unterworfen, die am wärmsten für das Ganze fühlen, die es am herzlichsten meinen mit der guten Sache." Hieran schliesst sich das Bienemannsche Exzerpt, eine ausgezeichnete, wohlabgewogene Entschuldigung und Rechtfertigung des in seinem gerechten Selbstgefühl gekränkten Freundes. Den Schluss glaube ich um seiner charakteristischen Art willen noch einmal abdrucken zu dürfen: „Fehlte aber doch das schönste Gut bei kollegialischer Tätigkeit nicht länger: Zutrauen für Selbstaufopferung, gegenseitige Dankbarkeit für gemeinschaftliches Verdienst, mit dem Andersdenkenden Friede, mit Gleichfühlenden Freundschaft. Doch letztere wenigstens fehlte nicht ganz. Auch diesen Zug der Lage der Professoren Dorpats müssen die Nachkommen[112]) wissen. Sehr verschieden in ihrer Ansicht, wie auch die diesmaligen Verhandlungen beweisen, und offen, was sie für Wahrheit halten, sich rücksichtslos sagend, blieben mehr als ein Paar in der Hauptsache unwandelbar Freunde im wahren Sinne des Worts. Drum sage ich trotz allen Mängeln unserer Lage gewiss nicht allein: So gut wie in Dorpat wird's Kollegen doch nicht auf allen Universitäten". Andere Vota betreffen die Geschäftsordnung der Sitzungen, die Frage des Fernbleibens, der Diskretion, der Strafen für Verfehlungen dieser Art. I. a. hält M. den Amtseid für ausreichend und ist, wie immer, auf hohes Niveau bedacht und allem an das Subalterne Streifenden abgeneigt. „Ich schweige von den Frauen und Kindern, die vom Männergespräch über dergl. doch so oft etwas mitgehört haben und trotz diesem § noch oft mit anhören werden. . . Vor Prozessen über Klatschereien aber bewahre uns lieber Herre Gott." Köstlich ist es, wenn M. eine lange Klage über entsetzlichen Zeitverlust durch endlose Sitzungen, die die Lehrer der Universität von ihrem eigentlichen Zweck abziehen, so abschliesst, dass er, der als Statutenmacher sich vorwerfen musste, selbst vieles derart verschuldet zu haben, mit Horaz (Ep. II, 1, 219) ausruft:

> Multa quidem nobis facimus mala saepe poëtae,
> Ut vineta egomet caedam mea.

112) Der Präsident des Tribunals, Balk, meint übrigens in seinem Votum zu dieser Berufung auf die Nachwelt: „Ob dies Urteil eben sehr ehrenvoll für uns ausfallen, ob man nicht viele von uns einer Anmassung und eines starken logischen Egoismus beschuldigen werde — darüber mag das Gefühl eines jeden von uns entscheiden". Logischer Egoismus ist in der Tat ein ausgezeichneter Ausdruck. Darf man es nicht mit „Rechthaberei" übersetzen?

Persönliche Angelegenheiten werden diskret, aber doch mit umständlicher Feierlichkeit vorgetragen. Heutzutage müsste jemand auf die Heiterkeit nicht nur besonders boshafter Kollegen gefasst sein, wenn er, wie M. am 19. Februar 1806 an das Konseil, in einem offiziellen Schriftstück begründend schriebe: „weil etwas Unvermeidliches in meinem Schicksal, das mit der Universität nichts zu schaffen hat, meinem Wesen eine Erschütterung gab, der ich mit Mühe nicht unterlag, ob es gleich Jahre lang an Ruhe und Kräften nagte". Die Quelle dieser Schmerzen lag ja nicht in Geldesnot oder Familienschicksal, sondern in einer anderen, heutzutage aktenmässig wohl kaum mehr verwendbaren Richtung. Man fragt gewiss, ob diese Art der Behandlung nicht doch bei nüchternen, oder wenigstens bei den auf der Gegenseite stehenden Persönlichkeiten angegriffen oder belächelt wurde. Dabei ist zunächst zu bemerken, dass sie bei Parrot, Krause, Jaesche u. a. in nur veränderter Nuance wiederkehrt. In einem Fall stichelte allerdings der Mathematiker Pfaff auf den „auf Reisen befindlichen Professoren der Beredsamkeit" und riet in einem sehr langen Votum zu genauerer Prüfung, „ehe man sich auf philosophischen Gemeinplätzen herumtummelt". Lorenz Ewers, der einzige Orthodoxe der theologischen Fakultät, wurde nämlich von seinen aufgeklärten, menschlich ungemein schwierigen Fakultätskollegen in allen Geschäftsangelegenheiten mit so schnöder Übergehung und Zurücksetzung behandelt, dass er schliesslich die Flucht in das Konseil antrat, wobei der rührend gutmütige Mann übrigens noch von allen über eine ganz schlichte Genugtuung hinausgehenden Massnahmen nichts wissen wollte. „Die theologische Fakultät hat nach meiner Überzeugung die Rechte eines ihrer Mitglieder, eines öffentlichen Lehrers der Universität, gekränkt, des gänzlichen Mangels an zarter Schonung eines so würdigen, gelehrten und durch Charaktergüte und Reinheit ungemein seltenen Greises . . . zu geschweigen", so und in ähnlichen Deklamationen erging sich M. in seinem Votum vom 15. Jan. 1808. Pfaff hielt sich an den Abwesenden, aber die Ausführungen Parrots und Krauses zur Sache sind durchaus gleichartig, und selbst der milde Jaesche zeichnet mit Indignation den hier einmal gegen die Orthodoxie angewandten, darum aber nicht minder verabscheuenswerten, alle Geistesfreiheit vernichtenden Despotismus. Er malt sich die Situation aus, in die er selbst einmal etwa als antiquierter kantianischer Kritizist gegenüber einem

unduldsamen, hochnäsigen, neu berufenen Schellingianer geraten könnte.

Doch, um nicht noch mehr alte Hefen aufzurühren, folge nur noch eine Probe.

Der Jurist Koechy, später übrigens wegen des berüchtigten Handels mit juristischen Doktorpromotionen abgesetzt, beklagt sich am 29. III. 07 wegen Unbill, die ihm durch Einquartierung durchziehender Truppen widerfahren sei, und behauptet, als Professor das Recht der Einquartierungsfreiheit unter allen Umständen zu besitzen. Die Darstellung der anscheinend nicht sehr schlimmen Vorfälle ist teils burschikos, teils den russischen Soldaten und dem Dienstpersonal gegenüber verächtlich gehalten. Sein Diener war von einer „verfluchten Bestie" angeblich u. a. „Racker" und „Wurstmacher" genannt worden. Seine Unmöglichkeit die Gesellschaft zu bewirten legt er dem Konseil durch den Satz dar: „Da ich kein Weib, keine Köchin und auch keine Mätresse habe, sondern bloss meinen Bedienten Christian Reinhardt und einen alten, nicht vom Fleck zu bringenden abgelebten Hauskerl, mithin auch keine Haushaltung und keine Speisewirtschaft habe . . ." Köstlich ist es zu sehen, wie M., an dem Koechy kurz vorher in der Dörptschen Zeitung unter dem Vorgeben, Druckfehler[113]) in den bedeutsamen Publikationen des hochwohlgeborenen Eloquenzprofessors zu berichtigen, seinen sehr schalen Witz gerieben hatte, alle Register der Moral und der Rhetorik zieht, um die Würde des Berufs zu schützen. „Für alles hat die Gerechtigkeit bestimmte Grenzen gezogen, auch für kollegialische Verhältnisse." Von K.s Votum meint er, nun auch wieder seinerseits übertreibend: „Es ist der Geist und die

113) Druckfehler spielen in den literarischen Erzeugnissen der ersten Dörptschen Universitätszeit oft eine fatale Rolle. Der Botaniker Ledebour (1811—1838) z. B. präsentierte sich in dem Lektionskatalog einmal als equus statt als eques. M. hielt es für geraten, den Observationes criticae seines Schülers Kühlstedt den Vermerk vorzusetzen: Si quid forte tamen in maculis abstergendis vel mea vel auctoris culpa praetermissum est, quod haud ignoramus quam facile fieri potuerit in re tenui agenda ab operis parum exercitatis atque in urbe, quae alia potius omnia quam huius modi scriptiones prelis suis subiectas unquam vidit, aequos certe arbitros haud inique id laturos non modo spero, sed etiam confido. Auch druckte Herr Grenzius, der auch noch die Dörptsche Zeitung herausgab, für schreib- und drucklustige Professoren, wie M., nicht rasch genug, worüber im Konseil bewegliche Klagen erschallen (vgl. z. B. Akten v. 16. Mai 1813).

Sprache der eines Menschen unwürdigen Menschenverachtung, die sich darin wohlgefällt, sogar in offiziellen Schriften überall von Menschen als von Tieren zu reden u. s. w. u. s. w.; es ist der Geist und die Sprache des rohesten Egoismus bei einem alles Gefühls entblössten, erbarmungslosen Gemüt .... Ich schweige von der Arroganz, dem Hohn, dem unselig kältesten Raffinement mitten unter den Explosionen des Affekts". Bezeichnend übrigens, dass die Kollegen alle ähnlich votierten und die von dem Rektor Meyer dem Konseil vorgeschlagene Entschliessung den Satz enthielt: „Könnten Äusserungen wie diese jemals als Beweise von der Denk- und Handlungsart unseres Korps angesehen werden, so dürfte gänzliche Auflösung desselben die gelindeste Massregel sein, welche wir von der Schonung unseres Monarchen erwarten können". Leute von Morgensterns Neigung, alle Dinge auf die Höhe der loci communes hinaufzuheben, würden heutzutage zum Schrecken eines jeden auf rasche Abwicklung seiner Geschäfte bedachten Gremiums werden. Man muss bei seinen Kollegen jedoch eine ganz andere Denkart voraussetzen, und bei einer sich erst allmählich bildenden Tradition akademischer Tätigkeit und professoraler Lebensführung in dem kleinen Städtchen wird man die Dinge etwas anders beurteilen. Auch hier, wie überall, tritt bei M. die literarische Fundierung ans Licht. Er scheut sich nicht, seinen Kollegen lange Exzerpte aus den Schriften von Brandes und Meiners über akademische Verhältnisse vorzusetzen, was auch für die ziemlich bunt aus aller Herrn Ländern zusammengewehten Begründer akademischer Sitte und Gewohnheit seinen Wert gehabt haben mag.

Durch eine glückliche Fügung, wenn man will, wiederum aus literarisch begründeten Bedingungen heraus, gelangte M. Jahre hindurch zu einem weit über das Gewicht eines einzelnen mit Stimme und Ansehen begabten Mitgliedes hinaus reichenden Einfluss: durch die Tatsache, dass der Kaiser auf Parrots Rat nach Abstreifung der ritterschaftlichen Kuratel Klinger zum Kurator machte, also einen deutschen, nach Russland verschlagenen Dichter. Die Beziehungen Klingers zu Morgenstern sind in der ausgezeichneten Klingerbiographie von Rieger so reichlich erörtert worden, dass ich, zumal es sich um eine überall leicht zugängliche Darstellung handelt, von einer Wiederholung des dort Gesagten Abstand nehmen kann. Der Verfasser hat sich, wie schon Bienemann bei seinem Parrot zu beobachten Gelegen-

heit fand, geradezu erstaunlich auch in die auf Dorpat bezüglichen Teile seiner Aufgabe eingearbeitet, ja eingelebt. Was er über Morgensterns Persönlichkeit und Rolle in Verbindung mit Klinger sagt, wird man, auch auf Grund der Lektüre der Tagebücher, mit ganz geringen, nicht das Wesentliche berührenden Korrekturen gelten lassen können. Rieger hatte einen besonderen Grund sich mit M. zu beschäftigen, da er dessen (übrigens jetzt in der Dorpater Univ.-Bibl. leider nicht mehr vorhandene) Vorarbeiten zu einer Klingerbiographie benutzen konnte. M.s wiederholte Mahnung, Klinger möge doch sein Leben beschreiben, war leider fruchtlos geblieben. Er selbst schreibt (5. III. 15) darüber an M. einmal: „Mein Freund Goethe konnte dies, er hat mit dem Leben ein Spiel getrieben und stellte es uns so plastisch dar, wie es ihm erschienen ist. Die Wirkung der Erscheinungen auf mich war andrer Art, ich habe sie bekämpft, ich glaube sogar, sie besiegt zu haben; aber warum diese Stürme in andern erwecken?“ Übrigens fällt hier auf, dass M. gerade dieselbe Ansicht von Goethes spielerischem Verhältnis zum Leben, das er fast wie einen poetischen Vorwurf sich anzusehen gewöhnt habe, häufig äussert. Auch mag es mit dieser Empfindung zusammenhängen, dass M. in Klingers Romanen im Unterschied zu denen Goethes und Wielands kämpfende, männliche Charaktere fand und wertschätzte. Nach Klingers Tod sah alles in M. den berufenen Biographen. Verband er doch mit intimer persönlicher Kenntnis die gründlichste Belesenheit in seinen Schriften, über die er sich häufig mit dem Autor ausgeprochen hatte, und konnte er doch über Klingers Kuratel, wie sonst wohl niemand, berichten. Aber er kam nicht über jene Vorstudien hinaus, so sehr auch Parrot drängte, den der Plan, wie er M. schrieb, übrigens mehr um des Biographen willen interessierte. Denn nach anfangs sehr vertrauensvollem Briefwechsel zwischen P. und K. war bald zwischen beiden eine kühlere Stimmung herrschend geworden. Wenn freilich Parrot über Klingers Despotismus klagte, „ich hätte beinahe gesagt Roheit“, und, wie er an M. schrieb, mit Bedacht für ihn die Grabschrift wählte

Ingenio magnus,
probitate maior,
vir priscus,

wobei man priscus getrost im Sinne von „streng, beinahe rauh“ interpretieren dürfe, so hätte der lebende Klinger wohl mit reich-

lichen Gegenerinnerungen an Parrots Adresse dienen können. M. wendet in seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen gelegentlich das horazische irasci celer, tamen ut placabilis esset auf Klinger an, berichtet auch Szenen dieser Art aus Klingers Haus, wo er selbst ein gern gesehener Gast und beliebter Plauderer war, Vorkommnisse, die die geschickte Hausfrau rasch zu liquidieren verstand. Diese, eine Russin[114]), mit der der Gatte und die Gäste französisch sprachen, hat auch, so gut es ging, zu vermitteln gesucht, als es anlässlich der von M. projektierten italienischen Reise zu einem schweren Konflikt zwischen Kurator und Professor gekommen war. Wir stellen in den Beilagen über diese tragikomische Angelegenheit einiges Material zusammen. Nach M.s Rückkehr liess man beiderseits das Vergangene vergangen sein, der Verkehr nahm sogar von nun an unverkennbar an selbstverständlicher Herzlichkeit trotz grosser Verschiedenheit der Charaktere zu.

Klingers Beziehungen[115]) zu M. beruhen zum allergeringsten Teil auf den unmittelbaren Anlässen, die die Eloquenzprofessur bot, also etwa auf den ihr obliegenden Berichten über den allgemeinen Zustand der Universität. Hier ist charakteristisch, dass M. es ablehnt, über die Frequenz der Kollegien und über nicht zustande gekommene Vorlesungen zu berichten. Derartiges hat, so meint er, oft ganz zufällige Gründe, und mancher ist ein bedeutender Gelehrter oder geschickter Geschäftsmann, ohne zugleich ein erfolgreicher Lehrer zu sein. Kl. besteht denn auch nicht weiter darauf, hofft aber dringend, bei seinen Besuchen in D. nicht auf Professoren ohne Frequenz zu stossen; in diesem Fall stellt er allerdings Weiterungen in Aussicht. Schon am 10. IV. 03 schreibt Kl. an Parrot: „Grüssen Sie Herrn M. und sagen Sie ihm, dass ich ihn recht gut verstehe und vollkommen erkenne: Salutem Mercuriali et forti viro“ (Rieger III, 253). Für ihn war es ein besonderer Fund, dass sich unter den an die junge Universität berufenen Professoren ein so überaus belesener, mit allen schöngeistigen und weltmännischen Salben wohl ausgestatteter Bibliothekar fand, der ihm über Neuerscheinungen aller Art,

114) Über ihre edle, aber des Schleiers bedürftige Abkunft vgl. Rieger II, 143.

115) Die von Rieger im dritten Band seiner Biographie getroffene Auswahl aus den Briefen Kl.s an M. ist sehr reichlich bemessen. Vielleicht hätten die M.schen Konzepte, die nur ganz spärlich herangezogen sind, mehr verwendet werden können. Einiges dieser Art habe ich bei Gelegenheit angeführt.

Platoübersetzungen, deutsche Klassiker, antike Literatur u. s. w. schnelle Orientierung geben konnte. Überdies zeigte M. gerade für Klingers poetisches Schaffen das grösste Interesse, wovon er ja auch als akademischer Festredner gelegentlich Zeugnis ablegte. Mancherlei hat er im persönlichen Umgang darüber erfahren. Mir fällt folgende Notiz auf: *Entstehung des Plimplamplasko: Hier* (in Gotha) *im Schauspielhaus trat einer zu ihm heran mit einer roten Weste und ledernen Beinkleidern und sagte: Ich bin der Kaufmann. Kl. wollte gerade nach Eisenach (einer Liebschaft halber). Kfm. ritt mit. Als er dort spät zu Hause kam, ging jener im Zimmer umher. „Haben Sie Ihre Keuschheit noch?", fragte er mit sehr bedeutender Miene. „Haben Sie die Ihrige noch?" erwiderte Kl. Am Ende drohte Kl., jenen zum Fenster heraus zu werfen. Vor demselben Kfm. lagen Goethe, Herder, Wieland zu Füssen, so beredt sprach er. Gegen ihn ist Kl.s Satire Pl. geschrieben in einigen Stunden.* (DXCIV, 78). M. W. ist diese Anbahnung des Verkehrs der beiden sonst unbezeugt. Kaufmann ist bekanntlich derjenige, der an Stelle des Titels „Der Wirrwarr", den der Autor gewählt hatte, die Umbenennung „Sturm und Drang" vorschlug, er hat also dieses Schlagwort in die Kulturgeschichte eingeführt. Klinger gab seinen Klatschereien die Hauptschuld an der Verschlechterung seiner Beziehungen zu Goethe, wie er selbst in dem langen Brief an Goethe v. 8. Mai 1814 (publ. von Morgenstern in den Verh. der Darmst. Phil. Vers. 1845, dann bei Rieger III p 160 ff) andeutet. Über das Kraftgenie Kaufmann, den Gottesspürhund und Schwindelapostel, der als frommer Herrnhuter starb, vgl. die Studie von H. Düntzer (Raumers Hist. Taschenbuch X (1859), 107 ff). Über den Plimplamplasko Rieger I, 347 ff. Dass Klinger selbst seine Autorschaft M. gegenüber bestätigt, ist von hohem Interesse.

M. war Klinger auch behilflich bei Veranstaltung der Gesamtausgabe seiner Schriften im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts. So hat er sich der delikaten, im Grunde undankbaren Aufgabe unterzogen, von den Zwillingen, die in zweierlei Gestalt vorlagen, einer älteren, derberen, frischeren Urausgabe v. J. 1775 und einer nicht nur sprachlich, sondern auch dramatisch stark umgearbeiteten Fassung, die in der „Auswahl" 1793 ans Licht getreten war, die abschliessende, auf eklektischer Vermittlung beider Texte beruhende Textgestaltung für die Gesamtausgabe herzustellen.

Bei der Lektüre der älteren Klingerschen Schriften studierte M. auch sonst mit Interesse die Spuren des Sturm und Drang, auch wohl Sprachfehler, „Sommersprossen im hübschen Gesicht". Er war überhaupt gewohnt auf Sprachrichtigkeit zu achten; sein alter Lehrer Funk nicht nur, auch Wolf war auf dem Gebiet der deutschen Sprachrichtigkeit sogar literarisch tätig gewesen, sein anderer akademischer Lehrer Eberhard ist nicht nur als Philosoph, sondern auch als deutscher Synonymiker schriftstellerisch bekannt; durch sein ganzes Leben hindurch achtete M. in den gelesenen Büchern auf ungewöhnliche Ausdrücke, auf *ἅπαξ εἰρημένα*, strich sie an und füllte seine Tagebücher mit derartigen Zusammenstellungen. Offenbar beabsichtigte er damit Materialsammlungen, da er hierbei kritische Bemerkungen über Richtigkeit oder Unrichtigkeit nicht beizufügen pflegte. Bei Kl.s Stil missfiel ihm die rücksichtslose Darstellung des Natürlichen nicht. Er sei eben — im Gegensatz zu Wieland — ganz Mann. Klinger selbst sah offenbar in M. nicht ungern einen Interpreten seiner Werke. Als Sommer 1810 der Rektor Jördens für sein Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von Klinger einen Lebensabriss wünschte und zugleich den Wunsch aussprach, M. möchte eine Charakteristik seiner Werke liefern, übermittelte Kl. (Brief CXVI bei Rieger III) M. diese Bitte, ihm im übrigen die Antwort überlassend. Es ist dieser von grossem Vertrauen zeugende Schritt sogar die erste Anbahnung des alten Verhältnisses nach dem Bruch. Damit kamen M.s Bemühungen in etwas schnelleren Gang, aber geliefert hat auch er Jördens nichts. Ich kenne nur die Publikationen in den Dörptschen Beitr. III S 180—195 und 196—205, sowie die in Merkels Zeitung für Lit. und Kunst 1811 № 27, 28, 29[116]). Rieger, hier gewiss der kompetenteste Beurteiler, der die mir nicht bekannten Manuskripte, von denen jene Publikationen nur einen Auszug darstellen, einsehen konnte, spricht seine Ansicht darüber folgendermassen aus: „Es war Schade darum, dass die liebevollste und am gründlichsten eingehende Studie, die ihren Eindruck auf das Publikum nicht verfehlt hätte, auf diese Art ohne Wirkung verhallte . . . Der Ton

116) Für Klingers Andenken war M. auch auf der Darmstädter Philologenversammlung 1845 tätig, indem er dort neben einigen Erläuterungen den Brief Goethes an Kl. 8. Mai 14 und das oben erwähnte Antwortschreiben Klingers vorlegte. Er fügte noch Wolfs Brief an ihn selbst wegen der Berufung Wolfs nach Charkow hinzu.

ist etwas breit, aber nicht allzu panegyrisch, und bei aller durch das dienstliche Verhältnis gebotenen Zurückhaltung fehlt es nicht an gesunder Kritik; mit früheren Beurteilungen, soweit sie es durch ihre Bedeutung verdienen, setzt sich der Verfasser auseinander und benutzt sie zum Teil; sein eignes Verständnis ist aller Ehren wert, wenn es auch nicht ganz in die Tiefe geht" (512).

Um zu den Fragen der Universitätspolitik überzugehen, so gehörte Kl. ganz offensichtlich zu jenen Naturen, die sich Vertrauten gegenüber bei Gelegenheit kräftig ausschimpfen müssen. Die Aufgabe dieser Vertrauten ist dann, nachdem sie als Kugelfang gedient haben, gewisse Dinge auf sich beruhen zu lassen, anderes aber in diplomatischer Form als Anregung von oben weiterzuleiten. Diese Gaben besass M. im Unterschied zu Parrot, der für solche Aufgaben selbst eine viel zu eigenwillige Natur war, in reichstem Mass. Daher wird er weit mehr als Parrot im Laufe der Jahre zum Mittler zwischen Kurator und Universität. Man wird an vielen Stellen der Konseilprotokolle die Formel finden, dass M. vorträgt, er habe Grund anzunehmen, dass . . . oder vorzuschlagen, dass . . ., wo dann gewöhnlich die Unterstützung durch Parrot und Krause nicht fehlt. So z. B. in der schon erwähnten Frage der Besetzung der historischen Professur mit dem Philologen Struve, wo es gilt, den Bogen gegenüber Kl. nicht zu überspannen (Konseilprotokolle v. 13. Okt. 1813).

Ferner lässt sich beobachten, wie M. im Laufe der Zeit die Gabe gewinnt, bei drohenden Gewittern scheinbare oder wirkliche Massnahmen anzuregen, an denen sich wenigstens zum Teil die Wut des Kurators brechen konnte. So z. B. in dem schon erwähnten Fall des Gebrauchs der lateinischen Sprache durch die Mediziner bei Disputationen und Dissertationen.

Kl. war, wie Goethe bei der Nachricht von seinem Tod zu dem Kanzler Müller sagte, „ein treuer, fester, derber Kerl, wie keiner", damit aber zugleich oft ein Polterer. Eine Kleinigkeit, die aber ein gewisses Licht wirft auf manche Seiten des Universitätslebens, erwähne ich hier umsomehr, als ich hoffe, die Sache etwas klären zu können. Rieger fand in dem Briefwechsel von Kl. und M. Spuren davon, dass M. im Juli 1805 in Petersburg einen Zornesausbruch des Kurators „über einen für uns rätselhaften Zeitungsartikel" auszuhalten hatte, wobei sich Kl. nachträglich wegen seiner Heftigkeit entschuldigte (Rieger II, 578; III,

84). Dieses Rätsel löst sich durch eine Randnotiz M.s in seinem mit schmerzlichen Ergüssen angefüllten Manuskript DCXXV, wo dem in der Frage der italienischen Reise so wenig entgegenkommenden Freund u. a. auch vorgerechnet wird, dass M. ihn in einer bestimmten Sache geschützt hat: Kl. war ausser sich über einen Artikel der Hamb. Ztg., wo dem Publikum mitgeteilt war, der Kaiser habe sich dem Kurator gegenüber gnädig über die Dörptsche Universität geäussert. *Das ist der Parrot, der den Artikel veranlasst hat, rief Kl. Er hatte es allerdings, worüber ich jedoch schwieg.* Es muss sich also um einen jener Artikel handeln, die Parrot durch den Korrespondenten der Universität Doppelmair in deutsche Zeitungen, besonders in die Allg. Lit. Ztg. und die Hamb. Ztg., zu Propagandazwecken einrücken liess. In Doppelmairs Briefnachlass (Morgensterns Manuskripte CCCLII) sind die Entwürfe zu lesen, darunter einer vom 25. Juni 1805, wo es u. a. heisst: „Der General Klinger hat kürzlich diese Universität besucht und soll von dem Zustand derselben den vorteilhaftesten Bericht an S. K. M. abgestattet haben. Man schliesst es besonders aus einer äusserst teilnehmenden Unterhaltung des Monarchen mit dem General Klinger bei einem Diner, zu welchem dieser eingeladen worden war. Auch sagte man hier allgemein, dass dieser vortreffliche Kurator um eine Gehaltserhöhung von 500 R. für jeden Professor, als Entschädigung für den Mangel an freien Quartieren, angehalten habe und sie gewiss erhalten werde". In demselben Ton sind andere Artikel gehalten. Die Absicht liegt nur allzusehr zu Tage, die Plumpheit dieser Diplomatie überrascht allerdings bei einem Parrot. Dass Kl., in dem man vielleicht in der Regierungssphäre den Spiritus regens dieser Indiskretionen sehen konnte und dem doch nur auf dem Umweg über das Ausland etwas suggeriert werden oder mindestens das Rückgrat gestärkt werden sollte, empört war, sagt man sich leicht. Immerhin erscheint sein Ausdruck (Brief an M. bei Rieger III a. a. O.): „Meinen Charakter kann ich um nichts in der Welt abschlachten lassen und mich als einen faden erbärmlichen Menschen dem Publiko präsentiert sehen. So verkannt bin ich noch nie worden u. s. w." reichlich stark. Im Konseil hatte man im Sept. 1805 laut Protokoll Veranlassung, feierlichst von zwei Artikeln abzurücken, die im Hamb. unpol. Korrespondenten Nr. 134 und Nr. 138 erschienen waren und mir unbekannt sind; die Massnahme geht natürlich auf jene Erfahrung M.s zurück.

Niemand wird billigerweise in Klinger dem Kurator den unverfälschten Dichter des Sturm und Drang erwarten dürfen oder sich wundern, dass er sein Amt nicht im Stile seiner Romanhelden geführt hat. Die gereizte Schilderung, die Burdach, der Anatom, in seiner Selbstbiographie von dem verrussten, zum diensttuenden General erstarrten Dichterkurator gegeben hat, ist offenbar ungerecht und durch unangenehme Erfahrungen veranlasst, die der Verfasser mit einer nicht rechtmässig angemeldeten und genehmigten medizinischen Gesellschaft gemacht hatte. Aber bei aller Würdigung der Schwierigkeiten, die Kl. als landfremder Kurator einer im Stil deutscher akademischer Freiheit sich gestaltenden Universität bei seinen Vorgesetzten finden mochte, überrascht doch die Heftigkeit, mit der er grosse und kleine Disziplinarfälle, auch in Briefen an Vertraute, aufnimmt. Morgenstern, nach Anlage und persönlicher Erfahrung doch weit mehr als Kl. allem burschikosen Treiben fremd, wird nicht müde, immer und immer wieder in Schreiben an Kl., an den ausländischen Korrespondenten, in den Votis über Disziplinarangelegenheiten an die Universität u.s.w. hervorzuheben (z. B. Konseilprotokoll vom 31. III. 16; derselbe Gedanke sehr oft), dass der Ton der Studierenden in D. im Durchschnitt weit anständiger und gesitteter sei als an deutschen Hochschulen. Weder der Typus des Renommisten noch der des Stutzers tritt unangenehm hervor. Diese Tatsache bestätigen nach M. auch alle durchreisenden Fremden. In der Tat mochte, wer in Giessen durch nächtliches Gebrüll aus dem Schlaf gescheucht worden war oder in Halle und Jena sich an dem rauhen Burschenton gestossen hatte, in D. wenig Anlass zur Klage finden. Kl. will aber von solchen Vergleichen nichts hören, und allerdings mahnt auch M. mit anderen in Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse Russlands zur Vorsicht.

Von diesen verschiedenen Disziplinarfällen hat kaum einer mehr Staub aufgewirbelt, als der Spalchabersche, der in allen Korrespondenzen der Zeit in ermüdender Breite abgehandelt wird; Spalchaber erscheint auch sonst unter den ritterschaftlich orientierten Gegnern der neuen Gründung. Schmunzelnd berichtet Balk an Doppelmair am 8. Okt. 03 von den verdutzten, erblassenden Gesichtern, die es bei der Verlesung der von Parrot mitgebrachten Statuten gegeben habe, besonders bei der des § 194, wonach alle Arrendatoren der Universitätsgüter als Kläger und Angeklagte der Jurisdiktion der Universität unterstehen; dabei wird Spalcha-

bers Name neben anderen genannt. Dieser war ein emeritierter Beamter, der behauptet hatte, dass anlässlich des Krönungsfestes am 15. Sept. 03 2 Professoren, nämlich Krause und der Professor der russ. Geschichte und Geographie Gaspari, infolge schwerer Betrunkenheit hätten nach Hause getragen werden müssen. Die Studentenschaft, die der Kritiker bei dieser Gelegenheit auch beiläufig bedacht hatte, nahm sich der beleidigten Professoren an und warf jenem, da er zu einer Satisfaktion nicht bereit war, mit einem „Pereat der Verleumder Kollegienrat Spalchaber" Mittags um 12 Uhr die Fenster ein. Hierin lag für einen mit den Verhältnissen auf Deutschlands hohen Schulen vertrauten Akademiker nichts irgendwie Aufregendes. Anders freilich sah die Sache in D. aus. Balk als Rektor wollte die Angelegenheit mit einem Verweis abtun, klagt aber (an Doppelmair 6. XII. 03) darüber, dass ihm einige, besonders Parrot und M., in den rächenden Arm fielen mit der Behauptung, „die Studenten hätten recht getan", was bei den intimen Beziehungen der beiden zu Krause wohl glaublich ist. Die juristische Erledigung des Vorfalls zog sich noch lange hin und bietet hier kein Interesse. Dem, wie immer in solchen Fällen, sehr aufgeregten Kl. gegenüber behauptet M. (22. Febr. 04), obwohl er wiederum den relativ anständigen Ton in D. hervorhebt und die gute Absicht der Studenten in diesem Falle anerkennt, freilich, seine Ansicht sei gewesen, die satisfactio publica verlange eine recht ernstliche, nicht leichte Strafe. „Den nachherigen Sitzungen des Gerichts konnte ich krankheitshalber nicht beiwohnen." Vgl. Rieger II 590 f; III 72 und 285 f.

Wie stürmisch es zuweilen innerhalb dieses akademischen Tribunals, des Obergerichts, zuging, davon haben wir schon eine Probe bekommen.

Die akademische Gerichtsbarkeit wurde M. mehr und mehr leid. Über geheime Verbindungen und studentischen Komment hatte man schon am 27. Dez. 03 von Morgens 9 bis Abends 6 im Universitätsgericht getagt. Trotzdem M. im allgemeinen geneigt ist, studentische Disziplinarfälle nicht allzu tragisch zu nehmen, beobachtet man doch bei ihm, wie bei wohl allen andern, eine gewisse Unsicherheit und ein dunkles Grauen vor irgendwelchen geheimen Verbindungen mit unbekannten Absichten. Der über einen Kommilitonen verhängte Verschiss erregt, gleich peinlich durch Wort und Sache, auch bei ihm helle Entrüstung. Die Polizeigewalt des Rektors aber litt nach M.s Votum

darunter, dass ihm in D. nicht eine wirkliche Polizeitruppe zur Verfügung stand, wie die „Jäger“ dem Göttinger Rektor oder die „Scharwache“ dem Halleschen. Weniger als andere, z. B. Ewers, legte er unter diesen Umständen besonderes Gewicht (vgl. die Konseilprotokolle 8. III. 16 und 31. III. 16) auf die akademische Gerichtsbarkeit, die übrigens auch intra muros zu einer Menge von Verdruss geführt hatte. Diese Ansicht gibt er auch Kl. zu erkennen, so Juni 1815, wo eine Schlägerei auf der Steinbrücke stattgefunden hatte, an der Studenten beteiligt waren. Klinger spricht, wie immer in solchen Fällen furchtbar aufgeregt, aus diesem Anlass sogar von Greueln und glaubt deswegen umsomehr auf einen Besuch M.s in Petersburg rechnen zu können, der wohl gern ihrem Schauplatz einmal den Rücken zukehren werde. Ein kaiserlicher Ukas suspendierte in der Tat nun die polizeiliche Jurisdiktion der Universität, die nicht genügende Gewähr gegen eine Wiederholung solcher Vorgänge zu bieten schien. Die Professoren trugen sich mit dem Gedanken, eine Vorstellung dagegen zu erheben, was M. zum Glück verhinderte, zur Befriedigung Kl.s, der behauptet, eine solche Vorstellung würde er einfach zurückgeschickt haben (24. IV. 16).

Die durch Rubelentwertung recht trostlos gewordenen pekuniären Verhältnisse der letzten Jahre der Klingerschen Kuratel führen schliesslich zu einem Einvernehmen M.s und Kl.s über die Neugestaltung des Etats (Briefe CLXV und CLXVI). Wenigstens wird ein von dem Konseil auf M.s Betreiben gemachter Vorschlag weitergeleitet, ohne freilich zunächst zu einem Erfolg zu führen. Kl.s Urteile über die Dorpater Professoren in dieser Zeit werden immer ironischer. Der Ehrendoktor der philosophischen Fakultät 1815, den ihm M. als Dekan verschafft hat, freut ihn nur um des schönen römischen Lateins und um des Anteils des Vertrauten an der Ehrung willen. Im übrigen meint er mürrisch: „Um Männer, die nie irren können, kann man sich keine Verdienste erwerben“ (15. VIII. 15). Ein Jahr danach heisst es (22. VIII. 16): „Der Gedanke an Sie, Ihre Gesinnungen und Ihre Handlungsweise allein wirft Licht auf das schwarze Gemälde“. An anderen Stellen lässt er wenigstens noch einige Gerechte in Sodom gelten, an die er Mitteilungen weiterzuleiten bittet. „Weiss ich nicht von meinen Universitätsjahren her, dass man unter den Gelehrten oder den höheren Geistern, weil sie sich immer noch für höher halten, als sie sind, die wenigste Billigkeit und Gerechtigkeit zu

erwarten hat? Weiss ich nicht, dass Männer, die auf Teppichen stehen, die die Götter für den Menschen gestickt zu haben scheinen, eben diese Teppiche mit den unreinsten Füssen betreten oder bestampfen?“ So liess er sich denn auch in den letzten Jahren seiner Amtstätigkeit in D. nicht mehr sehen, aus dem übrigens sogar M., der einen Ruf nach Königsberg in die Nachfolge des dortigen Eloquenzprofessors, seines Freundes Ferd. Delbrück, erhalten hatte, abzuscheiden drohte. Dass M. in dieser Zeit äusseren und inneren Verfalls die neue Heimat der alten vorzog und blieb, ist sehr merkwürdig. Ich vermute, der Grund ist darin zu suchen, dass er in dieser Zeit nirgends mehr in Deutschland eine Eloquenzprofessur hätte antreten können, die bei enger Verbindung mit dem Fach der klassischen Philologie eine so zentrale Stellung im akademischen Sonnen- und Sternensystem einnahm, wie das in D. durch seine eigene, im wesentlichen originale Schöpfung erreicht war. Seine eigenen Angaben im Tagebuch und Briefwechsel reden besonders von den unvergleichlich schlechteren Bedingungen für den Kunstunterricht in K. Auch zeigte man ihm in Petersburg nun Entgegenkommen gegenüber dem schon früher geäusserten Wunsch einer zweiten klassisch-philologischen Professur.

Zwei Fälle beleuchten das Zusammenarbeiten M.s und Klingers in eigenartiger Weise, die Schneiderpromotion der juristischen Fakultät und der Fall Hezel. Ungeheuer sind die Aktenmassen über die erstere Angelegenheit, ausser einem besonderen, umfangreichen Faszikel sind die Personalakten der inkriminierten Professoren und die Akten über Studienpläne voll davon. In den Sommerferien 16 hatte nämlich die Juristenfakultät die Abwesenheit der meisten Universitätsmitglieder benutzt, einige des Schleiers bedürftige Promotionen vorzunehmen, darunter die eines in Petersburg bekannten Schneiders Joh. Walter und eines Moskauer Kaufmanns Mich. Weber, der mit dieser Würde das Recht, Leibeigene halten zu dürfen, erwerben wollte. Beide waren übrigens bereits Doctores philosophiae von Erlangens Gnaden. Die Angelegenheit (vgl. Rieger II 608f; kuratorische Erlasse: III, 291 ff, Kl. an M.: III 182 ff), deren Beurteilung Interessenten aus den umfangreichen Akten ziehen mögen, soll hier nur um M.s willen besprochen werden. Dieser hatte, aus den Ferien nach Hause kommend, mit Entsetzen von der Sache gehört und am 19. Aug., seiner Taktik getreu, dem Kurator die erste Nachricht gegeben, der mit ihm in der

Frage der medizinischen Promotionen vertrauensvoll zusammengearbeitet hatte und ihm z. B. am 23. Mai 16 geschrieben hatte: „Wir haben in einem Sinn und Geist gedacht. Alles ist so wahr als recht und dem Geist des Instituts, zu dem wir gehören, angemessen". Die Sache war für M. um so peinlicher, als einer der Schuldigen, der damalige Rektor und Professor des livländischen Provinzialrechts Steltzer, nur durch die heftigsten Bemühungen M.s, der einen alten Bekannten von Halle her unterbringen wollte, gegen den Willen der juristichen Fakultät von Moskau nach Dorpat berufen worden war. Die Zwistigkeiten waren damals so weit gegangen, dass die formelle Frage aufgeworfen wurde, ob die fachlich kompetente Fakultät von dem Konseil überstimmt werden könne, und dass Meyer für die Juristen ausdrücklich jede Verantwortung für die Folgen ablehnte. Es ist dies übrigens m. W. der einzige Fall, bei dem M. in Berufsangelegenheiten einen eklatanten Missgriff beging (vgl. u. a. die Konseilprotokolle vom 13. III. 13). Von dieser Seite der Sache ist übrigens an der Universität selbst, soviel ich sehe, später nicht die Rede gewesen. Meyer war ja selbst bei jener Komödie nicht ganz unschuldig gewesen, wenn er auch im Unterschied zu Steltzer und Koechy, die abgesetzt wurden, glimpflicher davon kam. Nur Klinger schreibt einmal über St. (15. Sept. 16): „Wenn Sie sich noch für ihn interessieren, so geben Sie ihm den Wink dadurch, dass Sie ihm sagen: hier könne nur Wahrheit und gerades Verfahren in etwas ihm helfen. Von dem Publikum wird eben er am meisten angeklagt, er soll Präses gewesen sein bei Walter und des Opponenten Fragen alle beantwortet haben, indem dieser stumm auf dem Katheder gestanden sei" u. s. w. M. aber hatte längst St. in Kleinigkeiten unzuverlässig erfunden und liess ihn nun rücksichtslos fallen. Ich lasse die Einzelheiten des Verfahrens ausser Betracht und führe nur folgende Notiz aus den Tagebüchern an: *Da ich in jener Zeit eines unbeschränkteren Vertrauens des Kurators genoss als jeder andere meiner Kollegen, so suchte ich durch volle, furchtlose Äusserungen der historischen Wahrheit und der eigenen Überzeugung in jener die Ehre der Universität so sehr kompromittierenden Angelegenheit, in ununterbrochener Privatkorrespondenz mit Gl. Klinger und in meinen ausführlichen Votis in den offiziellen Verhandlungen, wodurch ich auf den ganzen Gang der Sache viel Einfluss hatte, jenes Vertrauen nach bestem Wissen und Gewissen ohne alle persönliche Rücksichten zu rechtfertigen, was mir auch, wenigstens*

in Klingers Augen, vollkommen gelang, wie seine Briefe an mich und sein persönliches Betragen gegen mich, als ich im Frühjahr 1817 nach Petersburg kam, beweisen. Die völlige Entscheidung der Sache verzögerte sich aber bis ins Jahr 1817 unter Graf Lievens Kuratel (DXCVI, 238 f). Erwähnt sei nur, dass M. u. a. in einer langen Darlegung die Insinuation der Juristen, auch die philosophische Fakultät habe es bei ihren Promotionen mit den Bestimmungen nicht allzu genau genommen, widerlegte.

Bei dem anderen der erwähnten beiden Fälle handelt es sich um die im Jahre 1809 erschienene Übersetzung des Neuen Testaments von dem Dorpater Professor der exegetischen Theologie Hezel. Nimmt man sie heute zur Hand, so erkennt man, nachdem man sich über das stattliche Subskribentenverzeichnis erlauchter Namen gewundert hat, einen Geistesverwandten Bahrdts. Hatte dieser — recht wunderlich — den Johannesprolog mit dem „Logus" beginnen lassen, so lesen wir bei Hezel: „Das höhere Vernunftwesen war ein Urwesen". Alle herben christlichen Begriffe wie Sünde, Gnade, Busse, Reich Gottes, heiliger Geist sind nach Möglichkeit ins platt Moralische gezogen und ins Biedere hinein verwässert. „Bleibend ist demnach nur christliche Religionskenntnis, christliche Hoffnung und Menschenliebe. Unter diesen dreien muss uns Menschenliebe am wichtigsten sein." Oder: „Mit jenen vernunftgemässen Grundsätzen ists wie mit dem Winde". Manchmal zeigt sich auch die Tendenz zur Verniedlichung. Da „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" zu rauh klingt, so wird gesagt: „Gute Frau, das ist ja meine und nicht deine Sache". Wiederum denkt man an Bahrdt, der das Wunder der Hochzeit zu Kana erklärt hatte, indem er an eine von Christus mitgebrachte und dann nur verdünnte Weinessenz dachte, wenn man die Anmerkungen liest. Die nach der Versuchung zu Jesus tretenden Engel Gottes erklären sich als zufällige Passanten oder als seine ihn suchenden Freunde. Jede aus den Wolken tönende Stimme löst sich als Donner auf, aus dem die Hörenden nur eben die Überzeugung eines göttlichen Willens zogen.

Der Stein gegen Hezel kam ins Rollen durch den Fürsten Golizyn, der als Präsident der Bibelgesellschaft und Chef der Oberverwaltung der geistlichen Angelegenheiten fremder Konfessionen [117]) in jenem Buch „einige Stellen willkürlich ver-

117) Über diese Aufgabe Golizyns ist viel Merkwürdiges zu entnehmen aus dem Buch seines Vertrauten P. von Goetze, Fürst A. Galitzin und seine Zeit, 1882.

ändert und sogar einige Glaubenslehren verworfen" gefunden hatte.

Klingers Eingreifen — Golizyn hatte sich bei dem Minister der Volksaufklärung beschwert — wird unvermeidlich gewesen sein. Weniger verständlilch ist seine auch hier wieder hervortretende Gereiztheit. Klarer ist die Stellungnahme der Dorpater Kollegen Hezels. M. und Parrot haben gewiss gedacht wie Krause, der in seinen Memoiren bemerkt: „Dem Alten, wie so manchem andern, wirbelte es vor den Sinnen bei den von Kindheit an an- und fortgebildeten Begriffen von Geistesfreiheit und Befugnis, nach Wahrheit zu forschen, das Erforschte der Kennerwelt vorzulegen, Tadel, Widerlegung, Weisung, aber nicht Strafe erwarten zu dürfen. . . . Unbegreiflich im Reiche der Meinungen". Man brauoht von dem Briefwechsel Lievens und Parrots nur die eine allein bekannt gewordene Hälfte zu kennen, die Lievensche, um zu verstehen, dass man auch hier in der Frage der theologischen Professuren vollkommen aneinander vorbeiredete. Offenbar hat auch Hezel selbst nie recht verstanden, worum es eigentlich ging. Glaubte er doch, als Kenner des Hebräischen und Griechischen eine begründetere Meinung über den Sinn der Worte der heiligen Schrift zu haben, als irgendein theologischer und philologischer Laie. Der Gedanke, dass man einen Text äusserlich mehr oder weniger richtig übersetzen und dabei doch einen völlig fremden, dem Gedankenkreis der alten Urkunde unangemessenen Ton hineinbringen kann, kommt diesen ungeschichtlichen Kindern der Aufklärung kaum. Man wird ihn auch nicht bei Klingers Äusserungen spüren, die hier kaum mehr als den Bureaukraten verraten. Die ganze Angelegenheit wäre wohl interessant genug, um eine besondere Untersuchung auf Grund der Akten zu rechtfertigen. Ich betone hier nur, dass die Universität zunächst auf Grund der Berichte Hezels und der theologischen Fakultät in sehr würdiger und geschickter Weise Protest erhoben hat. Nicht ohne Humor wird die Befürchtung Golizyns, Hezel halte seine Vorlesungen nach seiner Übersetzung, zurückgewiesen; das sei weder sonst auf theologischen Fakultäten noch in Dorpat üblich, nach einer Übersetzung zu lesen, und Hezel verfüge über genügende Sprachkenntnisse, um den Urtext zu Grunde zu legen. Ferner wird bemerkt, dass das in Leipzig und Dorpat erschienene Buch die irgendwelcher theologischer Ketzereien gewiss nicht verdächtige theologische Fakultät zu Leipzig

als Zensurstelle passiert hat, das Seltsame der Situation, dass ein Mann orthodoxen Glaubens den evangelischen Glauben glaubte schützen zu müssen, wird hervorgehoben, ja es wird das kirchenrechtlich Zulässige eines solchen Eingriffs von Seiten des Oberdirektoriums der fremden Kulte durchaus bestritten. Die Universität ging noch über die Unterlegung der theologischen Fakultät hinaus und protestierte förmlich gegen diese Einmischung in die Lehrfreiheit. Mit Humor wird gefragt, wie denn Golizyn habe durch Vergleich mit anderen Übersetzungen falsche Übersetzungen feststellen können, was sonst kein Rezensent des Buches bemerkt habe, wo doch nach evangelischer Lehre einzig und allein der Urtext der Schrift massgebend sei und jede Übersetzung ein mehr oder weniger gelungener Versuch, ihn wiederzugeben. Was damals das Konseil gewagt hat, dafür nur eine Probe: „Daher nimmt dieses Konseil kraft der Fundationsakte dieser Universität und der Rechte des Protestantismus keinen Anstand, sich bestimmt dahin zu erklären, dass es sich den Verfügungen des Herrn Oberdirektor der geistlichen Angelegenheiten Fürsten Golizyn Durchlaucht nicht unterwerfen wird". Man forderte vielmehr Entscheidung durch den Kaiser (9. Juni 1813). Parrot, der alte Aufklärer, schickt die Akten an Klinger, von dem er kraftvolle Abwehr der Eingriffe Golizyns im Interesse der Universität und des Protestantismus erwartete. Es kam völllg anders: Klinger warnt dringend die Universität in Briefen an Morgenstern. Die Behandlung der Angelegenheit mag politisch ohne weiteres verständlich sein. Den Fürsten Golizyn aber, den Unterrichtsminister Rasumowskij und den Dichterkurator Klinger zum Schutze des positiven evangelischen Christentums in einem Triumvirat vereinigt zu sehen —, es ist doch ein gar zu seltsames Schauspiel, man mag über den theologischen Rationalismus der beiden ersten Jahrzehnte Dorpats im übrigen denken, wie man will. Ich zitiere als charakteristisch Kl. an M. (Brief CXLI bei Rieger): „Diese Sache ist bis jetzt von allen das wichtigste, welches von ihrer Entstehung die U. betraf. Als Sie hier waren, kannte ich Hezels Übersetzung noch gar nicht und kannte nur die Form, mit welcher sie von hier aus behandelt worden war. Jetzt, da ich sie kenne und genau kenne, finde ich, dass diese Übersetzung oder vielmehr Paraphrase dem lutherischen Lehrbegriff völlig zuwider ist, und ich müsste alles Interesse an der U. verloren haben, um ihr nicht meine Ansicht mitzuteilen, wie ich

getan habe. H. E: P. Hezel hat sich als Theolog einer protestantischen U. sehr kompromittiert und die U. mit, wenn sie nur noch einen Schritt um ihn tut. Ihnen sag ich, dass diese Paraphrase völlig auf Arianismus und Sozinianismus oder vielmehr die natürliche Religion hinausgeht und dass alles durch einen mystischen Platonismus soll verdeckt werden, wodurch man ohnedem nichts gewinnt. Ich hoffe, die U. wird meine warnenden Winke verstehen und schätzen, an sich selbst denken und bedenken, was für sie herauskommen würde, wenn diese Sache, nur in ihrer wahren Gestalt, dem Monarchen berichtet würde". Auf diesen undatierten Brief antwortet M. am 27. Dezember 13 nach dem indirekten Referat seines Konzeptbuches: „seinen Brief über die Hezelsche Sache habe ich kurz vor der Sitzung empfangen und in seinem Sinne auf den Gang der Sache eingewirkt, zumal bei Hezel selbst, da die Umstände es rieten; obwohl es ein wesentlicher Nachteil für die Studierenden ist, dass H. die exegetischen Vorlesungen anderen überlassen soll. Solche Möglichkeiten seien ein Hauptgrund, warum ich nie als Studierender mich zur theologischen Fakultät habe bekennen mögen". Damit ist deutlich genug zum Ausdruck gebracht, warum und warum allein M. hier Klingers Sache vertritt, offenbar nicht leichten Herzens. Hezel blieb von nun an auf den Vortrag der orientalischen Sprachen beschränkt. Es war der erste Hieb gegen den theologischen Rationalismus, den der Kurator Lieven später durch völlige Verabschiedung des Sünders (1820) vervollkommnete. Auch war man auf der Hut, dass Hezel nicht etwa als Emeritus unter zweideutiger Flagge seine Kontrebande von neuem einschmuggelte. So verfügte Lieven am 19. Juni 1820 u. a.: „Was indessen das hebräische Exegetikum des Herrn Kollegienrat Hezel betrifft, so habe ich deswegen nicht vorstellen können, weil demselben, wie bekannt, schon als Professor untersagt worden ist, exegetische Vorlesungen zu halten und er, verabschiedet, nicht berechtigt sein konnte, dem zuwider zu handeln, noch weniger aber, eine Remuneration für ein solches Kollegium zu verlangen".

Hezels Wesen zeigt eine bei Aufklärern nicht seltene Naivität in der Abschätzung der Wirkung gewisser Handlungen. Einige Zeit nach seiner Beschränkung in der Lehrtätigkeit, 1816, waren wegen gewisser medizinischer Promotionen jene schon erwähnten üblen Düfte aufgestiegen, die freilich bald nachher

durch die grösseren Skandale der Juristen überboten werden sollten. Da richtete er ganz harmlos an den Minister unter Umgehung der Universität und des Kurators die Anregung, die Promotionsgebühren allen Fakultäten ins Ermessen zu stellen. Zu seinem Unheil war das Unterrichtsministerium gerade in die Hände Golizyns übergegangen, der in ihm so etwas wie einen Antichristen sah. Aus den Akten ersieht man, dass man in Petersburg bei dieser Gelegenheit überhaupt erst erfuhr, dass die Professoren aus dieser Quelle Einkünfte zogen. Auch Kl. scheint in dieser Frage nicht recht im Bilde gewesen zu sein. Hezel erhielt einen Verweis vom Minister, „dass es unverzeihlich sei, den bei einer Fakultät entdeckten Missbrauch auf andre Fakultäten ausdehnen zu wollen", und obendrein einen solchen vom Konseil trotz einer langen Rechtfertigungsschrift des Inkulpaten. Hier setzt H. auseinander, er habe nur das Wohl des Ganzen im Auge gehabt; da manche Fakultäten, wie die theologische, fast ganz leer ausgehen, so halte er den Modus, den er in Giessen vorgefunden habe, wo alle Professoren der Universität an den Honoraren einer Promotion beteiligt seien, für richtig. Dabei habe er aber keine Fakultät in ihren Rechten kürzen wollen, vielmehr halte er eine wesentliche Erhöhung dieser Gebühren für angebracht, wobei er lüsterne Blicke auf manche deutschen Fakultäten wirft, die angeblich 300—400 Taler fordern (Akten über Studienpläne, 12. Sept. und 18. Sept. 16). Ein gewisser guter Glaube bei diesen Aktionen mag ihm zugestanden werden. Da er selbst 1778 zur Hochzeit die Würde eines römisch-kaiserlichen Pfalzgrafen vom Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt erhalten hatte, womit ein persönliches, mir freilich in seinem Umfang nicht ganz klares Promotionsrecht verbunden war, mag er die strenge Selbstzucht, die er sich im allgemeinen anscheinend in D. hierbei auferlegte, schon als ein Opfer zu Gunsten der Allgemeinheit betrachtet haben. Böse Zungen behaupteten, er habe früher die Diplome, das Stück 10 Taler, abgegeben. Durch vielfältige Projekte im Dienste der Zivilisation und Aufklärung in Anspruch genommen, sah er sich unaufhörlich in schwerster Geldverlegenheit. Was lag näher, zumal die Zeiten wahrhaft elende zu nennen waren, als jene noch lange nicht genügend ausgenützte Erwerbsquelle etwas kräftiger sprudeln zu lassen?

So gering in diesen Fragen und überhaupt im einzelnen die Verwandtschaft zwischen M. und Hezel auch war — Hezel ging

offenbar überhaupt in D. meist seine eigenen Wege —, so will ich doch auf eine merkwürdige Parallele aufmerksam machen. In einer (übrigens mit grossem Beifall aufgenommenen) Schrift M.s „Über Rafael Sanzios Verklärung“ (1822) kommt der Verfasser auf die Stelle Matth. 17, 5 zu sprechen. Bezeichnenderweise redet er ungemein oft über Religion, aber fast nie über Bibelstellen. Hier heisst es: „Eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn“. Ganz als ob sich das von selbst verstünde, erläutert uns hier M.: „Die Stimme aus der Wolke u. s. w. deutet, menschlich zu reden, auf ein Gewitter, das prachtvollste Schauspiel der Natur, da auf jeden Fall Menschen wie dem Jakobus, Petrus und Johannes oben auf dem Berge das Göttliche nur in menschlich naher Hülle und in den Formen der wirklichen, wahrlich genug grossen Natur erscheinen konnte“. Man sieht hier, abgesehen von der schöngeistigen Aufmachung, eine für M. wichtige und charakteristische Auffassung angedeutet, dass nämlich das Natürliche, insbesondere die natürliche hohe Würde des Menschen, nicht die Übersteigerung durch das Übernatürliche nötig hat. In der Erklärung der Stelle aber ist er im übrigen mit Hezel einig. Dieser nämlich übersetzt, offenbar, um dem ihm peinlichen Ausdruck „Sohn“ zu entgehen: „Eine Stimme aus der Wolke erklärte ihn für den gottgeliebten hohen Gesandten, für Gottes Liebling“. Wie immer in ähnlichen Fällen, werden wir, um nicht irre zu gehen, durch eine Anmerkung belehrt: „Ein Donnerschlag . . . s c h i e n ihnen die Worte zu sprechen“. Mit der Hezelschen Bibelübersetzung und dem durch sie entfachten Streit, überhaupt mit den Bildern aus der so unbefriedigenden letzten Zeit der Klingerschen Kuratel, stehen wir schon in den Voraussetzungen, die zum Verständnis des folgenden Abschnitts nötig sind. Die glückliche und würdige Durchführung der Untersuchung gegen den Rektor Steltzer liegt schon im wesentlichen in den Händen einer jüngeren neuen Kraft, die hiermit zum erstenmal in einer wichtigen Sache in die Erscheinung tritt. Das ist G u s t a v E w e r s, dessen Name in Verbindung mit dem des Fürsten Lieven für die zweite Epoche im Leben der Universität charakteristisch ist[118]).

118) Erwähnt sei, dass M. zum Gedächtnis des am 13. Febr. 1831 verstorbenen ersten Kurators die akademische Trauerrede hielt. Leider ist, wie so viele andere Urkunden aus demselben Interessengebiet, auch diese Handschrift nicht mehr bei den M.schen Papieren auf der Universitätsbibliothek!

8. Der Umschwung.

„Über den ersten fünfzehn Jahren des Bestehens der Dorpater Universität liegt ein romantischer Zauber, den jede aus jener Zeit erhaltene Zeile, jedes von der Tradition aufbewahrte Wort so frisch und so reich über den Forscher und Freund vergangener Dinge ausgiesst, dass dieser sich bis ins Herz hinein erquickt fühlen muss", sagt Julius Eckardt[119]) schön und richtig in seiner lebendig geschriebenen Skizze „Die Univ. D." (in den Balt. Prov. Russlands 1868, p. 381 ff). „Jener Bund zwischen „Göttern, Menschen und Heroen", über dessen Auflösung die Götter Griechenlands klagen, er schien sich damals in Dorpat zu erneuen, wenn auch nicht Liebesgötter, sondern akademische Musen die Genien waren, um deren Altar man sich scharte.... Selbst der Stifter des neuen Tempels stieg in jenen Kreis herab. Alte Leute erinnern sich noch heute mit Rührung des Frühlingstages (Mai 1804), an welchem Kaiser Alexander unter dem Jubel von Studenten, Professoren und Philistern seinen Einzug über die steinerne Brücke hielt, um sich am Arm des glücklichen Rektors Parrot auf einem Spaziergang zwischen den alten Ruinen und den jungen Blütenbäumen des Dombergs der Schöpfung zu freuen, die er im nordischen Heidelberg gepflanzt hatte."

Dass die Angehörigen jener Epoche selbst wohl recht selten das Gefühl hatten, auf den Inseln der Seligen zu wohnen, wird der Leser dieser Blätter gemerkt haben. Ebenso sahen wir, dass der Ausgang der im wesentlichen mit Klingers Kuratel zusam-

119) Manche Formulierung, ja so manche Angabe des lebendig geschriebenen, höchst lesenswerten Aufsatzes ist freilich anfechtbar, so wenn Parrot ein bescheidener, bloss in seiner Ideenwelt lebender Gelehrter genannt wird und gesagt wird — man denke an Morgensterns und Hezels Fruchtbarkeit —, dass die Produktionen der akademischen Lehrer sich auf wenige Bücher reduzierten, dass die Professoren, insbesondere in ihrem Senat, aus Landeskindern und Einwanderern zusammengewürfelt, brüderlich in fröhlichem Verein zusammen wirkten. Die von dem Verf. mit Liebe an einigen Zügen aufgezeigte patriarchalisch humorvolle genügsame Beschaulichkeit war ganz gewiss nicht für Parrot und M. bezeichnend, überhaupt nicht für die Spitzen; bei dem Vergleich der geistigen und wissenschaftlichen Leistung, der zu Gunsten der folgenden Perioden ausfällt, unterscheidet E. nicht zwischen unbedeutenden Leuten, die in der Anfangszeit den akademischen Purpur durch zufällige Empfehlung erhalten hatten, und Leuten grossen Formats, die, ohne Fachgelehrte im späteren Sinne zu sein, trotzdem, nein, gerade deshalb für das geistige Leben der Hochschule von der grössten Bedeutung waren.

menfallenden „heroischen“ Zeit alles andere, nur nicht „heroisch“ ist. Für den rückwärts schauenden Betrachter allerdings hat, wenn man aufs Ganze und Grosse sieht, jener einheitlich geschlossene Geist der Aufklärung und Humanität, der die massgebenden und besseren Elemente der Professorenschaft in freilich verschiedener Nuancierung beherrscht und mit ihrem Kurator verbindet, etwas Imponierendes. Man mag die weitschweifige Phraseologie in den Reden, die gereizte Empfindlichkeit im persönlichen Verhalten der Parrot und Morgenstern, um nur die beiden charakteristischsten Vertreter zu nennen, belächeln, niemand aber wird sich dem Reiz der hohen Kultur verschliessen, deren Träger jene Menschen sind, die eben in erster Linie Menschen sein wollten und waren. Sie hätten schwerlich zugegeben, dass bei einer Zerstückelung und bei stärkeren Machtansprüchen der einzelnen Gebiete auch nur die einzelne Provinz — Religion, Fach, Moral u. s. w. — gewinnt, so wie Wolf einmal sehr hübsch sagt, wie die Moralsysteme immer vollkommener würden, die Moral aber aus der Welt gehe, so wüssten auch, während die lateinischen Grammatiken immer besser würden, die Knaben immer weniger Latein (Körte I 197). Schon 1810 schreibt Gerhard von Kügelgen an Morgenstern: „Verwunderliche Dinge gehen vor, und noch verwunderlichere scheinen unser zu warten, aber keine erfreulichen. Das gegenwärtige Geschlecht geht unter, um einem künftigen ein froheres Dasein zu gewähren. Weh uns, die wir zu früh oder zu spät geboren sind!“ So ist freilich zu allen Zeiten gesprochen worden, denn die berühmte Übergangszeit ist immer da. Vielleicht hat G. v. Kügelgen den Umschwung etwas früh angesetzt, wenigstens für Dorpat könnte es so scheinen. Aber die vollkommene Umwälzung des geistigen Lebens in der Zeit, die etwa 10 Jahre nach jener Äusserung liegt, ist eine ganz erstaunliche Tatsache. Soviel ich sehe, ist diese für Morgensterns Würdigung geradezu entscheidende Entwicklung von denen, die sich über ihn geäussert haben, nicht beachtet worden, was damit zusammenhängen mag, dass von Mercklin, der allen übrigen die Richtung gewiesen hat, unmöglich eine Erörterung darüber gegeben werden konnte. Mancher dieser Strömungen stand er persönlich viel zu nahe, und naheliegende Rücksichten des akademischen Festredners waren viel zu stark, als dass er gerade diese freilich wichtigsten Dinge hätte vortragen können.

Mir stellt sich die Sache so dar, dass eine völlige Auflösung

jenes Ideals der Universalität sich mit Notwendigkeit ergibt. Sein Inhalt wird sinnlos, da die einzelnen Gebiete sich emanzipieren. An die Stelle des mehrere Wissenschaften vertretenden, mit allen schönen und guten Dingen dilettierenden, geschäftskundigen Weltmanns tritt der Fachgelehrte, dem andererseits ein neuer Typus des akademischen Verwaltungsbeamten entspricht. War die Universität in ihrer ersten Periode zum guten Teil durch Parrots Liebesbriefe und Morgensterns inoffizielle Vermittlertätigkeit gelenkt worden, hatten sich zur Überwindung von Krisen früher oft Parrots moralisches Pathos und M.s Deklamationen geschickt erwiesen, so bildet sich nun eine nüchterne Art der Geschäftsleitung heraus, die in dem 1810 berufenen Professor der russischen Geschichte Gustav Ewers während seines ununterbrochen von 1818 bis 1830 dauernden Rektorats einen vollendeten Ausdruck fand. Dieser hat keineswegs von Anfang an unter seinen Kollegen jene ihm später unbestrittene überragende Stelle eingenommen. Bei seiner ersten öffentlichen Rede notiert M. mit Schrecken in seinem Tagebuch, dass alles aus einem Buch abgeschrieben war, sagt es nur Parrot und Krause, verpflichtet aber diese und sich selbst zum Schweigen. Deutlich spürt man bei der Lektüre der in den Akten niedergelegten Vota, wie Ewers mehr und mehr heranwächst zu jener unbedingt sicheren, Autorität einflössenden Haltung, die alles Kleine ruhig und treu umfasst, ohne im Kleinen zu versinken. Aber der Unterschied greift viel tiefer. Der „loyale Untertan", als der E. in einer Publikation wohl einmal anerkannt zu werden hofft, wäre Parrot und M. nicht in den Sinn oder gar in den Mund gekommen. Aber das ganze Gerüst des geistigen Lebens ist verändert. Das Gewordene, Geschichtliche tritt in sein Recht, das ihm früher so oft durch wohlgemeinte, weit ausgreifende Konstruktionen des Verstandes und der Moral bestritten worden war, Religion und Nationalität lassen sich nicht mehr auflösen in jene kosmopolitische Humanität. Und überraschend klar zeigt es sich, dass die religiös oder ästhetisch begründete Mystik sich völlig abhebt von der bewussten, sich immer in klar begriffenen Formulierungen bewegenden Sentimentalität eines Morgenstern. Die Universität gewinnt, was natürlich war und ihr zum Heil ausschlug, an Stelle des fremden, aus einem Dichter zum militärischen Beamten gewordenen Klinger einen mit den baltischen Landen und der russischen Aristokratie persönlich auf das engste verbundenen Einheimischen,

einen baltischen Edelmann und russischen Offizier zum Kurator; sie wird auch in dem Sinne Landesuniversität, dass der Nachwuchs der Professoren in wachsendem Mass auch aus einheimischen Kräften gestellt wird. Da nun aber niemand mehr glauben kann, dass alles Wertvolle an Religion, Nationalität, Gelehrsamkeit, Moral, Kunst, Leben und Geschäftsführung sich auflösen lässt zu einer höheren Einheit, so fehlt der Eloquenzprofessur jene höhere Weihe, die doch darin lag, dass sie als vox und tuba des ganzen geistigen Organismus die alle Versammelten gemeinsam bewegenden geistigen Kräfte in edler Form am Festtag zum Ausdruck brachte. Der Festredner und Schriftsteller, der fortfährt, dieser neuen, so sehr viel komplizierteren und zerklüfteten Zeit alle Erscheinungen unter Weglassung des „caput mortuum" des allem Menschlichen beigemischten Gemeinen als Emanationen des Wahren, Guten und Schönen zu interpretieren, gerät in Gefahr, zum tönenden Erz und zur klingenden Schelle zu werden. Wir versuchen, diese allgemeine Vorbemerkung durch Einzeldarstellung zu klären, und beginnen mit der Universitätsverwaltung.

A. Universitätsverwaltung.

Der Nachfolger Klingers, der, längst verärgert, am 17. I. 17 sein Amt niederlegte, war der ganz anders geartete Graf Lieven [120]). Zunächst erfuhr mit aller Welt auch M. den Segen einer Neugestaltung der jämmerlich gewordenen äusseren Bedingungen. Die einzige Entschuldigung Steltzers, die M. gewagt hatte, lautete: „Traurig genug, dass . . . physisches Elend so oft zu sittlichem führt" (an Kl. am 4. IX. 16). Als vermögender Mann hatte M. persönlich die Misère nicht allzu lastend gefühlt, er hatte stillschweigend sogar auf das ihm allein von der ritterschaftlichen Kuratel zugestandene Privileg einer Auszahlung des Gehalts in Silberrubeln bei der Umwandlung der Hochschule in eine Reichsanstalt verzichtet. Ein vorausschauender finanzkundiger Freund hatte ihm zu dieser Forderung seinerzeit geraten. Umsomehr hielt er sich für berechtigt, in der Zeit, wo er die am 21. IV. 17 begründete zweite Professur der klassischen Philologie selbst mit versah — die Besetzung mit J. V. Francke erfolgte erst 1820 — und die Angleichung der Gehälter an die tatsächliche ursprüng-

120) Gernet, Die im Jahre 1802 eröffnete U. D. und die Wandlungen in ihrer Verfassung 39 ff, [Neander], Die deutsche U. D. 34 ff, Semel, Die Univ. D. 15 ff, Busch, Der Fürst Karl Lieven, 1846.

liche Summe noch nicht erfolgt war, das Gehalt für beide Professuren anzunehmen. Hand in Hand mit dieser langsam sich vollziehenden Besserung des sachlichen und persönlichen Etats, die auch zu einer Neuregelung der Beamtenverhältnisse auf der Bibliothek führte, ging aber eine einschneidende Neuorientierung des Geistes. Vergebens wird man in M.s Aufzeichnungen eine klare Darstellung davon suchen. Er notiert sogar anscheinend harmlos Unterhaltungen, auch religiösen Inhalts, mit Lieven, leider ohne nähere Angaben, doch reden schon L.s Briefe an M. eine deutliche Sprache. Diese eigentümliche Verbindung von bureaukratischer Bevormundung mit salbungsvoller, durch Bibelsprüche gestützter Frömmigkeit berührt ungemein seltsam, wenn man jene überaus leicht gereizten, sehr empfindlichen Professoren der ersten Zeit bedenkt, die über viel geringere Dinge ganz aus dem Häuschen zu geraten pflegten. Selbst mit dem Glückwunsch zur Vermählung verbindet L., der immer den Amtsschimmel reitet, den Hinweis auf einige unbedeutende Defekte auf der Bibliothek, nicht ohne auf die Haftpflicht des Direktors aufmerksam zu machen und hämisch die Aussicht auf einen Katalog gar nicht vorhandener Bücher an die Wand zu malen. Der durch Beobachter gut bediente L. redet zu M. oft nur scheinbar ins allgemeine, so wenn er dem Adressaten von der christlichen Demut erzählt, die statt an vergangenes Verdienst lieber an das noch zu Leistende denkt. Neben der Eitelkeit streift er noch einen anderen Fehler M.s recht deutlich, wenn er bei guten Wünschen für den philologischen Unterricht auch die Vermeidung jeder unnützen Weitschweifigkeit erhofft. Wenn M. seinen Abscheu über die Ermordung Kotzebues, mit dem er persönlichen Umgang gepflogen hatte, äussert und — offenbar absichtlich nach jener bei Kl. so oft erprobten Praxis des Zuvorkommens und Parierens drohender Massnahmen — nur von dem einzelnen Mörder redet, so korrigiert ihn L. durch die Belehrung, dass der wahre Schuldige nicht der einzelne Täter ist, sondern der moderne raisonierende Unsinn, wie er jetzt auf Universitäten sein Unwesen treibt. Abermals werden Bibelsprüche ins Feld geführt[121]). Selbst

121) Der Kaiser begnügte sich im Anschluss an dieses Ereignis, statt weitergehenden Einflüsterungen Gehör zu schenken, damit, die Eltern der in Jena, Heidelberg, Giessen und Würzburg, also an den verrufensten Plätzen, studierenden Söhne zu deren Rückberufung vertraulich auffordern zu lassen. Buchholtz, Ernst von Bergmann 84.

Lievens Witz ist etwas säuerlich, und man glaubt oft den grinsenden Bureaukraten aus dem Papier heraus zu sehen. So z. B. in einem Fall, wo M. im alten Stil sich für die Berufung eines Juristen eingesetzt und das diesen empfehlende Schreiben der im Baltenland als Egeria bekannten Elise von der Recke beigelegt hatte. Die Antwort lautete u. a.: „Die süssen Pfeile scheinen doch meinen lieben Ästhetiker getroffen zu haben. Ei, ei, junger Ehemann! Lassen Sie Ihre liebenswürdige junge Gattin ja keine solche Reizbarkeit gegen andere Huldinnen gewahr werden. Freilich ist ein solches Briefchen von Elisa, der gefeierten Muse der Dichter und schönen Geister, ein gefährlicher Pfeil für ein so ästhetisch gebildetes Gemüt, der nur an einem so prosaischen Menschen, wie ich bin, wirkungslos abprallen kann". Eine von M. beabsichtigte Buchwidmung verbat er sich und dankte ihm für die Absicht und für die Bereitwilligkeit, ihn gefälligst damit zu verschonen. Schweigen mussten die leuchtenden Brüder der Aufklärung auch zu den Gewaltmassnahmen, mit denen die rationalistischen Theologen um Kopf und Kragen gebracht wurden. Dabei entnehme ich dem Briefwechsel zwischen Parrot und M. aus dieser Zeit, dass zeitweilig sogar die Gefahr drohte, dass die noch vakante zweite philologische Professur mit Böhlendorff besetzt wurde, der durch seine mit frivolen Witzen gespickten theologischen Vorlesungen in üblen Geruch gekommen war und dem auf Grund der von Studenten nachgeschriebenen Hefte nachspioniert wurde. Anders erzählt als Probe seiner Art eine Imitation des auf dem Esel reitenden Bileam durch Fingergestikulation. Immerhin wusste dieser räudige Sünder durch Weltklugheit seine Entlassung bis 1823 hinauszuschieben. Zu jener beabsichtigten Säkularisierung dieses ersten Vertreters der praktischen Theologie ist es nicht gekommen.

Warum die Universität gerade M. die Aufgabe eine Biographie des Rektors Ewers zu schreiben übertragen hat, ist mir nicht bekannt. Die Theologen der Lievenschen Ära, Sartorius, der auf Ewers eine ergreifende Grabrede gehalten hat, oder Busch, wären dieser Aufgabe doch in ganz anderem Masse gerecht geworden, als M., der sein, Parrots und Klingers Erbe doch in einem ihm im Grunde fremden Geist verwaltet sah, zu dessen Dolmetscher er nicht berufen sein konnte. Die Biographie hat er auch niemals geschrieben, ein Konvolut Ewersiana (DCIX) enthält nur eine knappe Lebensskizze und einige Nekrologe, also nichts, was auch nur auf Vorarbeiten

schliessen lässt. Grösseren literarischen Aufgaben gegenüber erwies er sich ja ohnehin durch vielfältige Verzettelung in Geschäften und schöngeistigem Kleinkram als ein rechter Omniincipides Nihilabsolvides; so kam auch die ihn wirklich rufende Klingerbiographie nicht über jene Studien hinaus, die Rieger dankbar benutzt hat. Immerhin ist der Auftrag und die freilich getäuschte Erwartung (vgl Busch, Lieven 90) charakteristisch: M. kann doch unmöglich als Gegner und Antipode jener durch die Namen Ewers und Lieven gekennzeichneten, äusserlich höchst erfolgreichen und innerlich durch ein ganz bestimmtes, von der Welt Parrots, Klingers und M.s freilich himmelweit verschiedenes Ethos ausgezeichneten Epoche gegolten haben. M.s Privatleben war gewiss nicht derart, dass ein regimen morum ihm hätte gefährlich werden können, wie es gleich bei Beginn der Lievenschen Kuratel über den Mediziner Balk hereinbrach. Dieser stand, wiewohl bereits Grosspapa, längst in dem Ruf, wohlgebauten Patientinnen und anderen Damen ein mehr als nur medizinisches Interesse zu widmen. Mit seiner Absetzung wurde eine Säule der Gründungszeit, der secundus rector, gefällt[122]).

M.s Fächer waren, so zahlreich sie auch waren, doch im ganzen zu neutral, als dass ihm Zäume bei ihrer Vertretung hätten angelegt werden müssen. Der stille Jaesche aber sah sich nun bei der Verkündigung der Weltweisheit allerdings behindert, wovon der Nachhall in M.s Leichenrede auf ihn deutlich vernehmbar wird.

Das Janusgesicht der Lievenschen Verwaltung bekam ebenso

122) Am 30. April 1817 erscheint Lieven im Konseil, bemerkt — laut Protokoll — den gleichfalls erschienenen Balk und fordert ihn auf, „da er von seinem Wandel viel Nachteiliges erfahren", was er zur Sprache zu bringen gedächte, sich zu entfernen. Ein vernichtendes schriftliches Gutachten erstattete dann auf Aufforderung der Kliniker Styx über die Moralität des Kollegen, dessen Ruf u. a. auch durch die Bekundungen der klinischen Hebamme stark erschüttert wurde. Natürlich lässt sich auch Krause in seinen Memoiren Balks Skandala nicht entgehen. Übrigens sorgte Morgenstern für eine versöhnliche Schlussformel, in der die Universität bedauerte, sich von einem besonders im Anfang hochverdienten Mitglied in dieser Weise trennen zu müssen. Mit Styx lebte Balk, der gelegentlich auch wegen freier, übrigens ziemlich harmloser Äusserungen in der „Musse" Anlass zu Beschwerden bot, seit langem in Zwist. Nur das wohlgelungene altdörptsche Witzwort, die medizinische Fakultät habe den Weg zur Unterwelt erleichtert, indem sie einen Balken über den Styx gelegt habe, vereinigt sie friedfertig miteinander.

wie M. auch Krause zu sehen. Sept. 1817 wird ihm in Anbetracht seiner grossen Verdienste um die Gebäude der Universität eine Kronarrende in Form eines Landgütchens auf 12 Jahre verliehen. Die Personalakten K.s bekunden unmittelbar nachher ein besonderes Interesse Lievens an den Gründen seines Fernbleibens von den Sitzungen: daran war bei ihm das verfluchte Zipperlein schuld; als Genossen der Sünde am Gemeinwohl hatte er den alten, etwas kindischen Lorenz Ewers und den längst an allen offiziellen Dingen der Universität verärgerten Hezel. Ebenso wurde auch unter Lieven nun strenger kontrolliert, ob alle richtig angefangen, richtig geschlossen und nicht unterwegs Vorlesungen hatten ausfallen lassen. Darüber gibt es eine Verfügung Lievens vom 19. Januar 1820. Für M.s Art bezeichnend ist, dass er nicht selten die Ferien mit Geschäften und Geschäftchen hinzieht und dann am Ende das Bedürfnis zu einer kleinen Reise spürt. Dann bittet er wohl mit feierlich umständlicher Begründung um einen kurzen Urlaub. Es geht nicht mehr an, dass man auf eigene Faust später mit den Vorlesungen anfängt, widrigenfalls muss man, um für die verlorenen Tage nicht einen Abzug am Gehalt zu erleiden, wenigstens nachträglich ärztliche Testimonia einreichen. Zweimal unter Lieven, 1822 und 1824, wird von den Professoren über etwaige Beziehungen zu Freimaurerlogen Bericht eingefordert, wobei dann M. gestehen muss, dass er am Ende seines Halleschen Aufenthalts (wie übrigens auch Wolf, Körte I, 125 f) der dortigen Loge zu den drei Degen „im zweiten Grad" angehört, in Berlin einmal als Gast in der Loge Royal York war, im übrigen aber nie irgendwelche Beziehung zu einer geheimen Gesellschaft unterhalten hat.

Parrot wurde bekanntlich nach der Rückkehr des Kaisers (2. XII. 15) nicht mehr von seinem Freund, der inzwischen den Einfluss der Egeria = Baronin Krüdener erfahren hatte und sich mehr und mehr dem Banne der Gedanken von der heiligen Allianz hingab, empfangen. Briefe und Projekte, in alter Weise vorgebracht, finden kein Echo mehr. Als er — merkwürdig genug — einmal den Grafen Lieven als Mittler anruft, spricht dieser von einer „genialen Irregularität", die man einem Gelehrten zuweilen zugute halte, einem Kurator aber, von dem man Geschäftskenntnis verlange, nie verzeihen werde. Die Briefe L.s an Parrot, von Bienemann Balt. Monatsschrift XLII publiziert, sind von hohem Interesse. Er betet geradezu für P.s Seele: „O Jesus

Christus! Du ewige Liebe! Öffne diesem Mann, der so lieben kann, die Augen . . . Rufe ihn noch in der eilften Stunde in Deinen Weinberg, aus dem Letzten wird er schnell der Erste werden" (25. IX. 17). Oder er stiftet aus Privatmitteln 150 Rubel zu einem Zaun um die Kegelbahn auf dem Domberge für die Studierenden, „die ich — N. B. wenn sie artig, sittig und ordentlich sind — wie meine Kinder liebe", wobei er dieses nicht mehr zu verhindernde Etablissement offenbar so ansieht, als ob es sich um eine des Schleiers bedürftige Badeanstalt handle. Viel ist die Rede von Sonntag und Böhlendorff. Von letzterem gilt: „Religion ist nicht Wissenschaft allein, nicht Kopfsache bloss, kein blosses Moralsystem, das man auswendig lernt und darnach handelt. Es ist vorzüglich Sache des Herzens, des Glaubens, heiliger Gefühle und Gesinnungen, die man nicht erlernt, die nur erbetet werden können, die nur durch ein vom Heiligen entzündetes und durchdrungenes Gemüt in einem anderen geweckt werden können. . . Kann aber jemand etwas entzünden, wenn er selbst kein Feuer hat, ja wenn er gerade dies Feuer verschmähet und verlacht, weil er keine Ahnung davon hat?" [123]).

Parrot und Morgenstern hatten gelebt und gewirkt im unbedingten, frohen Glauben an die grossen und edlen Regungen im Menschen, das sursum corda auch für den Alltag predigend. Die Schulen mit Misstrauen in die Absichten der Untertanen zu überwachen, wäre ihnen ein Frevel erschienen. Parrot hat in der Schulkommission ausgehalten, bis es einfach unmöglich war. Sein Abschiedsbrief vom 11. Okt. 1821 ist zu einem erschütternden Dokument geworden: „Ich habe alle Aemter bei der Universität bekleidet, in allen Behörden mitgearbeitet, aber nirgends tat ich es mit so frohem, immer zufriedenem Gemüt, als eben in der Schulkommission". Nicht „aus Überdruss, Trägheit oder Leichtsinn" legt er nun das Amt nieder, sondern „aus der festen, gereiften Überzeugung, dass ich nicht mehr hierher passe". „Wo das Gesetzliche nicht mit Liberalität und echten Schulwesensinn sich paart", ist kein Platz für ihn, und er hält nichts von dem Geist des Misstrauens, der ja „dem Schwindler doch nicht beizukommen" vermag. Von anderen Geschäften hatte sich P. schon früher zurückgezogen, am frühesten überhaupt formell bei Berück-

123) Das sehr panegyrische Bild Lievens bei Busch wird gut ergänzt durch die Schilderungen von Goetze in seinem Buch über Golizyn 1882.

sichtigung seiner frühen Ernennung möglichen Termin lässt er sich emeritieren (Ende 1825), um fortan in Petersburg als Akademiker zu leben. Dass er sich an Alexanders Nachfolger Nikolaus I wieder mit beratenden Sendschreiben von unerhörter Kühnheit gelegentlich wendet, die freilich kaum irgendwie auf den Gang der Dinge eingewirkt haben, sei nur kurz erwähnt.

So wenig wie Parrot oder irgend einer der Veteranen hat M. umgelernt. Für eine Rolle, wie er sie als Mittler zwischen Universität und Kurator bei Klinger lange gespielt hatte, war natürlich für ihn jetzt kein Raum mehr. Es kommt nun jene Zeit, wo er sich mehr und mehr in seinem schöngeistigen Aposteltum gefällt, nach allen Seiten hin korrekte oder gar liebenswürdige Beziehungen wahrt, aber den Dingen, die er nicht ändern kann, ihren Lauf lässt. Der Universitätspolitik scheint er wie einem Schattenspiel zuzusehen. Auf Lieven, der 28—33 Unterrichtsminister ist, folgt als Kurator nach Baron v. d. Pahlen (28—35) der Soldat Kraffström (35—54). Anders erzählt neben andern Aussprüchen und Anekdoten („Er übernähme die Revision eines Regiments in drei Tagen, und ich wollte zur Revision der Bibliothek ein ganzes Jahr beanspruchen!") auch, dass die von M. für die grosse Dombrücke („Engelsbrücke") vorgeschlagene Inschrift Otio et Musis sacrum, die auf die wissenschaftlichen Institute des Doms gemünzt war, sich die dem Geiste der K.schen Reglementierung angemessenere Fassung Otium reficit vires gefallen lassen musste. Übrigens waren M.s Beziehungen zu K., der trotz Krankheit persönlich zum 50jährigen Doktorjubiläum erschien, offenbar herzlicher als zu L. Ein reger Briefwechsel und häufiger Gedankenaustausch verband M. aber mit Lievens Nachfolger im Unterrichtsministerium, dem hochgebildeten, mit Goethe befreundeten Grafen Uwarow (33—49), der als philologischer Schriftsteller u. a. über Nonnos und die eleusinischen Mysterien hervorgetreten ist (Sandys a. a. O. III 389). Wie er sich mit den universitätspolitischen Tendenzen Kraffströms und Uwarows abgefunden hat (über den letzteren eine Beurteilung vom baltischen Standpunkt aus bei [Neander] 43 ff), vermag ich nicht zu sagen, so gespannt auch die Atmosphäre häufig in seiner unmittelbaren Nähe war. Sein Nachfolger Preller legte 1843 sein Amt nieder, nicht ohne Zusammenhang mit dem Verfahren gegen Ulmann und Volkmann (Ende 42), unter dem Kurator Kraffström und Unterrichts-

minister Uwarow[124]). Dann kommt das langjährige Rektorat des in schwerer Zeit äusserst klug waltenden Neue[125]), von dessen grossen administrativen Gaben wohl nur sehr wenige Leser seiner noch jetzt überall benutzten Formenlehre der lateinischen Sprache etwas wissen. Und schliesslich erfolgt 1850 die Arretierung und Abschiebung seines intimen Freundes, des Juristen Osenbrüggen. Wie mag der alte Emeritus seinen persönlichen Kurs gesteuert haben in einer Zeit, deren Ideen und Tendenzen ihm längst, im Grunde seit Lievens Amtsantritt, ganz fremd geworden waren? In der sonst ganz rückwärts gerichteten, der Erinnerung geweihten Rede beim Doktorjubiläum fällt am Schlussglückwunsch für Dorpats Hochschule die Wendung auf: „immer fester wurzelnd im dankbaren Boden dieses deutschen Landes". Die natürlich gegen Osten gerichtete Betonung des deutschen Charakters des Landes berührt bei M. immerhin seltsam und zeigt — wie viel oder wie wenig Bedeutung ihr nach dem Willen des Redners auch zukommen mag — doch die völlig veränderten Verhältnisse. Der junge M. hatte etwa so sich ausgedrückt: „Möge Dorpat ewig ein Erdenfleck bleiben, auf dem das Auge des Menschenfreundes mit Wohlgefallen ruht". Und jene Verwurzelung im baltischen Boden, die M. freilich längst persönlich an sich erlebt

124) Preller selbst sagt in seiner Erinnerungsschrift auf seinen Freund C. O. von Madai, der gleichfalls im Zusammenhang mit jenen Vorgängen freiwillig sein Amt niederlegte (S. 25 Anm.), er, Preller, sei „infolge derselben Vorgänge samt anderen Chikanen und eines totalen Überdrusses an der ganzen Situation" gegangen. Aus dem von Stieda publizierten Tagebuch Prellers (Balt. Monatsschrift 1927 (58. Jahrg.), Sept. u. Okt.) ersieht man jetzt genauer, dass es sich um einen an sich unbedeutenden Konflikt mit einem Studenten handelte, bei dem Preller nicht in würdiger Weise von der Behörde unterstützt wurde. Als er danach einen einjährigen Urlaub erbat, aber nur einen solchen für 4 Monate erhielt, reichte er seinen Abschied ein.

125) Dass M. an den von 1833—35 u. a. auch von Neue herausgegebenen Dorpater Jahrbüchern für Litteratur, Statistik und Kunst eifrigst mitarbeitete, besonders mit Berichten über seine Bibliothek und sein Museum, aber auch mit solchen über Petersburger Kunstschätze, mag immerhin erwähnt werden, da jene freilich bald eingehenden Jahrbücher die ausgesprochene Tendenz hatten, zwischen der aufstrebenden Welt des Ostens und der abendländischen Kultur zu vermitteln. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, dass er irgendwie der durch Neue, mit dem er übrigens in angenehmen Beziehungen lebte, repräsentierten Vermittlungspolitik nahe gestanden hat. Neue war Rektor 36—38, 43—46, 47—50, zuletzt nicht durch Wahl, sondern durch „allerhöchste Ernennung". [Beise], Die kaiserl. Univ. D. während der ersten 50 Jahre, 1853, S. 139. Über M.s 50j. Doktorjubiläum siehe den Bericht im Inland 1844 Nr. 19, ausserdem [Beise] 148.

hatte, war ja gerade durch Lieven und seine Ära erreicht worden, deren grosse Erfolge nicht zuletzt dadurch bedingt waren. Im Anfang sind, wie der Kurator Klinger, so auch alle hervortretenden Mitglieder der Universität — den Juristen Müthel etwa ausgenommen — Landfremde, ein Gesichtpunkt, der in vielfacher Beziehung von Bedeutung ist.

Merkwürdig berühren gelegentliche Äusserungen, durch die M. indirekt Stellung nimmt zu der so gänzlich veränderten Situation um ihn herum.

Mir fiel es längst auf, dass Morgenstern sich bei allen möglichen Gelegenheiten, in der Rede auf Wolf, in der Trauerrede auf Jaesche, in dem Vortrag beim 50jährigen Doktorjubiläum und an vielen anderen Stellen fast gewaltsam Anlass schafft, um jener von Wöllner nach Halle im Jahre der Habilitierung Morgensterns (1794) geschickten Untersuchungskommission zu gedenken, die aus den Herren Hermes, Hilmer und Hecker bestand und eine schwere religiöse und politische Bevormundung bedeutet hätte, wenn sie nicht abgeschlagen worden wäre (vgl. Schrader I, 519 ff). Schwerlich konnte doch der längst vergessene Vorfall für das Dorpater Publikum als solcher grosses Interesse haben. Aber der Grund liegt auf der Hand: M. kann hier ungestraft seinem Zorn freien Lauf lassen, der in Wirklichkeit ganz aktuellen religiös-politischen Gefahren gilt. Ebenso hat er, wie wir sahen, als alter Mann bei der Beerdigung Jaesches 1842 ein sehr deutliches Bekenntnis abgelegt. Das hat offenbar um so angenehmer bei allen Alten berührt, als M. mutig gegen Verkleinerer Jaesches aufgetreten war, die seine Seelenruhe vom Standpunkt ihres angemassten Christentums aus bezweifelt hatten. Der alte Deutsch schrieb ihm Nov. 1842 in diesem Sinn. Es tue, so meint er, Not, dass wieder ein Eberhard eine Apologie des Sokrates schreibe, Frömmigkeit und Fanatismus gehen jetzt Hand in Hand, „es gärt gewaltig in alten Zweigen des Wissens, der alte Irrtum sinkt und schnellt bald einen neuen in die Welt". Man sieht, auch hier wird wieder einmal das Kommen einer neuen Zeit konstatiert.

Im Jahre 1839 feierte der längst (schon 1823, und zwar im Zusammenhang mit der Lievenschen Reform etwas gewaltsam) emeritierte Theologe Segelbach sein 50j. Doktorjubiläum in St. Petersburg. Liest man den Bericht[126]) darüber, so glaubt man

126) Sammlung der Glückwünsche, Reden und Lieder zur 50j. Jubelfeier des . . . H. Segelbach. St. Petersburg 1839.

zu spüren, wie sich hier die Leute der alten Epoche ein Stelldichein gaben. Parrot sprach von den Verdiensten des Alten um die Menschheitsbeglückung, die Anwesenden sangen nach bekannter Melodie Verse wie:

Freundlich wie Frühlingslicht
Lehrtest du uns die Pflicht,
Menschlich zu sein,
Banntest den finstern Wahn,
Zeigtest der Tugend Bahn,
Und was wir Guts getan,
Danken wir Dir.

Morgenstern hatte in einer wohlgelungenen tabula gratulatoria (abgedruckt a. a. O. 37—42) mit der Redseligkeit des Alters den alten Rationalisten gefeiert, die Veränderungen des Personenbestands der Universität seit der Dienstzeit des Jubilars (1810—23) beweglich geschildert (ut silvae foliis pronos mutantur in annos, prima cadunt, ita . . . vetus interit aetas) und aus diesem herakliteischen Fluss der Dinge als festen Punkt die Erinnerung der Guten an die Verdienste der Lehrer herausgehoben. Eine direkte aggressive Note vermied man allerdings, gewiss aus guten Gründen.

Was Parrot anlangt, so hat er bekanntlich unerschrocken gelegentlich den Nachfolger Alexanders vor religiöser und sprachlicher Uniformierung gewarnt. Seine Rolle im einzelnen zu skizzieren, fehlt es mir an Material. In den Akten finde ich ein Dankschreiben von ihm an die Universität, die ihm zur goldenen Hochzeit [127]) gratuliert hatte, das charakteristisch genug ist, um hier im Auszug mitgeteilt zu werden. Wieviel daran echter Parrot, wieviel Altersspur, wieviel offizielle Phraseologie ist, mögen Kundigere beurteilen: „Ich habe das Gute tätig gewollt, und dass Sie, teuere Freunde, es so wohlwollend anerkennen, wird mir in dem nicht mehr fernen Augenblick, da ich mich bereiten werde, dem Allgütigen Rechnung über mein so lange gewährtes Leben abzulegen, eine Gewährleistung sein, dass nicht Selbsttäuschung in diesem Punkt meiner Rechenschaft mich verblende. Was aber mich zur Bescheidenheit mächtig auffordert, ist, dass ich nur glückliche Zeiten in Dorpat erlebt habe, Sie aber, Freunde, in dem Zu-

127) Datierung und genaue Zeitangabe darf man, worauf schon sein Biograph Bienemann aufmerksam macht, bei P. nicht erwarten, und wo sich derartiges bei ihm findet, ist es vielleicht in ebensovielen Fällen falsch wie richtig.

stande einer ecclesia pressa leben. Beharren Sie denn um so fester im Guten, in Einigkeit, in Liebe mit dem Vertrauen zu Gott, dass auch diese Zeit köstliche Früchte tragen wird, dass unser edler Kaiser gewiss nur das Gute will und es endlich herbeiführen wird. Er hat seine hohe Zufriedenheit über das gute Verhalten Ihrer Zöglinge bei den religösen Wirren in Livland bezeugt und dadurch bewiesen, dass er die Jugend liebt. So leben Sie denn in diesem Sinne mutig, beruhigt und unverdrossen fort und sorgen Sie für die Ausbildung des moralischen Sinns, des göttlichen Sinnes der Religion und der Liebe, indes die Verwaltung für äussere Ordnung wacht".

B. Der nationale Gedanke.

In den ersten Jahrzehnten des Lebens unseres Helden sind Gedanken über Staaten, Nationen, Völker u. s. w., wo sie überhaupt begegnen, durchaus im Zusammenhang mit der „höheren" Idee der Menschheit behandelt. Bezeichnend auch in diesem Zusammenhang, dass ihm Platos Staat ja nur eine Fiktion zur Illustrierung der Moral ist. Veränderungen der Grenzen scheinen ihn nicht sehr zu berühren. Spezifisch preussisches Staatsgefühl tritt, soviel ich sehe, ebensowenig bei dem Magdeburger hervor, wie etwa irgendwelche Abneigung nach dieser Seite. Ganz klar heisst es in einer Aufzeichnung des Halleschen Privatdozenten (DXC, 253): *Patriotismus der Alten — es giebt noch etwas Höheres! Und der Patriotismus muss überhaupt einer edleren Neigung Platz machen.* Die Kriegswirren haben in der Danziger und in der ersten Dorpater Zeit für ihn vor allem die höchst unangenehme Bedeutung einer Störung seiner längst gehegten italienischen Reisepläne. Eine anonym 1794 erschienene, aber schon 1788 verfasste Schrift M.s, die aus unbekannten Gründen durch die Zensur verboten wurde, ist betitelt: *Der Krieg in der Hand der Vorsehung ein kleineres Übel zur Verhütung grösserer.* Sie lässt nicht nur die Schrecken und Nachteile der Kriege, sondern auch die Gefahren und Mißstände der stehenden Heere vor dem Auge des Lesers erstehen, um dann doch im Sinne des Titels die Vorsehung in übrigens sehr sophistischer Weise zu rechtfertigen. Ein ewiger Friede würde Luxus und Irreligiosität fördern, Not lehrt beten, der Krieg allein fördert gewisse Tugenden, auch die Wissenschaften, wie die Chirurgie; die Kreuzzüge haben fremde Obstsorten nach Deutschland gebracht, ja durch den Krieg kommen

sogar Völker, die sich sonst gar nicht kennen gelernt hätten, denn der Handel ist dazu kaum geeignet, sich wirklich näher! Viel wichtiger als diese Dinge ist ein negativer Gesichtspunkt: nicht einmal von ferne her wird der Gedanke behandelt, der einem Modernen hier doch in erster Linie stünde, die Frage der Behauptung des Staates oder eines Volkstums und damit im Zusammenhang die Frage, ob diese Dinge auch bei dem ewigen Frieden gesichert sind, den M. dann doch schliesslich als Ideal und Hoffnung aufstellt, ohne freilich zu verraten, ob gegründete Aussicht bestehe, dass dann die heute noch mit ihm verbundenen angeblich grösseren Übel durch Erziehung des Menschengeschlechts beseitigt oder gemildert sein werden. So sieht man in diesem Büchlein Kriege und stehende Heere rein formal in ihrer Funktion bewertet. Friedrich der Grosse wird erwähnt, nicht etwa, damit über die Gründe, Zwecke, Erfolge, Berechtigung seiner Kriege geurteilt werde, sondern wiederum rein formal, wie die Helden des Altertums, als Beispiel ungebeugter Seelengrösse in schwierigsten Lagen. Es gibt zu denken, dass die für das moderne Bewusstsein geradezu entscheidende Frage des Themas gar nicht berührt wird. In den Briefkonzepten M.s aus der Danziger Zeit finde ich eine Äusserung über den Soldatenstand anlässlich der Einziehung und Einkleidung eines Schülers, den M. zum Eintritt in die Akademie freibekommen will. Er schreibt am 9. Juli 02 an den entscheidenden Militär: *Wir sind mit Ew. Hochgeb. überzeugt, dass es überhaupt kein Unglück ist, gemeiner Soldat zu sein; aber wir hoffen auch darin von Ihrer Unparteilichkeit gütige Beistimmung, dass es für manche Individuen offenbar das Gegenteil von Glück sein müsse, die mit nicht gemeinen Anlagen und Vorkenntnissen auf einer anderen Laufbahn schon gewisse Fortschritte gemacht haben.* Was M. in seinen Festreden über Heldenkämpfe der Germanen oder der Römer vorträgt, gehört zu den Partien seiner Beredsamkeit, die am bedenklichsten nach der Lampe riechen, und auch von seinen Korrespondenten zeigt Freude an der Waffe wohl nur der wackere Doppelmair, der an ihn am 1. Nov. 1805 schreibt:

„Wohlauf, Hermanns Enkel, zu Pferd, zu Pferd!
In das Feld, in die Schlacht gezogen!

O könnt ich doch mit euch ziehen, aber so was Köstliches — auch dieses durfte mir nicht zu Teil werden. Ich darf nur mit

den Zähnen knirschen. Verdammtes Loos, das mich traf". Doppelmair aber war lahm!

Parrots dem Kaiser wiederholt geäusserter Wunsch, ihn an seiner Seite siegen oder sterben zu lassen, ist von dem Hintergrund des eigentümlich betonten Verhältnisses der beiden zu verstehen. „Sie wissen, dass es keine Freundschaft ohne Gleichheit geben kann; das einzige Mittel, diese erhabene Gleichheit herzustellen, ist das, die Verhältnisse, die die Natur gesetzt hat, nicht zu verletzen. Wenn Sie mich erhöben, würden Sie mich erniedrigen. Selbst der Gedanke an das Gemeinwohl, der Gedanke, dass auf einem höheren Posten ich nützlicher sein würde, darf Sie nicht verführen. Mich wird er nicht verleiten, und hierin werden Sie stets unbedingtem Widerstand meinerseits begegnen. Nur in einem Fall könnte ich ein Ausnahme machen, wovon ich Ihnen schon einmal zu sprechen gewagt, dem, an Ihrer Seite zu siegen oder zu sterben. Kommt je ein Wort von Ihnen, ich fliege auf den Platz, den die Umstände, den mein Geist, meine Liebe für Sie mir anweisen, und Ihre Feinde werden im Dorpater Professor den Bonaparte der Freundschaft erblicken . . . . . O mein Vielgeliebter!" (Nach Bienemann, Parrot und Alexander 333, Brief v. Juni 1805). Bei Morgenstern lese ich folgendes, was nun auch gewiss wieder mehr persönlich, als politisch klingt: ‚*Ein Feldzug (wobei er Generaladjutant oder Kommandeur einiger Tausend wäre) würde ihm, meinte Pt., seine geschwächte Gesundheit wieder stärken.* Hierbei mache ich darauf aufmerksam, dass M. die gewiss überaus wahrscheinliche, sonst m. W. nicht hervorgehobene Vermutung äussert, dass die dem Kaiser von Parrot unterbreiteten militärischen Ideen und Vorschläge, die sehr hoch bewertet werden (vgl. Bienemann, Parrot und Alexander 286 ff), auf Gedanken Krauses zurückgehen, der ja eine gediegene kriegswissenschaftliche Ausbildung genossen hatte. Der „geniale Stratege" würde also nicht in dem Physikprofessor, sondern in dem Baumeister der Universität gesteckt haben (DXXXVI, 193) [128]).

128) Von Parrot ist (in dem Mémoire secret, très secret vom 15. Oktober 1810) zuerst „klar und entschieden der geniale Gedanke ausgesprochen, den ausser Scharnhorst und Knesebeck 1812 niemand geäussert hat und zu dem ungewollt die von Parrot erkannte Natur der Verhältnisse, nicht die Absicht der leitenden Persönlichkeiten hinführte. Die wirksame Verteidigung sollte nach ihm unter Ausrüstung der grösstmöglichen Streitkräfte, aber unter Ver-

Wichtiger und komplizierter ist die Beurteilung des Verhältnisses, in dem M. zu dem Begriff „Nationalität“ gestanden hat. In der Korrespondenz Parrots und M.s fällt zumal in der ersten Zeit der bezeichnende Zug auf, dass das Wort „kosmopolitisch“ ungefähr als Synonymon für hochgesinnt, menschenfreundlich, gemeinnützig gebraucht wird. In solennen Äusserungen hebt freilich gelegentlich M. schon früh die Bedeutung des deutschen Geisteslebens hervor, doch mehr in dem Sinne, dass eben den Deutschen bei der Arbeit an der Menschheit und für sie eine besonders wichtige Rolle zugefallen ist. Das Gefühl für den eigentümlich deutschen Beruf, ja überhaupt etwas wie Nationalgefühl ist bei ihm wie bei so vielen erst durch die unwürdige Lage vieler deutscher Staaten in den napoleonischen Kriegen geweckt worden. Die Rührung über den tiefgebeugten preussischen Hof, den er 1807 und 1808 besucht, lässt kaum etwas davon ahnen, dass bei diesen Katastrophen mehr als nur das Schicksal einer fürstlichen Familie auf dem Spiel steht. Unmittelbar nach dem zweiten Besuch erlebt M. in Erfurt und Weimar, wie alle deutschen Geistesgrössen im Banne Napoleons stehen. Deutlicher wird M. in einigen Äusserungen über und an Joh. von Müller, der eine recht dunkle Rolle als Überläufer zu Napoleon gespielt hat. Die Sache ist etwas komplizierter, als dass die Formel von Benjamin Cordt, dem Herausgeber der Briefe Müllers an M., ausreichte: „Mo. hat Mü. sein Renegatentum verziehen“. Am 16./28. VIII. 07 teilt Mo. mit, dass er Gerüchten am Memeler Hof entgegengetreten sei, wonach der Geschichtsschreiber Berlin zu verlassen gedenke. In der Antwort nennt Müller Napoleon, den er bisher in Briefen an den Freund nur mit „Attila“ und „Despot“ tituliert hatte, nun auf einmal „Fürst des Zeitalters“. Müller hat mit ihm sprechen dürfen. „Ich habe den unerhörten Reichtum seiner Ideen mit Erstaunen gesehen.“ „Noch mehr: Seit ich ihn sah und sein Heer genauer kennen lernte, war ich über den Ausgang im klaren, und nie ein Spiel der Träume und Gerüchte.“ So etwa, denke ich, schreibt Caelius an Cicero beim Beginn des Bürgerkriegs. Müller meint, es bestehe keine Inkonsequenz bei ihm selbst. „Ein solcher Mann hat kommen

meidung des Festungskriegs, in der Ausdehnung des Landes und im Magazinkrieg, in den unaufhörlichen Handstreichen gegen die feindlichen Heeresmassen gesehen werden, bis die geeigneten Augenblicke kämen, den geschwächten Gegner durch die grosse Armee zu vernichten“ Bienemann 286 f.

müssen, zu wecken, an echte und grosse Grundsätze zu erinnern, die Schlacken der Verweichlichung, der Erschlaffung und den Rest vieler Vorurteile auszubrennen. Aber die endliche Entwicklung ist noch nicht erschienen: sie kann und, ich hoffe, sie soll Gewinn werden für die Welt etc.“ Bald nach Empfang dieses von Berlin datierten Briefes hört M. von Müllers Anstellung in Cassel im Königreich Westfalen. Er schreibt ihm am 3./15. Febr. 1808. Müller kann sich nie untreu werden. „Es giebt ja ein Bewusstsein und eine Nachwelt, und ein Bedürfnis jeder höheren Seele, in der Grundfeste ihres Seins unerschütterlich, in allen Äusserungen ihres innersten Wesens, trotz dem Wechsel der Erscheinungen, konsequent, sich selbst getreu zuerst vor jenem dazustehen, dann vor dieser.“ Er schickt ihm sein Gedicht an die Königin, das er erläutert. Für den Kronprinzen war noch der Sendung beigefügt eine in Dorpat hergestellte Sepiazeichnung: Annibale Carraccis Genius des Ruhms. Darauf bezog sich der Schluss des Gedichts:

So hebt einst sich Dein Sohn, herrlicher Ahnen wert,
Dem Jahrhundert voran! Über den Wolken strahlts:
Ihm Uraniens Schöne;
Deinem Friedrich der Mutter Bild.

M. knüpft daran in jenem Brief die Bemerkung: „Wer wird übrigens dem Deutschen (wer es war, bleibt's) nicht Wünsche verzeihen! Preussen, Sachsen, Baiern, Rheinbund, Westfalen u. s. w., das ist ja alles Deutschland; und die Schweiz im Grunde ja auch, zum Teil selbst Liv-, Est- und Kurland u. s. f. Schon einmal schrieb ich Ihnen eines zu früh gestorbenen Jünglings[129]) Wort:

Dich leugnet laut und ernst zwar der Mitwelt Geist,
Du aber warst und bist und wirst sein,
Vaterland Hermanns!

Das glaub' ich auch noch — noch. Man muss das glauben; sonst kann es nicht sein. Dem, was nun einmal kam und nicht anders kommen konnte, muss man begegnen mit dem Geiste; wo möglich, mit jenem stillkräftigen, mächtigen heiligen Geiste, der alles überlebt. Das hat mein Freund getan, und tut's — so nehm ich's. Die Rezension des Rheinbunds möcht' ich allerdings, wie Sie voraussahen, recht gut verstanden haben. Sie hat mir

129) Sonnenberg (1779—1805), geb. zu Münster, Verfasser vaterländischer Gedichte.

sehr wohl getan, so wie die übrigen Ths [130]) in der Jenaischen Allg. Zeitung bis August 1807; denn mehr sah ich noch nicht. Hätt' ich das alles anders gefunden, so würd' ich es sagen — das versteht sich. Sonst lohnte es überhaupt nicht, sich gegenseitig irgend etwas zu sagen". Am Schluss folgt auf eine Anekdote über ein Zusammensein mit Parrot: „Wozu erzähle ich diese Tändelei? Um Ihm, von welchem ich auch ohne seine Versicherung wusste, dass er „vom Anfang an derselbe" bleibt, „ein Mann aus der antiken Welt, wenig angefochten vom äussern Schimmer", um dem Unwandelbaren gesagt zu haben, dass ich für Ihn unwandelbar bin K. M." Das Verhalten des mit antikem Eros und Morgensternschem Verehrungsbedürfnis geliebten Freundes war offenbar nicht ganz unbedenklich [131]). M. aber war in den Zeiten der Katastrophen innerhalb seiner Humanität zu einem mit pathetischer Leidenschaftlichkeit ergriffenen, überstaatlichen Ideal „Deutschland" vorgedrungen, dem selbst die Grenzveränderungen vielleicht nichts antun konnten. Von hier aus befreundete er sich mit den Rheinbundideen Müllers. Noch viel deutlicher wird die literarische Vermittlung des Gedankens — sie ist bei M.s Religion und Deutschtum [132]) immer von Wichtigkeit — in einem anderen Fall, wo er viel klarer redet.

Am 12. Dez. 1813 spricht M. über „Klopstock als vaterländischer Dichter". „Im vorigen Jahr galt es die Fortdauer der Riesenmacht Russlands. Nun diese sich so glorreich bewährt hat, gilt es in diesem Jahr (Dank der grossen Seele unsers Kai-

130) Müller zeichnete seine Rezensionen in der Jenaischen Lit. Ztg. mit Ths, was M. („entweder von Thukydides oder von Ihnen" 31. Okt. 05) erraten hatte.

131) An Sonntag in Riga schreibt M. am 27. XII. 1807 über Müller: *Wahrscheinlich ist er ja noch in Paris. Ille ego qui quondam ... Aber bei mir ändert das nichts. Ich glaube. Ich bin jetzt mehr deutscher Patriot im Herzen als jemals. Das heisst, ich möchte es sein in diesen Zeiten.* Der nachmalige vieljährige Rektor Ewers, damals noch nicht Professor in D., ein warmer Verehrer Müllers, schreibt in dieser Zeit an M., er habe, selbst Westfale, mit Genugtuung von der Verwendung Müllers gerade im Königreich Westfalen gehört und bittet M., ihn in Cassel Müller zu empfehlen. Auch er scheint also nicht starken Anstoss genommen zu haben.

132) A. d. J. 1813: *Die politischen Zeitungen las ich jetzt natürlich mit sehr lebhaftem Interesse und auch manche politische Flugschriften: Die Aufrufe an die Deutschen u. s. w. Auch in Arndts hist. Taschenbuch auf 1813. Unter jenen politischen Flugschriften ist manches mit wahrer Beredsamkeit geschrieben und der Nachwelt würdig. Ich fing eine Sammlung davon an* (DXCIV, 363).

sers!) die Rettung, die Befreiung Deutschlands. Dahin sind jetzt aller Augen gerichtet, dahin die Herzen aller, die in Deutschland ihr eigenes Vaterland, wie so manche von uns hier, oder doch das Vaterland ihrer Väter und Vorfahren, wie die meisten der hier Versammelten, lieben und verehren. Seit Jahrhunderten wurden die Worte Deutschland, deutsche Nation nicht häufiger, nicht wärmer ausgesprochen, als in unseren Tagen." „Als sollte die alltägliche Wahrnehmung im kleineren Kreise des Lebens auch hier in Grossem bestätigt werden, dass der Wert eines Guts den Sterblichen erst ganz, ja doppelt, fühlbar wird bei dem Verluste." M. redet weiter von der romantischen literarischen Bewegung der Tieck, Schlegel u. s. w., die, aus diesen Gründen erwachsen, in dieser Hinsicht jedenfalls keinen Tadel verdiene, von Görres, den Brüdern Grimm, von dem vermehrten Interesse am Nibelungenlied. In diesem Zusammenhang findet er in Klopstock einen erlauchten Ahnherrn dieser Stimmungen. Freilich hat er nicht Heinrich den Vogler in einem Heldenepos besungen. „Er sah die höhere Bahn, die hinaufführt zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts, und zog sie vor." Doch keiner erkannte so wie er die Urkräfte unserer Sprache, so die Schwäche der Deutschen in der Nachahmung des Fremden. Er zeichnete mit Liebe das Bild altdeutscher Biederkeit. Wie veraltet erscheint jetzt nach 40 Jahren Wieland, der im Jahre 1773 bei dem Beginn seines Teutschen Merkur sich über den Eifer ereiferte, mit der die Barden der Telyn durch Wiederbelebung der altdeutschen Vorwelt einen Nationalcharakter der deutschen Dichtkunst zu schaffen bestrebt waren, wie er unter deutschen Bedingungen unmöglich, unter modernen Verhältnissen der Aufgabe der Dichtkunst unangemessen sei. Die Musen, so meinte Wieland, sollen vielmehr den Wert der häuslichen Privattugenden und ihren Reiz in rührenden Gemälden preisen. Der tödliche Schlummer ist verscheucht, man erkennt besser als sonst die trotz grosser Gaben doch durch einen Mangel höherer Charakterenergie beeinträchtigte Veranlagung des liebenswürdigen Dichters an der Ilm. Ein neuer Tiber hat Germanien zu unterjochen versucht und eine Triumphsäule errichtet. „Diese Augen sahen sie, und sind nicht erblindet!" Früher habe er wohl auch dramatisches Leben in den Bardieten Klopstocks vermisst, jetzt sehe er nicht nur in ihnen ein Kunstwerk nach Art der ältesten griechischen Tragödie, deren Vorbild Kl. wohl mochte vorgeschwebt haben, nein

— er hat Tacitus über Arminius wieder gelesen, er hat mit den Bürgern und Bauern der Heimat mitgelitten, mit den Politikern mitunterhandelt, mit den Truppen mitgewagt und mitgesiegt. „Meine Seele glühte . . . ich musste am Ende das Buch aus der Hand legen, weil ichs nicht länger ertrug." Klopstocks Seele, endlich, endlich ihres Deutschlands froh, schaut in diesen Tagen auch herab auf den ihr schon im Erdenleben so teueren [133]) russischen Erwecker Deutschlands. Aus deutschem Urstamm Russe, ist Alexander doch vor allem Mensch, darum des Menschlichen nichts fremd sich achtend. Heut öffnet sich der bessern Zukunft Morgentor.

Dem Druck ist für „unsere deutschen Jünglinge" (siehe Anm. 60) das Motto beigefügt:

Sieh dort den Eichbaum Hermanns in voller Pracht!
Die Wurzel treibt der Sprossen viele:
Jüngling, der schönste soll einst Dich kränzen!

Niemand wird verkennen, dass sich hier ein ganz neues Gefühl regt. Zwar gestattet die politische Situation mühelos, diese erwachte Begeisterung für deutsches Wesen in Ausgleich zu bringen mit dem Stolz des auch erwachten Russlands; beide Völker dienen, geführt von dem Genius der Humanität, Alexander, den höchsten Interessen der Menschheit: so scheint noch die unbefangene Vorstellung zu sein, zum mindesten deutet nichts bei dem Redner auf geschickte Retouchierung. Möglich — ich wage keine Entscheidung —, dass nur wir nach grosser zeitlicher Distanz fühlen, dass ein Riss in das grandiose Weltbild der Aufklärung gekommen ist.

Es war mir von hohem Interesse und eine Bestätigung meines allgemeinen Eindrucks, als ich in den Akten über Feierlichkeiten folgendes Ereignis diskutiert sah: Am 12. Nov. 1811 liess man bei einem besonderem Siegesfest den Professor von Kaisarow (1810—12 Professor für russ. Sprache und Literatur) eine

133) Diese Ode, auf die M. sehr oft Bezug nimmt, beginnt:
Erscheinen sah Dich, heilige Menschlichkeit,
Mein wonnetrunknes Auge
und schliesst nach ehrenvollem Vergleich mit dem alten Alexander:
Der hat gesehn der heiligen Menschlichkeit
Erscheinung. Taten folgten dem Blick! Nun scholl's
Von Melodieen, uud tausend Stimmen
Feierten Russiens Alexander.

Rede in russischer Sprache halten. Viele erklärten, gern kommen zu wollen, obwohl sie nichts verstünden. Der Redner selbst erklärte, es sei zwar traurig, zu einer halbtauben Versammlung sprechen zu müssen, aber die Freude über den Sieg hebe ihn darüber hinweg. Er bat übrigens, ein Kollege möchte doch noch eine kurze Rede in deutscher Sprache halten. Die meisten versprechen laut Zirkular gern ihre Anwesenheit, nur wenige mit Vorbehalt, „wenn mich nicht etwa das böse Zipperlein plagt, welches sich heute schon anmeldet", schreibt Segelbach. Die Rede mit dem Titel „Von der Liebe zum Vaterland" wurde auf Verfügung des Konseils gedruckt[134]).

134) In der interessanten Frage, wie sich die Universität in ihrer ersten Epoche zur russischen Sprache stellte, lässt sich etwa folgendes feststellen. Schon am 25. Mai 1804 forderte Klinger in einem Vortrag im Konseil auf, bei den Abgangszeugnissen der künftigen Staatsdiener die gehörige Aneignung der russischen Sprache zu betonen und den Unterricht im Russischen an der Universität zu verbessern. Sein Gesichtspunkt bei dieser Anregung mag ähnlich gewesen sein, wie bei der Ernennung Glinkas zum Professor des Russischen 1803, wegen deren er an Parrot (13. III. 03, Rieger III, 241) schreibt: „Wegen G. musste man tun, was geschehen ist, und es war unsere Pflicht als Ausländer, der Nation in ihm ein Kompliment zu machen, durch die wir da sind". Kommt Kenntnis des Russischen irgendwie im Konseil in Betracht, so finden sich ausser Glinka in der Folgezeit allerdings nur 2, höchstens 3 Mitglieder. Im übrigen bemerkt man anlässlich der Beurteilung des geschilderten Falles Koechy i. J. 1807, dass ganz besondere Entrüstung erregt hatte K.s Bemerkung, er wolle lieber in die Hände des Feindes fallen als in die der bei ihm einquartierten russischen Soldaten. Russisch kenne er nicht, wolle es auch nicht lernen. In der scharfen Ablehnung dieser und ähnlicher wegwerfender Äusserungen begegneten sich die allgemeinen Vorstellungen von Menschenwürde mit der angemessenen Rücksicht auf die Sprache und Bevölkerung des Reiches, obwohl der letztere Gesichtspunkt nicht erwähnt wird. Dann gibt es noch einmal einen anscheinend unbedeutenden Zusammenstoss anlässlich einer Unterlegung, die die Universität offenbar in einem bedenklichen Russisch stilisiert und einem Ministerium unterbreitet hatte. Hier antwortet die zur Rede gestellte Hochschule recht unwirsch, sie habe das Recht, in deutscher Sprache mit ihren Behörden zu verkehren, und stellt die Forderung, man möge ihr für einen russischen Translateur eine Kanzlei einrichten. Die Akten über den Gebrauch der russischen Sprache, die nachmals gewaltig anschwellen, beginnen aber im Grunde mit den Anträgen des Juristen Johann Georg Josias Neumann, der in seiner Begeisterung und Betätigung für das Russische geradezu ein psychologisches Problem darstellt, das nicht ohne weiteres mit jenen in den napoleonischen Kriegen auch bei anderen zu beobachtenden Sympathien zu verbinden ist. N. ist, wie M., Magdeburger von Geburt. Freilich ist russisches Recht sein Hauptgebiet bei Vorlesungen und literarischer Tätigkeit. Auch ist zu beachten, dass er 1811 von Kasan, wo auch der Mediziner Erdmann gewirkt hatte,

Es ist begreiflich, dass die Hochspannung von 1813 in dieser Weise nicht vorhalten konnte. Und so hören wir Morgenstern nach einem Jahr, am 12. Dez. 1814, ich möchte sagen, in offiziellerem Ton von den Weltbegebenheiten handeln. Von dieser Rede ist ein Auszug in den Dörptschen Beitr. III, 53 ff zu lesen. Alexander Soter, von Moskau bis Paris Retter Russlands, Deutschlands, Europas! „Er wollte die Rettung der Welt, und sie war gerettet!" „Triumphzug der Menschlichkeit, noch mehr,

---

nach D. berufen wurde und 1814 wieder dorthin zurückkehrte, von wo er freilich wieder 1817 den Weg nach D. zurückfand. Sein Entlassungsgesuch vom 14. März 1814 führt u. a. aus: „Durch die fortgesetzte Beobachtung und vielfache Überlegung mehrerer Jahre ist die früher schon von mir gehegte Meinung, dass der Ausländer, um sich für den russischen Staatsdienst ganz brauchbar zu machen, Sprache und Sitten des Landes kennen muss, zur festen Überzeugung geworden . . . Diese Überzeugung von der pflichtmässigen Notwendigkeit für jeden Ausländer, der in Russland zu bleiben gedenkt, sich womöglich in die russische Sprache so einzuarbeiten wie in seine eigene Muttersprache, verbunden mit der Betrachtung, dass ich anfange, in die Jahre zu treten, in welchen es immer schwerer wird, sich eine neue Sprache noch ganz anzueignen, ist der Hauptgrund meines Gesuchs um meine Entlassung". In Dorpat, so gab er zugleich zu erkennen, sei eine solche Möglichkeit kaum vorhanden. Aus den Personalakten Neumanns entnehme ich weiter, dass Gust. Ewers die Gelegenheit benutzte, um auf den Mangel an russisch-staatsrechtlicher Literatur in Dorpat aufmerksam zu machen, M. aber gab sofort im Zusammenhang mit der Entlassung N.s seine Sympathie für Steltzer-Moskau zu erkennen, soviel ich urteilen kann, sein einziger Missgriff, während er sonst in Berufungsfragen eine sehr glückliche Hand zeigte.

Nach N.s Rückkehr weisen die Akten die Spuren seiner ganz planmässigen Arbeit für die Kenntnis der russischen Sprache auf. Dass er Kurse einrichtete, um den Juristen die Lektüre der russischen Rechtsquellen und die Aneignung der russischen termini technici zu ermöglichen, scheint im Konseil nicht beanstandet worden zu sein. Aber er mischte sich auch in die Fragen anderer Fakultäten. So wollte er die medizinischen Kronstipendiaten zu eifrigem Studium des Russischen angehalten wissen und ihnen im Falle mangelnden Fleisses in diesem Punkt den Brotkorb höher hängen, ja die Rückzahlung der für sie aus öffentlichen Mitteln bereits geleisteten Zahlungen auferlegen. Hier stiess er freilich auf den Widerstand der Mediziner, die meinten, die Lücken im Russischen könnten die Studenten doch nötigenfalls später leichter schliessen, als die in der medizinischen Ausbildung. Zum Hauptschlag aber holt er im April 19 aus, wo er den Gymnasien Pflichtvergessenheit in dieser Sache vorwirft und für die Zukunft spezifizierte Angaben in jedem Abgangszeugnis eines Gymnasiasten über seine Reife im Russischen verlangt. Fein bemerkt Ewers gegenüber den dann weiter von N. auf der Universität verlangten ewigen Kontrollen im Russischen, ihm seien die Studenten die liebsten, die ein Lieblingsfach mit Eifer studieren, ohne durch nicht zur Sache gehörige Prüfungen

Triumph vollendeter Bildung zur hohen Würde der menschlichen Natur, zur unvergänglichen Ehre unserer Russen — Europa weiss nun, wer und wo Barbaren sind und wo nicht." „So triumphieret das Moralische überall." Von dem hochherzigen, zartfühlenden Alexander, den nach eigenem Zeugnis nur der Trieb, der Menschheit zu nützen, nach Frankreich geführt hat (Antwort an die Abgeordneten des Nationalinstituts am 13. IV), gilt das Wort:

---

abgelenkt zu werden. Sie würden dem Staate nützen, ohne an ihn zu denken. In seinem Votum vom 28. IV. 19 klagt Neumann darüber, dass die Studenten zumeist „nicht einmal die Sprache des Landes kennen". Aber „nur der ist wahrer Patriot, der durch die Sprache mit den Einwohnern des Landes befreundet ist". Der jetzige Zustand, bei dem die „russische Universität D." die in kaiserlichen Ukasen hinsichtlich der Beherrschung der russischen Sprache auf den russischen Universitäten aufgestellten Forderungen nicht auf sich bezieht, ist ungesetzlich. Von 10 Studenten kennt kaum einer einigermassen Russisch. Er fordert, auf die Gefahr hin, dass die Zahl der Studierenden erheblich zusammenschmilzt, für alle Studierenden strenge Aufnahmeprüfung im Russischen, als Bedingung für die Ausstellung eines Entlassungszeugnisses einen russischen Aufsatz. Gust. Ewers macht den Russifikator aus Magdeburg in einem ausführlichen ruhigen Gutachten auf die besonderen tatsächlichen, gesetzlichen und geschichtlichen Bedingungen des Landes aufmerksam, von denen jener merkwürdigerweise kaum etwas zu wissen scheint; die baltischen Provinzen, die Russland so viele hohe Beamte geliefert hätten, stehen an Patriotismus hinter keinem Teil des Reiches zurück. Wolle man diesen an Einheit der Sprache knüpfen, so könne man nur mit Entsetzen an die Konsequenz denken, dass schliesslich auch noch Orthodoxie als Bedingung gefordert würde. Der künftige Pfarrer, sprachlich schon durch Hebräisch, Estnisch, Lettisch zur Genüge belastet, brauche nicht auch noch Russisch. Im Justizdienst wirken eine grosse Zahl von Leuten, die, des Russischen unkundig, hochverdient und ganz unentbehrlich sind. Immerhin hält auch Ewers Kenntnis des Russischen beim „Zivilbeamten" und „Advokaten" für erwünscht. Parrot erwähnt, dass es dem russischen Unterricht der Gymnasien an geeigneten, mit Autorität begabten Lehrern fehle. Das einzige, was man in der Erwartung eines gewissen Erfolges habe tun können, sei, dass man möglichst frühzeitig russische Unterrichtssprache in diesen Stunden angeordnet habe. Parrot war als altes Mitglied der Schulkommission durch Neumanns Vorwürfe gegen die Schulen auf den Plan gerufen worden. Von den sehr umfangreichen Vota von E. und N. (in den Konseilprotokollen und in den Akten über russische Sprache) sind hier nur Andeutungen gegeben worden, die übrigen Professoren schliessen sich mit meist besonders betonter Übereinstimmung Sr. Magnifizenz dem Rektor Ewers an. Ein Beschluss wurde in dem Sinne gefasst, dass alle, die ein Abgangszeugnis wünschen, an welches „der Rang" geknüpft ist, auch in der russischen Sprache zu prüfen seien. Dass von den philologischen Seminaristen Kurse im Russischen bei dem betreffenden Professor pflichtgemäss gefordert wurden, haben wir bereits zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Le coeur est le flambeau, dont son esprit s'éclaire. In tiefer Religiosität rief er dem Schöpfer in das Chaos seiner Zeit hinein das Wort nach: Es werde Licht! Das Reich des Bösen stürzte zusammen, und ein millionenstimmiger Chor jauchzte unter Freudentränen auf: Es ward Licht! In die Segenswünsche loyal eingeschlossen werden die verbündeten Monarchen und die Feldherren der Heere, fast scheint es, als ob der wohlgerundete Mund des Festredners sich ganz wieder in den alten Tiraden verlautbart [135]).

Und nun als Gegenstück der Eingang der Goetherede aus viel späterer Zeit, als sich 1832 zum vierten Mal der Tag der Thronbesteigung des Nachfolgers, Nikolaus des Ersten, jährt. Sie gilt Goethe, der einmal einen Orden bekommen hat von Alexander, der manchen Gliedern der kaiserlichen Familie nahe stand, der Ehrenmitglied der kaiserlichen Akademie war, der der Universität Dorpat ein Dankschreiben auf ihre Denkschrift von der ersten Vierteljahrhundertfeier geschickt hat — „doch wozu bedarf's der vielen Worte? Sind wir Anwesende nicht meist Deutsche? Feiern also auch wir in einem Tempel deutscher Geistesbildung ein höcht würdiges Angedenken". Ganz offenbar waren jene einleitenden Worte höfisch-konventioneller Loyalität keineswegs überflüssig, das Schlussgebet für den Kaiser und den auf den Säulen der Gerechtigkeit und Weisheit gegründeten Thron ist ganz unpersönlich.

Man wird es verstehen und billigen, dass wir diese Frage hier nur im Anschluss an das vorliegende persönliche Material behandelt und Blicke nach rückwärts, nach vorwärts, nach links und rechts vermieden haben. Das Ringen der erwachenden nationalen Gedanken mit dem Erbgut der Aufklärung weist bei den Personen um 1800 herum soviel gemeinsame, aber auch andererseits soviel verschiedene Züge auf, dass eine wirklich fruchtbare Vergleichung weit über den Rahmen dieser Darstellung hinausführen würde [136]). Kurz erwähnt sei nur, dass es kein Zu-

135) Anfang 1815 liest M. mit grossem Genuss Tacitus Germania, macht seine Noten dazu und findet in der berühmten Stelle 33 Maneat duretque gentibus si non amor nostri, at certe odium sui neben römischem Patriotismus ein nicht unterdrücktes Humanitätsgefühl! (DXCV, 460). Im Mai desselben Jahres studiert er Goethes Epimenides' Erwachen und glaubt in dem Vers „Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn" eine „retractatio des Dichters" zu finden (ib. 492).

136) I. a. sei auf das Werk von Meineke: Weltbürgertum und Nationalstaat, besonders auf seine ersten Kapitel verwiesen.

fall ist, wenn wir gleich bei unserem ersten Zitat aus M.s früherer Zeit die Antike als Paradigma des Patriotismus angeführt fanden, der freilich von etwas Höherem überwölbt werden müsse. Auffallend ist umgekehrt, dass bei der im übrigen, wie bemerkt, sehr starken literarischen Vermittlung dieser Gedanken für den klassischen Philologen M. doch im ganzen das Altertum keine erhebliche Rolle gespielt zu haben scheint. Jedenfalls waren die antiken Impulse bei anderen Persönlichkeiten des deutschen Geisteslebens nach dieser Richtung hin stärker. Natürlich fällt i. a. ins Gewicht, dass er die entscheidende Zeit in Trennung von dem deutschen Mutterboden unter ganz besonderen Verhältnissen verbracht hat. Diese verdienen noch eine nähere Betrachtung.

Was die speziellen Bedingungen im Land anlangt, so glaubt man in der ersten Zeit zu spüren, wie die Führer der Professoren den frischen Wind der öffentlichen Meinung in den Segeln haben. Was erschien edler, als für die Interessen der Menschheit zu kämpfen, was war, vom agitatorischen Standpunkt aus und in den Augen ganz Europas, wirkungsvoller, als dass der Gegner in den Fragen der Universitätsverwaltung, so oft es der Kampf erforderte, auch zugleich als ein Anhänger der schändlichen Barbarei und Rückständigkeit in allen menschlichen Dingen hingestellt werden konnte? Daher die in der Öffentlichkeit kaum bemerkbare, matte Verteidigung der ritterschaftlichen Rechte. Gerade umgekehrt liegen die Dinge unter dem Lievenschen Regiment. Die Leuchtkraft der alten Ideale der Aufklärung und Humanität schien ihren Zauber eingebüsst zu haben; gewiss war es nicht nur Streberei und Gesinnungslumperei, dass sich weite Kreise der Öffentlichkeit ganz ähnlich entwickelten, wie der Kaiser selbst, und im religiösen und politischen Leben Mächte wieder sich regten, die bereits als überwunden gegolten hatten und belächelt worden waren. Der Rest der Heroen der ersten Zeit verhält sich denn auch auffallend still, man spürt deutlich, dass ihre Anschauungen über den kleinen Kreis der Gesinnungsgenossen hinaus in der Öffentlichkeit nicht mehr die wünschenswerte Resonanz finden. Die Universität hatte, zum mindesten scheint es so nach ihren offiziellen Verlautbarungen, am Anfang mit einem Teil des deutschen Adels in scharfem Konflikte gestanden. Sie hatte ihre Autonomie, gestützt auf den russischen Kaiser und seine Berater, im Bunde mit dem deutschen, aber landfremden Kurator Klinger gegen

Ansprüche massgebender deutscher Kreise des Landes verfochten. Freilich hatte sie grosse Teile der deutschen Bildungsschicht im Baltikum dabei zu lauten oder stillen Bundesgenossen. Hier ist der Ort, dem Dichter Karl Petersen das Wort zu erteilen, der in freilich etwas drastischer Form gewisse Tendenzen der Zeit vertritt. Er richtete Juli 1799, also zu einer Zeit, wo schon alles von der „Irrwischuniversität" sprach, die in den Projekten noch zwischen Dorpat, Mitau und Pernau unsicher hin und her schwankend „hier entsteht und dort vergeht", an K. Th. Hermann, der, ursprünglich Leipziger Jurist, damals Hauslehrer war, später als Advokat und schliesslich als Gymnasiallehrer in Dorpat wirkte, er selbst ein Hauslehrer im Hause von Vietinghof, u. a. folgende Verse:

Was nützt dir deine Pädagogik?
Sie schmilzt dahin wie Schnee im März!
Du haust den Jungen den Popo dick
Und wähnst: Du bildetest ihr Herz.

Und wisse: Jeder junge Herr Von
Wird einst ein alter Herr Von,
Trotz dem moralischen Geplärr von
Dem *ἀγαθόν* und dem *καλόν* . . . .

Und weisst du, was das Resultat ist?
Für dich legt keine Kuh ein Ei!
Dein Herzchen, wenn du desperat bist,
Geht wie ein alter Schuh entzwei . . . . . .

Dein Endchen Licht bedeckt ein Scheffel;
Hör meinen Rat und sei nicht dumm,
Und speis mit dem Pandektenlöffel
Ein Dörptsches Auditorium.

Du kennst und bist das Corpus iuris,
Jus principum, und auch das ius
Naturae, ganz und gar in puris
Et brutis naturalibus.

Besteig in Dorpat ein Katheder
(Die süsse Hoffnung ist so nah)
Und sing das Lied von Schikaneder:
„Seht, Papageno ist schon da".

Sehn dann die Holden, dass dein Ruhbett
Schliesst Professorenbeine ein,
So wird ihr Herzchen weich wie Kuhfett,
Und jede will die Deine sein.

Zu einer solchen Verbesserung seiner gesellschaftlichen Würde und — nach Petersen — seiner erotischen Chancen hat es Hermann nicht gebracht, den der Freund 1802 von neuem andichtet:

Zwar bist du noch ein Erzzelote
Sentimentaler Weiblichkeit
Und siehst in jeder Katzenpfote
Symbole der Unsterblichkeit.
Du hältst Diät in Frass und Liebe,
Verseraphst dich beim Wasserglas,
Dein Auge, so elegisch trübe,
Ist öfter als die Kehle nass.

Hermann klagt denn auch in seinen Memoiren etwas unwirsch über die schon vor Kaiser Pauls Tod aus dem Inland berufenen Professoren, „nicht gerade die besten, sondern nur so, wie man ihrer habhaft werden konnte". Die Bauernfrage spielt auch bei ihm eine grosse Rolle, die auch Petersen gelegentlich satirisch streift:

Und wollte mir Gott noch das vergönnen,
Dass ich mich könnte von Petersen nennen,
Dass ich dann könnt im Bauerschinden
Den wahren Stein der Weisen finden,
Und 's Satans Alchymie ergründen,
So tät ich von Herzen gern Verzicht
Aufs letzte Fünkchen Seelenlicht.

Ein zutreffendes Bild von der damaligen Situation zu gewinnen, ist freilich schwer möglich, und ich gestehe unumwunden, dass sie für mich trotz der hier versuchten Skizzierung der zeitgenössischen Strömungen im Grunde doch ein Rätsel bleibt. Wie es möglich war, dass die repräsentativen Wortführer der Universität gegen Ritterschaft und Adel in oft durchaus agitatorischen Deklamationen loszogen, ohne im Land die schwersten Konflikte heraufzubeschwören und die Existenz der Hochschule zu gefährden, bleibt eigentlich unklar. Man lese nur Dokumente, wie die

bei der Eröffnung der Bibliothek der Universität im Dom von Parrot gehaltene Rede (6. VIII. 06, jetzt bei seinen Personalakten). Man glaubt den Agitator einer Volksversammlung zu hören, wenn da von den unruhigen Horden deutscher Ritter, von habsüchtigen Priestern, von einem Zwinger für Geist und Tätigkeit geredet wird, zu dem der Tempel des Allgütigen angeblich gemacht wurde. Und doch war der Ort auch ehemals „der Verbreitung der Aufklärung geweihet. Aber es war die Aufklärung jener Zeiten finster und tyrannisch, eine Unterdrückerin der intellektuellen und bürgerlichen Freiheit" . . . . Immerhin setzt Parrot unter den hier bestatteten Unterdrückern auch einige Gute an, die ihren Segen zu der neuen Bestimmung geben werden. Die Manen der Schlechten aber, in jenem Leben vielleicht schon gebessert, werden über sich selbst seufzen. Von einem Protest gegen solche Äusserungen ist mir nichts bekannt.

Die Studentenschaft, also mit ihr doch auch ein grosser Teil der adligen Jugend, hängt begeistert an ihrem feurigen Rektor Parrot (Bienemann 220 f)[137]), wir finden zwischen ihr und ihren Professoren gerade in der ersten Zeit das beste Einvernehmen. Die Spalchabersche Sache zeigt sie gerade als Rächerin der Ehre zweier Professoren gegenüber einem Parteigänger der Ritterschaft. Umgekehrt zeigt die Professorenschaft, zumal die an deutsche Hochschulverhältnisse gewöhnte, wenig Neigung,

137) Bei der Grundsteinlegung der Universität 1805 wählte die Studentenschaft als ihren Vertreter den ersten in D. studierenden Letten, namens William: [Beise], Die kaiserl. Univ. D. während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens, 1852, S. 46, Anm. 69. Man wird darin doch eine durchaus im Geiste Parrots liegende, bewusste Geste zu sehen haben. Über die Persönlichkeit und das Leben dieses William, er heisst hier der lettischen Namengebung entsprechend Williams, berichtet Hermann in seinen Memoiren (Bienemann, Altlivl. Erinnerungen, 65 ff). Über das Interesse der Studenten und der Universität an diesem „freigelassenen Sohn eines Leibeigenen" vgl. auch Konseilprotokoll 14. X. 03. Auch M. ist in dieser Richtung, die für die ersten Jahre so charakteristisch ist, nicht untätig. Es war ihm eine grosse Freude, auf seinen Inspektionsreisen eine verdienstvolle lettische Taubstummenlehrerin anzutreffen. Er erwirkte ihr als Ehrengabe 100 Rubel, von denen die Universität die eine, die Professoren durch freiwillige Beiträge die andere Hälfte aufbrachten, und liess durch einen der Sprache mächtigen Kollegen dazu eine lettische Übersetzung des Begleitschreibens anfertigen. An Doppelmair berichtet er am 16. Juli 03, Geld und Schreiben seien ihr am Johannisfest in Ranzen überreicht worden, die Bauern hätten das Mädchen, das übrigens einen Teil der Summe sofort an ihre Taubstummen abgegeben habe, gewaltig angestaunt.

den Büttel bei Disziplinarfällen zu spielen, die freilich in den Kreisen der Regierung mit ganz anderem Massstab gemessen wurden [138]). Einige Heissporne im Publikum, besonders solche, die bei der Regelung der der Universität zugewiesenen Güter und der Gerichtsbarkeit darüber engagiert waren, standen abseits, manche Adlige sollen noch nach Jahrzehnten die Universität als einen Hort liberaler Ideen beargwohnt haben, im allgemeinen aber ist nichts davon zu spüren, dass die Universität als Fremdkörper im Land betrachtet worden wäre. Parrot und Morgenstern, um nur diese zu nennen, verkehren von vornherein gesellschaftlich besonders in Kreisen des baltischen Adels, der also — auch abgesehen von besonders warmen Freunden der Universitätspartei, wie dem Landrat von Sivers — doch unmöglich in seiner Gesamtheit sich mit den Ansprüchen des ritterschaftlichen Kuratoriums identifiziert haben kann oder der zum mindesten den sachlichen Gegensatz nicht auf das Persönliche übertrug. Vorüber-

138) Vgl. den aus dem Jahre 1812 stammenden „Burschenaufzug" von Kolbe, wo zunächst Parrot, der Rektor des Jahres, den zu einem Vivat vor sein Haus gezogenen Studenten die Entleerung aller Karzer verspricht:

Fensterwerfen, Prügelei der Knoten,
Waren auf das strengste sonst verboten,
Doch ich schenke jedem Musensohn
Auf ein ganzes Jahr Absolution.

Man zieht dann vor das Haus Grindels, der 1810 und 1811 Rektor gewesen war, dessen u. a. auch Disziplinarfälle betreffende Korrespondenz mit Klinger aus dem Riegerschen Briefband (z. B. S. 279 f) zu ersehen ist.

Grindel kommt. „O meine Herrn, mich rühret
Ihre Liebe", spricht er ganz fidel,
„Doch dass ich als Rektor dispensieret,
Freut mich, ich versichre meiner Seel'.
Mögen Sie jetzt lärmen und spektakeln,
Meinerseits brauch' ich Sie nicht zu bakeln,
Weder schick' ich Klingern den Bericht,
Noch sitz' ich im Rektoratsgericht."

Alle 83 Strophen des Burschenaufzugs sind publiziert im Lit. Monatsblatt 1906, 22. Juni. Ich verdanke die Einsicht in ein Exemplar der Güte des Herrn Rosenberg.

Grämlich klagt Hermann in seinen Memoiren über allzu grosse Freiheit, die man in der ersten Zeit den Studierenden gelassen habe. „Dieser Mangel an Zucht wurde erst 1817 ernstlich zurückgewiesen, als Graf Lieven (später Fürst und Minister des Unterrichts) Kurator wurde, nach dem Zurücktreten des Generals Klinger, der aus Verdruss abtrat, weil man seinen Warnungen und Zurechtweisungen seitens der Universität zu wenig Gehör gab."

gehend tauchen in M.s Tagebuchnotizen Klagen auf über Verdriesslichkeiten aus Anlass der Händel der Universität mit den Provinzen, für die sie errichtet ist; im allgemeinen ist man vielmehr überrascht über die Passivität der Gegenseite, die freilich gegenüber der alle Kreise des Landes seit langem mit Macht packenden Welle der Humanitätsreligion einen schweren Stand hatte, und kann sich des Verdachts nicht erwehren, die Professoren hätten bei den angeblich häufigen Intrigen der Ritterschaft etwas Gespenster gesehen und auch hier ihrer Neigung zu pathetischer Deklamation etwas reichlich die Zügel schiessen lassen. Hört man freilich Krause und Doppelmair, so hat man unverfälschte Vertreter des unentwegten Liberalismus vor sich, die sich überall von dem Adel gekränkt fühlen. Dabei mögen Ausdrücke verächtlicher Art, sogar sehr verächtlicher Art, wie sie Krause als Urteile vornehmer Herrn über die Dörptschen Professoren kolportiert, vorgekommen sein. Er wird zweifellos Recht haben, dass besonders die Hauslehrerstellen, aus denen ein grosser Teil auch der angesehenen Mitglieder der Professorenschaft herausgewachsen war, ich nenne nur Parrot, Jaesche, Krause, wenig danach angetan waren, den neuen Professoren ihre gesellschaftliche Stellung, auf die sie Anspruch hatten, zu sichern. In diesem Zusammenhang möchte ich doch darauf hinweisen, dass zweifellos M., dessen preziöse Eleganz man im übrigen belächeln mag, wesentlich dazu beigetragen hat, für die gesellschaftliche Stellung des Professors in D., gewiss eine nicht ganz unbedeutende Sache bei der neuen Gründung im Land, einen günstigen Boden zu schaffen. Von jenem Ressentiment ist bei ihm ebensowenig wie bei Parrot je das geringste zu spüren. Beide sind überdies schon durch eine fast krankhafte Reizbarkeit davor geschützt, sich etwas zu vergeben.

M.s Romane der ersten Zeit spielen denn auch mit adligen jungen Damen. Und aus diesem Kreis hat er dann auch schliesslich seine Gattin genommen. Also verhallte durchaus vergeblich Doppelmairs mahnende Stimme, von dessen Art der Leser hierbei eine Probe bekommt:

„Ad vocem Livland muss ich Ihnen eine wahre Anekdote mitteilen, die ausser Ihnen noch P. wissen darf. Das Fräulein M. St. ist die Heldin in selbiger. Nach ihr hat die Universität zu D. unter anderen Landplagen für Livland auch diese über jene Provinz gebracht, dass sich die — adligen Fräuleins daselbst sogar

mit Professoren verheiraten. Nicht genug, dass diese aus altem reinen edlen Blut entsprossenen Fräulein Pfarrherrn zuteil werden, nein — sogar soweit vergeben sie sich, dass sie, noch einmal: sogar Professorenweiber abgeben. Ich dachte immer, dass diese Allianzen gerade ein Vorteil für die livländischen Adelsfamilien — reinen und unreinen Bluts — wären und dass diese schon deswegen ein jährliches Dankfest am Stiftungstag der Universität zu D. feiern müssten, weil doch einige ihrer Töchter durch die Universitätsmänner der schweren Bürde der Jungfrauschaft enthoben würden, die sie ohne selbige in die Grube mitnehmen müssten. Dennoch muss ich durch das Organ des livländischen Adels, vom Fräulein M. St., hören, dass diese — auch die Ehe befördernde Anstalt in ihrem Vaterlande nicht als eine Landeswohltat, sondern für eine Strafe des Himmels angesehen würde. Merken Sie sich das, lieber Freund, im Fall Kupido, der unaufhörlich wie ein brüllender Löwe in der Welt herumschleicht und sucht, welchen jungen Mann er verschlinge, sich vor Ihrem Studierzimmer hören lässt" (5. III. 06). Man wird diesen gesellschaftlichen Verkehr, der, trotz Doppelmair und Frl. St., gar nicht selten zu Ehen führte, natürlich in Anschlag bringen für die Beurteilung unserer Frage. Die Professoren wachsen doch offenbar mehr und mehr in die tatsächlichen geschichtlichen Bedingungen des Landes und seiner Gesellschaft bis zu einem gewissen Grad hinein. Natürlich wird man nicht erwarten, über diese Dinge im einzelnen klare Ausführungen bei ihnen zu lesen [139]).

Mir ist es doch im hohen Grad charakteristisch, mit wie ganz anderen Gefühlen M.s Nachfolger, Preller, seine Situation, allerdings rückschauend, in seinem Büchlein über Madai beurteilt.

139) Soviel ich sehe, nehmen erst seit 1812 Adelskonvent und Universität die Beziehungen zueinander auf, durch offiziöse und persönliche, nicht offizielle Einladungen zu Feierlichkeiten. Meyer (der erste Vertreter des Zivil- und Kriminalrechts) freut sich im Zirkular über die Anwesenheit der Professoren bei der „Landtagspredigt" darüber, dass alte Spaltungen und Missverständnisse sich beheben. „Für uns erhält der Adelskonvent wirklich erst vom morgenden Tage an (16. VIII. 1812) sein Dasein. Aber von nun an werde er ... auch bei keiner Gelegenheit vergessen." Dieser Bemerkung schliessen sich Morgenstern, Hezel und Burdach an, G. Ewers findet freilich jene recht selbstbewusste Wendung schon juristisch bedenklich. Die Akten über Feierlichkeiten und Einladungen zeigen übrigens vielfach auch Symptome von Gereiztheit zwischen Stadt und Universität.

Man muss natürlich seine vorzeitig abgebrochene Dorpater Wirksamkeit und die besonderen Bedingungen der Amtsniederlegung Madais mitberücksichtigen. Morgenstern kommt in das Land, um als Apostel des Wahren, Guten und Schönen unter dem Szepter des aufgeklärten Alexander zu wirken. Er misst nach ganz allgemeinen Massstäben, die gesellschaftliche Kultur gefällt, die Leibeigenschaft missfällt ihm [140]). Er hätte sich gerade so überall benommen. Preller findet, dass die Provinzen mit ihrer ganz deutschen Bildung zunächst eine deutsche Universität mit deutschen Professoren hatten, dass dann aber unter Uwarow die deutsche Bildung in Missachtung geriet. Vor seiner Ankunft nur unvoll-

140) *Zur Zeit Leos X. lebte Rafael etc. Machiavelli etc. Und zugleich Tezels Ablasskram! Feinheit des livländischen Adels und doch dies Verhältnis zu den Bauern* (DXXXVI, 92). In der ewig diskutierten Agrarfrage ist M. verhältnismässig zurückhaltend. Einmal (16. Juli 03) schreibt er an Doppelmair: „Nun wird dem Bauern zu seiner Zeit die Morgenröte eines besseren Tages anbrechen". Balk aber berichtet mit Behagen von Bauernunruhen auf den Gütern von Liphardt („Ratshöfchen"), die durch Truppen und die ihnen zur Verfügung stehenden Gründe zur Raison gebracht worden seien. „Der Spass kostet ihm einige Tausend Rubel; diese Evakuation dürfte, nach meinem Urteil, bei ihm sehr indiziert gewesen sein, denn er ist jetzt um vieles liberaler geworden" (27. VIII. 03 an D.). An einer anderen Stelle klagt er, dass in der Bauernsache altum silentium herrsche, und träumt davon, dass der „Aristokratismus knirscht" und die Gottheit ihres Lieblings Alexander Namen in die Annalen der Unsterblichkeit schreibt, „in dessen Hand der Pflug das Grosskreuz und alle Heermeisterwappen überwiegt" (2. I. 04 an Doppelmair). Doppelmair, an Kur-, Liv- und Estland ganz verzweifelnd, meint gar (an M.), es werde hier nicht besser werden, als bis der Herrgott selber, mit einem grossen Geldbeutel in der einen, dem Ochsenziemer in der andern Hand, vom Himmel steigt. Alle Schulkommissionen, Landreformen u. s. w. nützten doch nichts. Charakterisch ist bei Doppelmair sogar eine Neigung zu Russland im Gegensatz zum Baltikum — er stammte aus dem Bayreuthischen und war dann Leibarzt am russischen Hof gewesen. Er träumt sich vom Rhein nicht mehr nach Livland zurück, sondern allenfalls „in den Schoss des steinernen Mütterchens Moskwa". Diese Absicht hat er auch ausgeführt, freilich nur, um bald in die napoleonische Katastrophe Moskaus hineingezogen zu werden und alles zu verlieren, was er besass.

Charakteristisch für die professoralen Weltbeglücker ist die Neigung zu technischen Erfindungen, die dem Fortschritt der Menschheit dienen sollen. Eine der ersten Denkschriften, die Parrot dem Monarchen zusandte, handelte von der hygienischen Schädlichkeit wollener Hemden und fügte ein von seiner Frau gearbeitetes Trikothemd bei. Der Hebraist Hezel ist von Jugend an mit dem Ausarbeiten und Erfinden von Apparaten für handwerkliche nnd landwirtschaftliche Tätigkeit beschäftigt. Hier muss sich M. doch nicht so recht für kompetent gehalten haben. Das Projekt einer Dreschmaschine, das ihm Doppelmair übersandte, gab er an seinen Freund, den Landrat von Sivers, weiter.

kommen über diese Dinge unterrichtet, befindet er sich bald in D. in schmerzlichstem Zwiespalt zwischen seiner amtlichen Verpflichtung und der höheren Pflicht, die deutsche Bildung, Ehre und Überzeugung zu vertreten. Er kennzeichnet die verschiedene Stellung der Professoren diesen Problemen gegenüber. Die einen, so scheint es ihm, betrachten ihre Aufgabe als einen Vorpostendienst deutscher Wissenschaftlichkeit und deutscher Redlichkeit, den sie trotz aller Schikanen um der verbrieften Rechte der Universität willen und im Interesse der höheren, auf deutscher Kultur und geistigem Zusammenhang mit Deutschland beruhenden Bildung leisten, die anderen — es ist die Partei Neue — sind Leute, „welche in dem Genusse eines gesicherten Besitzes und einer allerdings in mehr als einem Betracht wichtigen und genussreichen amtlichen Tätigkeit bei allen Neuerungen die Nachgiebigkeit für das Geratenste hielten". Ob diese Charakteristik die Motive jener Männer erschöpfend wiedergibt, kann hier dahingestellt bleiben. Ich kann von allen diesen Dingen bei M. nichts finden. „Die meisten haben den vom lauten Markt des Tages fern den Musen Lebenden nur unvollständig dem Rufe nach gekannt", sagt in einem sehr bezeichnenden Satz Mercklin von dem kurz zuvor Bestatteten. M. selbst hatte vor langen Jahren mit Genugtuung in seinen Festreden hervorgehoben, dass infolge der Freiheitskriege das Ansehen des russischen Namens gewaltig gefördert worden war, von der in der gleichen Zeit überall einsetzenden romantischen Vertiefung der Begriffe Volk und Nation war er selbst mitgerissen worden. Nichts deutet freilich darauf hin, dass er damals die Möglichkeit von Konflikten, die sich auf Dorpater Boden aus diesen Gründen ergeben konnten, ins Auge gefasst hatte. Als sie kamen, war er ein alter Mann, bei dem längst jene innere Harmonie, an der er zu allen Zeiten der Jugend und des Mannesalters als an seiner Hauptaufgabe gearbeitet hatte, eine starre Form geworden war.

Preller kommt nach Finnland und ist nicht wenig erstaunt, bei der teils „indigenen", teis schwedischen Bevölkerung die Beobachtung zu machen, „ein wie weites Gebiet sich in diesen nordischen Landen die deutsche Bildung und Wissenschaft erobert hat". M. hat zu dieser Frage kein Wort geäussert, sie lag ihm und Parrot, als sie in Wiborg und anderen Orten Schulen mit deutscher Grundsprache eröffneten, völlig fern. Sie wollen den Bereich der deutschen Sprache weder schützen noch erwei-

tern, sie wollen das Licht der Aufklärung überall leuchten lassen und knüpfen ganz naiv und ohne jede Reflexion an die nach Lage der Dinge gegebenen Sprachenverhältnisse an. Das bedeutet: Die Sprachenfrage, die heikelste und peinlichste Seite nationaler Kämpfe, existiert in D. in ihrer Epoche überhaupt nicht. Parrot, im französischen Sprachgebiet in dem damals württembergischen Monbéliard (Mömpelgard) geboren, hat zur Mutter- und Kindheitssprache das Französische, das er zeitlebens mindestens so gut wie das Deutsche schriftlich und mündlich handhabte. Die beiden haben, wie aus M.s Aufzeichnungen ersichtlich ist, über alle Probleme im Himmel und auf Erden debattiert, bezeichnenderweise aber, soviel ich sehe, nie über derartige Dinge. Dabei ist ja wenigstens M. als Philolog und Schöngeist himmelweit entfernt von jener im Aufklärungszeitalter nicht seltenen, bei Leibniz und den Philanthropinisten herrschenden Auffassung, dass die Sprache nichts weiter ist als ein mehr oder weniger vollkommenes Zeichensystem für ein und dasselbe Begriffssystem. Er hat für deutsche Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit, wie seine Sammlungen beweisen, das allerhöchste Interesse. Aber die Sache unter dem kulturpolitischen Gesichtspunkt zu betrachten, liegt ganz ausserhalb seines Denkens. Übrigens bot sich im Verkehr nicht nur mit dem Kaiser und dem Hof, sondern auch sonst vielfach Gelegenheit, französisch zu sprechen und zu schreiben. Die Fertigkeit konnte offenbar von allen repräsentierenden Personen der Universität ohne weiteres vorausgesetzt werden, man hört nicht, dass Schwierigkeiten deswegen entstanden. Dass das Lateinische noch durchaus als internationale Gelehrtensprache gelegentlich vorgeschlagen werden konnte und man sich auch darauf einigen konnte, beweisen die Aufzeichnungen M.s. Verhältnismässig spärliche Kenntnisse scheint M. auf dem Gebiet der russischen, lettischen und estnischen Sprache gehabt zu haben. Er notiert gelegentlich einige Wendungen aus diesen Sprachen, die ihn aus diesem oder jenem Grund interessieren [141]).

Von Petersen gibt Viktor Hehn (Balt. Geistesleben I, 212 = Balt. Monatsschrift II, 401) die bezeichnende Charakteristik: „Für das Deutschtum aber konnte Petersen so wenig wie Goethe sich erwärmen; über dies blinde und enge Gefühl hatte ihn die hu-

141) *Die estnische Sprache hat ein artiges Wort für Ehe: abielu. Der Zusammensetzung nach bedeutet es Hilfsleben* (DXXXVI 312).

mane Bildung, die aus unseren Klassikern sprach, erhoben; über E. M. Arndt drückte er sich einmal wegwerfend aus" u. s. w., wobei hinter „dies blinde und enge Gefühl" ein Ausrufezeichen gesetzt wird.

Auch der Bibliothekar Emil Anders betont, dass sein Vater ganz kosmopolitisch dachte (Balt. Monatsschrift XXXIX, 94) und in Kaiser Alexander das Ideal eines liberalen Herrschers verehrte. Zugleich berichtet A. sehr interessant von der um 1820 einsetzenden Veränderung der geistigen Atmosphäre: „In diese Zeit fiel bei vielen Personen, auch Lehrern und Beamten in Dorpat, der Übergang vom Rationalismus zum Pietismus und Herrnhutismus, die vom Kurator und nachherigen Minister Lieven besonders protegiert wurden. Diese Richtung widerstand meinem Vater und unserem ganzen Verwandtschafts- und Bekanntschaftskreise ganz, und sie wurde oft bei uns besprochen und bespöttelt, zumal wenn wir hörten, wie dieser oder jener so plötzlich umzuschlagen verstanden". Er berichtet weiter, bis zu welchen Verrücktheiten die exaltierte Religiosität in manchen Kreisen ging und erwähnt insbesondere die Rolle der Frau von Krüdener[142]) dabei. Diese Fragen führen uns zu unserem nächsten Abschnitt.

C. Religion.

Mit einer eigentümlichen Beharrlichkeit ist M. der Religiosität seiner Jugendzeit zeitlebens treu geblieben, deren Form wir mit dem Schlagwort „ciceronianisch" glaubten charakterisieren zu

142) Mehrmals berichtet M. in den ersten Dorpater Jahren über Zusammensein mit der nachmals so berühmten Mad. Krüdener, der Verfasserin der Valerie. „Sie erzählte mir viel aus ihrem Leben; sprach besonders lebhaft über religiöse Gefühle etc. Sie war offen und hingebend im Gespräch, oft warm, wie ich sie im ersten Gespräch in Dorpat gefunden", heisst es DXCIII 142 (Ende Jan. 1805 in Riga). Ähnliches berichtet von jenem früheren Zusammensein M. deutsch an Doppelmair und französisch an Madame Klinger in Petersburg: „Mme de Kr. racontait beaucoup de sa vie avec un abandon et avec une franchise, qui me frappait . . . J'en donnerai mon récit à son temps, vis-à-vis de votre canapé, Madame" (DCVI 174). Über diese Dame vgl. u. a. die Darstellung bei Goetze, Golizyn 36 ff. und in Hermanns Memoiren (in Bienemanns Altlivl. Erinn. 55). Der letztere lernte sie als Hauslehrer kennen, „dieselbe, welche später als Prophetin und Seligmacherin durch bergeversetzenden Glauben so bekannt wurde. Damals war es bloss die irdische Liebe, der sie sich mit aller Kraft ihres erfinderischen Geistes widmete". Der meist von ihr getrennt lebende Gatte überraschte H. zur selben Zeit mit einer die Garvesche an Kürze und Kraft des Ausdrucks übertreffende Übersetzung von Ciceros de officiis.

können. Die früh befestigte Abneigung gegen überspannte Frömmelei und dogmatische Gebundenheit liess ihn nicht in ein Verhältnis zu der bereits 1820 mächtig gewordenen pietistischen Zeitströmung gelangen, im Tagebuch erhofft er höchstens beiläufig und indirekt etwas daher für wahre Religiosität, sowie er überhaupt mit Cicero und dann vielen Vertretern der Aufklärung nicht recht los kommt von der Anschauung, dass die Volksreligion mit ihrer notwendigerweise nur relativen Wahrheit zu trennen ist von der Religion der philosophisch Gebildeten. Die Angst vor Fanatismus und Verketzerung fremder Ansichten kommt hinzu, um ihn das erneute Auftauchen längst erledigter Dinge sehr misstrauisch ansehen zu lassen. Schon 1805 entwarf er den Magister- und Doktoreid für die philosophische Fakultät u. a. mit folgender Formel: Religiose sancteque polliceor me, ut veritatis cultorem non parcum nec infrequentem, sic omnis erroris tum superstitiosi tum fanatici adversarium impigerrimum atque acerrimum per vitam futurum. In die stets streng gefasste, zu andauernder Selbstkontrolle nötigende Moralauffassung mischt sich, ohne dass für mein Gefühl hier ein Ausgleich erreicht würde, der feste Glaube an jene „Menschlichkeit" als ein überaus hohes Gut.

Deshalb ist es unnötig, seine Zuflucht bei der Gottessohnschaft Christi zu suchen. Schon im Namen seines Ideals ist der grundsätzliche Optimismus ausgedrückt, mit dem M. die menschlichen Anlagen betrachtet, und er glaubt an die Möglichkeit, freilich auch an die Notwendigkeit, Sinnlichkeit und Tugend zum Ausgleich zu bringen in der dem Schönen, Wahren und Guten von Natur zugewandten Seele: deswegen versündigen sich am Menschen die, die ihn in die „Dornen der Scholastik" oder in den „Abgrund des Mystizismus" führen. Das Herrschen des Tierischen ist des Menschen unwürdig, wo man von bösem Herzen spricht, sollte man lieber von der vergifteten Quelle des moralischen Sinnes reden. Perioden, so tröstet er sich, mit überwiegender Betonung des Verstandes oder umgekehrt des Gefühls wechseln. Dabei passiert viel Missbrauch. Der wiedererwachende Obskurantismus (Nov. 1815) kann doch nicht mehr dauern. In frühen Jahren hat er sich auch mit metaphysischen Spekulationen über das allerrealste Wesen Gottes und seine Attribute herumgeschlagen. Längst hat er erkannt, dass damit nicht viel gewonnen und nicht viel verloren ist, und auf anderem Weg eine viel sicherere Himmelshoffnung für den Tod errungen (DXXXVI 162).

Noch in einer Aufzeichnung v. J. 1840 (DXXXVI 228) erscheint ihm die Sache selbst, das Eine, was not tut, doch recht einfach: Pflichtliebe und Pflichttreue, mit Religion als stetem Abhängigkeitsgefühl vom unendlichem Urgeist des Allgegenwärtigen, und er wundert sich über die Auseinandersetzungen seines Freundes Ferd. Delbrück mit Schleiermacher, noch viel mehr natürlich über andere Christologen und trübselige Dogmatiker, *„erkennend übrigens die immer fortdauernde Unvermeidlichkeit gelehrter dogmatischer Erörterungen und Streitigkeiten zur womöglichen Sicherung notwendig zu fixierenden Volks- und Frauenglaubens.* Geläuterte Religion ist ihm Sache des *durch Einsicht geläuterten Gefühls*, doch billigt er auch dem Glauben an Faktisches und Positives insofern und insoweit eine *subjektive Wahrheit* zu, als er auf den Menschen eine *echt religiöse Wirkung tut* (a. a. O. 278). Bei einer Predigt des Dorpater Oberpastors Lenz (DXXXV 122 f) stösst ihn einmal das Übernatürliche, insbesondere die auf anthropomorphistisch-jüdischen Begriffen beruhende Versöhnungsdogmatik ab. Ähnliche Zeugnisse liessen sich zu Hunderten häufen.

Man versteht, dass M. sich vielmehr mit den rationalistischen Theologen der ersten Zeit verständigen konnte und die exegetischen Vorlesungen doch am liebsten in den Händen des vielleicht vom Standpunkt des „Volks- und Frauenglaubens“ aus etwas anrüchigen, aber durch solide sprachliche Kenntnisse ausgezeichneten Hezel belassen hätte. Als einsamer Orthodoxer wirkte in der theologischen Fakultät der Schwede Lorenz Ewers, 1802—1824 Professor der systematischen Theologie, der immer in M.s Aufzeichnungen als charaktervoller Biedermann erscheint, aber als reichlich antiquiert und in vieler Beziehung etwas kindisch galt. Wenn er, in Wirklichkeit auf seine Kollegen zielend, die ihn etwas von oben her betrachteten, von „Semler dem Schubjack“ sprach, so diente das höchstens zur Belustigung seiner Hörer, denen er wohl gelegentlich sagte: „Ihr werdet nun wieder sagen: Du alter orthodoxer Ochse, aber ich habe doch recht“. Bei Todesfällen reflektiert M. in alter Weise. Nicht ohne Zweifel bekennt er die Hoffnung, vorangegangene Liebe dort oben wiederzufinden. Vom Begräbnis der Frau seines Kollegen Müthel zurückkehrend schreibt er (13. Nov. 1811): *Quae pervagaberis loca, animula? Der Wanderer, der bisher mit der Diligence fuhr, fühlt, wenn der Wagen, in welchem er bisher sass, hinrollt und er allein geht, sich so isoliert — und nun die Seele — allein, ohne*

Körper, unter Welten! . . . Relinquamus aliquid, quo nos vixisse testemur! Sehr merkwürdig berührt die folgende Aufzeichnung Morgensterns: *Der Kinderglaube ist freilich hin. Mir aber ward ein grosser Ersatz im Genuss des Schönen der Malerei von Gegenständen der christlichen Mythologie bei Rafael, Correggio etc., und ich empfinde das fast so, wie die Freuden jenes Kinderglaubens* (DXCV, 432).

Ebenso geht die Zwiesprache mit der Vorsehung sowie die Arbeit an der Selbsterziehung zur Harmonie weiter. Durchaus unterschreibe ich das Urteil Mercklins: „So gewiss ein Leben, von solchem Gottesbewusstsein durchdrungen, fromm und frei macht, war M. ein frommer Mann, aber den Glauben mit der Freiheit des Geistes versöhnend; der göttlichen Natur und seiner endlichen sich bewusst, hat er unablässig aus dem irdischen Staub gerungen nach dem Besseren".

D. Universalismus.

Man kann die nach heutigen Begriffen unheimliche und verdächtige Vielseitigkeit M.s unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Neben persönlichen Momenten ist in Betracht zu ziehen der philologische Unterricht seiner Studentenzeit, die Tradition der Humaniora an deutschen Universitäten und ihre Verbindung mit dem durch Lessing, Winckelmann, Goethe repräsentierten klassischen deutschen Schrifttum. Man muss aber daneben auch bedenken, dass ein Universalismus ähnlicher Art für die repräsentativen, hervorragenden Mitglieder der alten Dorpater Universität fast selbstverständlich war. Es gibt kaum den Gegensatz von bedeutenden Fachgelehrten und allgemein anregenden Lehrern und Menschen; niemand wird behaupten, dass die viri obscuri, die weniger hervortraten, etwa darum in ihrem Fach durch Konzentration Tüchtigeres geleistet hätten, als jene Vielseitigen in dem ihrigen. Alles spricht für das Gegenteil. Sieht man ab von dem bescheiden sich zurückhaltenden Jaesche, den der Ruhm verklärt, ein Lieblingsschüler des grossen Kant gewesen zu sein, der aber doch auch an der Lehrerbildung in hervorragendem Mass mitwirkt und obendrein durch sein Fach eigentlich eine scientia omnium humanarum divinarumque rerum vertritt, und vielleicht noch von dem einen oder dem anderen Namen, so sind jene Einseitigen gerade häufig diejenigen, die, durch zufällige Be-

ziehungen aus irgendeiner Praxis zur akademischen Lehrkanzel berufen, Mühe hatten, bei dürftig bepacktem Schulsack einigermassen das docendo discere zu üben. Neben den anderen tief eingreifenden Veränderungen des geistigen Lebens machte sich, als am Schluss der Lieven-Ewersschen Ära der Bestand der Professorenschaft fast völlig erneut war, in der Zusammensetzung auch die Tatsache bemerkbar, dass als Normaltypus nunmehr der in seinem Fach lehrende und forschende Professor gilt, jener frühere Typus aber des in allen Sätteln gerechten Weltmanns seinen Kredit eingebüsst hat.

Parrot ist als Physiker nicht unbedeutend und in seinen Vorlesungen ein freilich ungleichmässiger und durch vielfache Geschäfte häufig unterbrochener, aber im Ganzen höchst anregender und beliebter Dozent. Aber nicht als Physiker wirkt er auf die Gestaltung des Schulwesens ein, was immer eine seiner liebsten Beschäftigungen war, nicht als geschäftsgewandter Bureaukrat vertritt er die Universität nach aussen: als dämonisch unberechenbare Herrschernatur muss er, er kann gar nicht anders, in die grössten und kleinsten Räder des Weltgeschehens eingreifen. Es ist ganz undenkbar, sich diesen Mann dauernd entweder am Schreibtisch vorzustellen, wie er der Forschung in ihren mühseligen Einzelgängen folgt, oder im physikalischen Kabinett, wie er die Anfängerarbeiten der Studenten kontrolliert und fördert.

Von ungemein vielseitigen Interessen ist auch der schon mehrfach erwähnte Theologe Hezel: Exegese des Alten und Neuen Testaments, semitische und klassische Sprachen, Moral, Philosophie, das ist nur der Grundstock. Dazu kommen praktische Grammatiken antiker und moderner Sprachen, wie er denn auch zeitweilig ein Erziehungsinstitut in Dorpat geleitet hat. Ausserdem braute er Syrup und Rum, interessierte sich theoretisch und praktisch für den Hausbau, wobei seine häufig missglückenden Versuche den Spott seines Kollegen Krause herausforderten. Immerhin mag es damit zusammenhängen, dass er es als einziger Dorpater Professor zu der Ehre gebracht hat, Eponym einer nach ihm benannten Strasse zu werden. Morgenstern musste ihm seine Entwürfe zu „ätiologischen“ lateinischen Grammatiken begutachten, die er in ausführlicher Fassung für Lehrer, in kürzerer für Schüler ausarbeitete, wobei ihm die neuerdings vieldiskutierte Einführung der Sprachwissenschaft — natürlich einer solchen,

wie er sie verstand — in den lateinischen Schulbetrieb vorschwebte. Er erfand daneben eine Erdstampfmaschine und eine Dreschmaschine, schrieb eine Anleitung zum Gebrauch der ersteren beim Hausbau, propagierte die Maiskultur als unversiegbare Quelle des Wohlstands der Völker des russischen Reichs, schrieb über Judenbekehrung, Pindar, Münzen, Richtererkenntnisse, über den babylonischen Turm und über griechische Geschichte, gab ein französisches Komplimentierbuch heraus, erklärte den Sündenfall, verfasste Dialoge über die Schrift, um alle ferneren Spöttereien über Bibel und Religion zu verhüten, u. s. w. u. s. w. Nach Ausweis der Akten über Berufungen aus der ältesten Zeit reichte der vielgeschäftige Mann schon vor seiner Ankunft in D. den spezifizierten Plan eines Erziehungsinstituts ein, das er auch an der neuen Stätte zu leiten gedachte. Mit dieser pädagogischen Vielgeschäftigkeit erscheint er ebenso wie in manchem andern als Geistesverwandter der Basedow und Bahrdt, passt aber damit zugleich, wenn auch plumperen Geistes, zu verwandten Neigungen Parrots und M.s.

Krause, weiland stud. theol., dann Soldat und Weltreisender, ist eigentlich nur durch Zufall zum Professor der Landwirtschaft und zum Universitätsarchitekten geworden. Der Oberschlesier war nach dem Tode seiner Eltern völlig mittellos auf die Wanderschaft gegangen. Als 14jähriges Kind hatte er in Zittau brave Leute gefunden, die sich seiner annahmen, hatte bei dem Stadtbaumeister den Geschmack für Architektur entwickelt, bei einem Töpfer gearbeitet, daneben das Gymnasium besucht und sich an dem Studium der Alten veredelt. Wie Laukhard aus Hunger und Schulden heraus Soldat geworden, hatte er dann freilich sich auch in die Probleme der Fortifikation eingearbeitet, als Landwirt später in Livland sein architektonisches Talent im Anlegen zweckmässiger ökonomischer Gebäude gezeigt, aber bei alledem ist es fast unbegreiflich, wie dieser dilettierende Autodidakt die vorbildlichen Universitätsbauten schaffen konnte. Ein begabter Zeichner, guter und verständiger Kenner fremder Länder und Menschen, ein Mann von vielfacher, auch historischer Bildung, so war er seinen Freunden lieb[143]).

143) Die philosophische Fakultät gab ihm 1810 (Dekan M.) am 13. Dez. den Ehrendoktor, viro exstructis omnibus operibus academicis de universitate praeclare merito, rara praeter doctrinas atque artes ad cathedram quam ornat pertinentes doctrinae ethnographicae et geographicae copia spectando.

Rambach, der Kameralist, ist in erster Linie Romanschriftsteller, Schöngeist, Schulmann und Philolog und erst in letzter Vertreter des Faches, dessen Lehrstuhl er inne hat.

Für Morgenstern, von dessen Vielseitigkeit an dieser Stelle noch einmal eine Charakteristik zu geben nicht not tut, ist ungemein bezeichnend, dass reine Fachleute nicht nur etwas Unsympathisches für ihn haben — das würde ja nicht weiter überraschen —, sondern auch etwas Unheimliches. Sie machen ihn geradezu wochenlang melancholisch, wie seiner Zeit schon die Begegnung mit Heindorf. Ähnliche Erfahrungen gehen weiter, so etwa mit dem Anatomen Loder Ende 1806 (DXCIII, 422).

Dieses Missbehagen beruht ganz wesentlich darauf, dass er fachliche Leistungen durchaus als solche zu würdigen versteht und durch seine emsig gepflegte Lektüre mit unbefangenem Urteil verfolgt. Seine eigenen philologischen Jugendschriften hatten seinerzeit ein vielleicht allzu günstiges Echo gefunden, es waren ihnen aber dann in der Epoche des strengen fachlichen Betriebs der Altertumswissenschaft nicht Veröffentlichungen gefolgt, die ihn im lebendigen Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Leben seiner Disziplin gezeigt oder doch eine starke persönliche Leistung dargestellt hätten. Sein Konflikt gleich mit seinem ersten Dorpater Fachkollegen Francke interessiert, soweit die zufälligen behandelten Objekte und Daten in Betracht kommen, heute schwerlich noch jemanden, von höchstem Interesse ist er aber als ganz typischer Konflikt der von M. versuchten Konzeption einer neuhumanistischen Eloquenzprofessur mit einem normalen Fachvertreter. Darum verdient die Sache etwas eingehendere Betrachtung.

9. Philologus.

Omniincipides, Nihilabsolvides.

Während der Bestand der griechischen Literatur noch jetzt langsam, aber ständig durch Papyrusfunde wächst, sind Hoffnungen auf eine gleiche Vermehrung im Falle der Lateiner gering. Grosse Überraschungen wird man schwerlich noch von den Bibliotheken in dieser Beziehung erwarten dürfen, wenn auch vielleicht immer noch hie und da ein Buchdeckel durch seine Auflösung oder ein noch nicht richtig katalogisiertes Blatt einen kleinen Zuwachs unserer Erkenntnis bringen mag. Vielleicht, dass die Lava, die sich über Herculaneum i. J. 79 ausgebreitet hat, Schätze birgt, von deren Vorhandensein wir nichts ahnen.

Wenigstens lässt uns die Tatsache hoffen, dass unter den verkohlten herkulanensischen Rollen neben griechischen Texten wenigstens ein lateinisches Gedicht historischen Inhalts in ansehnlicheren Resten erhalten ist, dieses freilich das einzige Pfand für eine derartige Zuversicht bei den jetzt wieder eifrigst dort betriebenen Ausgrabungen, denn die übrigen dort gefundenen lateinischen Texte beschränken sich auf bedeutungslose kleinere Fetzen von Buchstaben, Silben und Wörtern.

Als M. November 1809 in Herculaneum war, war man gerade mit dem Aufwickeln und Entziffern der schon geraume Zeit vorher gefundenen literarischen Reste beschäftigt, die sich wie Tabaksrollen ausnahmen. M. interessierte sich für diese Technik, die damals noch unvollkommen war: „Man hält unwillkürlich den Atem an bei diesen, wie durchlöcherter Zunder, vom leisesten Hauche beweglichen, schwarzen Blättchen, damit dieser nicht etwa uns einen Gedanken des alten Schriftstellers oder ein von ihm aufgezeichnetes Faktum entführe. Wie, auch beim sorgfältigsten Abrollen, das Abreissen von Stückchen unvermeidlich ist, sah ich mit eignen Augen". M. erhielt wenigstens von dem damals noch nicht fertig gestellten Tom. II der Volumina Herculanensia 4 Blätter als vorläufiges Geschenk mit 8 Kolumnen, die eben jenes lateinische Gedicht enthielten, das als bellum Actiacum (pap. Herc. 817) in der philologischen Literatur später bekannt wurde und das von den Kämpfen des Octavianus, des Antonius und der Kleopatra handelt. Er schrieb an Heyne in Göttingen einen kleinen Traktat darüber, der ihn mit einigen Zusätzen in den Gött. gel. Anzeigen (April 1811, 64. u. 65. Stück) veröffentlichte. Der 2. Band der Volumina war immer noch unbekannt geblieben, und M.s Angaben waren als erste Notiz für die deutsche Gelehrtenwelt sehr willkommen. In demselben Jahr 1811 gab M. das erste Heft seines Reisetagebuchs heraus, in dem er genauer und ausführlicher den Text vorlegte und mit Noten illustrierte. Den Autor sucht M. nicht zu bestimmen, äusserlich scheint ihm die rhetorische Behandlung geschichtlicher Stoffe an Lucanus zu erinnern, „doch nirgends an seine Energie; trägt auch nirgends eine Spur seines, vielleicht noch immer nicht anerkannten hohen Geistes" [144]). An einigen Stellen hat M. den Text

144) M. hat Lukan sehr hoch gestellt. Ich denke, eine Betrachtungsweise, wie die von Ed. Fraenkel, L. als Mittler des antiken Pathos (Vorträge der Bibl. Warburg IV. 229 ff), hätte ihm in hohem Masse zugesagt.

richtig ergänzt[145]), wobei er freilich oft mit den ihm noch unbekannten Vermutungen Ciampittis zusammentraf, dessen edierter Text übrigens an einigen Stellen von dem seines Druckbogens abwich. Mit anderen Andeutungen, die mehr vermutungsweise hingeworfen waren, hatte er weniger Glück, und vor dem schwarzen Verdacht, bei einem solchen Vorschlag das *o* im Namen des Antonius kurz gemessen zu haben, musste er sich Kreyssig gegenüber, der trotz seines sonst M. gegenüber bezeugten Wohlwollens doch die freilich unklare Fassung einer seiner Äusserungen so glaubte verstehen zu müssen, durch eine umständliche Darstellung dessen, was ihm eigentlich als Möglichkeit mehr oder weniger klar vorgeschwebt habe, schützen. Kreyssig nämlich, dem wir die erste gründliche Ausgabe des Gedichts verdanken[146]), legt durchaus Morgensterns Edition zugrunde und folgt seinen Aufstellungen kritisch Wort für Wort, wobei er zugleich den mit M. über viele Einzelheiten geführten Briefwechsel heranzieht. Seitdem scheint M.s Name aus der Debatte ziemlich verschwunden zu sein. Bei Baehrens (Poetae Latini Minores I, 212 ff, wo zuerst das in Oxford befindliche apographon Hayterianum und die danach hergestellten Tafeln herangezogen sind) und bei Riese (Anthologia Latina I, 1) wird sein Name weder im Apparat noch in der Vorerinnerung genannt. Erwähnt wird seine Tätigkeit dagegen von dem jüngsten italienischen Editor Ferrara[147]).

Eine ganz offenkundige Schwäche der M.schen Arbeit liegt darin, dass, was natürlich für ihn bezeichnend ist, nicht unterschieden wird zwischen einem Aufsatz, der ein weiteres interessiertes Publikum und die Fachgenossen über die paläographische Bedeutung des Fundes, Inhalt und Form des poetischen Fragments und die Möglichkeiten einer Wiederherstellung zertrümmer-

145) Z. B. col. I, 5 rerumque per u[sum, 9 nec defu[it] impetus illis, col. V, 3 cum [t]ela pa[ra]ntur, col., VI, 6 oci[us] interem[it], 7 in[ter] saep[t]am animam, 9 [h]as int[e]r s[t]rages.

146) Meissen 1835, zusammen mit den Fragmenten von Sallusts Historien l. III; derselbe hatte schon Lps. 1814 die Fragmente des bellum Actiacum ediert. Erschienen waren noch die Ausgaben von Fea (Rom 1811, der praefatio einer Horazausgabe angehängt), Orelli (praef. zu Epicuri fr., Lps. 1818) und Montanari (mit ital. Übersetzung u. d. Titel Frammenti di Rabirio poeta, Forlì 1830). Bei Kr. erscheint durchgehends die scripturae diversitas ex ed. Dorpat. enotata.

147) In dem Aufsatz Sul papiro Ercolanese latino 817 (Rivista di filologia XXXV (1907) 468). Die jetzt vergriffene Ausgabe (Papiae 1908) habe ich leider nicht vergleichen können.

ter Stellen geschickt und verständig orientiert, und einer wissenschaftlichen Ausgabe, die herauszuholen sucht, was zu gewinnen ist durch methodische konsequente Verfolgung der paläographischen Möglichkeiten und des sprachlichen Ausdrucks. Wie immer, hat er die fachliche Leistung Kreyssigs, die der seinen schon durch das bewusste Streben nach Ausschöpfung aller Möglichkeiten überlegen ist, sofort anerkannt und sich an vielen Stellen gern belehren lassen. Er selbst hatte das horazische Est quadam prodire tenus, si non datur ultra zitiert und sich hinter einem bequemen Skeptizismus verschanzt, der die Grenzen des Sicheren, des mit einiger Wahrscheinlichkeit Möglichen und des Phantastischen in Nebel hüllte. „Bei manchen der hier abgedruckten Versfragmente möchte es in der Tat nicht viel besser stehen, als bei dem Spiele mit bouts-rimés, denn allerdings mag ein nicht ungeübter Freund solcher artigen Tändeleien manche wohl zusammenhängende, sinnreiche Verse leicht zusammenfinden, aber bei einigem Witze auch diese mit gleicher Leichtigkeit variieren: eben wegen des weiten Spielraums, den der blosse Endreim lässt. Nicht viel anders möchte es wenigstens mit einem Teile dieser Herculanischen Versfragmente beschaffen sein u. s. w."

Genau das gleiche Verfahren bescherte M. in einem zweiten Fall aus zufälligen persönlichen Anlässen einen peinlichen Zusammenstoss. Weit über das Persönliche hinaus aber ragt der hier deutlich sich offenbarende Gegensatz der Eloquenzprofessur Morgensternscher Konzeption zur fachlich-wissenschaftlichen philologischen Arbeit. Wiederum ging M. daran, einen ihm zufällig bekannt gewordenen Fund dem Publikum in kluger, wohlorientierter, schön formulierter Darlegung nahe zu bringen, heiter skeptisch vor allzu scharfer Ausdeutung dessen, was nun doch einmal unsicher bleibe, warnend. Ein junger baltischer Edelmann, O. Fr. von Richter, früh von Reiselust, wissenschaftlicher Neugierde und Überdruss an den in Europa geltenden langweiligen Lebensansichten gestachelt, hatte sich im Orient den Keim einer tödlichen Krankheit zugezogen, die ihn dahinraffte, als er gerade durch Kaiser Alexander in einer freien, seine wissenschaftlichen Arbeiten fördernden Weise der persischen Gesandtschaft attachiert werden sollte. Der Nachlass kam nach Dorpat. J. Ph. G. Ewers gab (Wallfahrten im Morgenland, 1822) heraus, was an Tagebüchern und Briefen bemerkenswert erschien, und Morgenstern berichtete im gleichen Band über Handschriften, Bücher, Kunstge-

genstände und Kuriositäten, die der Univ.-Bibliothek und seinem Kunstmuseum dabei zugeflossen waren. Dabei wurde das Universitätsprogramm vom S. S. 1820 über die griechischen Münzen Richters wiederholt. Die von Richter an einigen Orten des Orients, aber auch auf Lesbos, Zypern, in Konstantinopel u. s. w. aufgezeichneten griechischen Inschriften werden unter 48 Nummern abgedruckt — nicht alle waren neu, und einige von ihnen wurden bald nachher in ähnlichen Reiseberichten von anderen gleichfalls publiziert —, wobei M. der Versuchung nicht widerstehen konnte, einige Bemerkungen zur Erklärung beizufügen, was er ohne besondere Prätension und nicht ohne die Befürchtung, den Adressaten Ewers damit noch mehr als mit den bisherigen antiquarischen Berichten zu langweilen, zu tun vorgibt. Von einer etwas längeren zyprischen Inschrift in metrischer Form hatte er gelegentlich seinem Kollegen Francke Mitteilung gemacht, der sich sofort mit einem wahren Feuereifer an ihre Deutung machte, den älteren Kollegen fast in einem Dutzend kurz aufeinanderfolgender Briefe über den Fortschritt seiner Interpretation unterrichtete sowie über die Verwerfung seiner alten Ergänzungen, über neue Versuche, die dann bald wieder modifiziert wurden u. s. w., und der schwerlich so bald mit der Schlussredaktion seiner Ansichten, die in Morgensterns Beitrag zu der Ewersschen Publikation ihren Platz finden sollte (jetzt dort 646—652), zu Rande gekommen wäre, wenn jener, der im gleichen Jahr 1822 seine Schrift über Raphael Sanzios Verklärung schrieb und den Richterschen Inschriften auf die Dauer kaum grossen Geschmack abgewinnen konnte, nicht endlich sein Claudite iam rivos, pueri, sat prata biberunt gesprochen hätte mit dem Bemerken, die Sache sei doch wahrhaftig, zumal an dieser Stelle, nicht tanti. M. schickte dem Franckeschen Beitrag in etwas wohlwollend herablassendem Ton seine eigene Kritik nach, belehrte jenen — reichlich breit — über alles mögliche, gewann aber dann durch die Besprechung des letzten Verses der Inschrift den Übergang, um noch eine Weile sich mit den eleusinischen Mysterien zu beschäftigen und stimmungsvoll mit einem Wort des Gedenkens an Richters Grab auf dem fränkischen Friedhof in Smyrna zu schliessen. Francke hatte er von seiner Kritik nicht Kenntnis gegeben, teils aus äusseren Gründen der Drucklegung, teils, weil, wie er launig oder naiv bemerkte, „der natürliche Egoismus jedes, selbst des die Wahrheit über alles liebenden Autors, in der eignen Druckschrift wenigstens,

für seine Sache, also für sich, gern das letzte Wort behält". Das war der Anlass des Streits, in dem die Objekte kaum, die Prinzipien sehr interessieren.

Johann Valentin Francke, 1792 in Husum geboren, war in Kiel ein Schüler des Heyneschülers K. F. Heinrich (Bursian, Gesch. der klass. Phil. 731) gewesen, wo er sich auch habilitiert hatte. Nachdem er noch eine Weile an der Gelehrtenschule in Flensburg gewirkt hatte, erhielt er, philologisch durch Arbeiten über Kallinos und Juvenalis bekannt geworden, einen Ruf nach Dorpat auf die neu errichtete, bisher noch von M. mitverwaltete zweite Professur für klassische Philologie [148]), dem er Sommer 1821 folgte. Unter den über Fr. von M. eingezogenen Gutachten traf eines, das der Kieler Jurist und philologische Mitarbeiter Heinrichs (Bursian 732) Andreas Wilhelm Cramer erstattet hatte, wenn mich mein freilich nur literarisch vermittelter Eindruck nicht täuscht, den Nagel auf den Kopf. Er rühmte die Gelehrsamkeit Franckes, fügte aber hinzu, dass er, der vorwiegend im engen Kreis des Elternhauses gelebt und ohne Welt- und Menschenkenntnis sei, unter dem durch linkische Schüchternheit erregten Schein der Bescheidenheit in Wirklichkeit grosse Selbstüberschätzung hege. In Dorpat, wo ihn M. der Fakultät, ohne in seinem Antrag jener Einschränkung zu gedenken, empfohlen hatte, bestätigte er bei dem engeren Kollegen die Erwartungen, die in bezug auf Gelehrsamkeit und Scharfsinn bestanden, rief jedoch bei demselben durch Mängel der ästhetischen und philosophischen

148) Aus den Berufungsakten ersieht man, dass M. ursprünglich an Graefe und Spohn gedacht hatte, was in der Tat im Falle des Gelingens für die Dorpater klassische Philologie in beiden Fällen viel bedeutet hätte. Graefe (ADB IX, 555), in Chemnitz 1780 geb., Schüler Gottfr. Hermanns, dann einer der vielen sächsischen Hauslehrer im Baltikum, wurde 1810 nach Petersburg berufen, wo er mit Uwarow in persönliche Beziehungen trat. Seit 1818 Mitglied der Akademie, beschäftigte er sich u. a. mit Nonnos, den Bukolikern, grammatischen, auch sprachvergleichenden Arbeiten, glänzte auch als Dichter griechischer Sprache und starb in seiner zweiten Heimat St. Petersburg 1851. Spohn (Bursian, Gesch. der kl. Phil. 716) dozierte seit 1815 an der Universität Leipzig, wo er 1819 ordentl. Professor wurde, arbeitete über Homer, Hesiod, antike Geographie, nahm auch gleichzeitig mit dem Franzosen Champollion die Entzifferung der ägyptischen Schriftzeichen in Angriff. Der Versuch, dessen Fehlschlagen in beiden Fällen nicht wundernimmt, ist doch bezeichnend dafür, was man nach der gerade für Berufungsmöglichkeiten so jämmerlichen und verzweifelten Lage in der ausgehenden Klingerschen Kuratel nun bei neu befestigten äusseren Bedingungen beanspruchen zu dürfen glaubte.

Seite gleich von Anfang an Bedenken hervor. Als Lehrer scheint er mit seiner nüchternen grammatischen und textkritischen Art M. glücklich ergänzt zu haben. Der schon mehrfach erwähnte Anders scheint freilich als Haupteindruck nur behalten zu haben, dass Fr. bei einer Interpretation der Frösche des Aristophanes das Gequake der Frösche sehr täuschend nachmachte. Im Falle der Inschriften sah Francke sich da, wo er um das Verständnis der Stellen ehrlich gerungen hatte, mit billigem Gerede kritisiert. War er an der Hand des Materials zu einer sprachlich und sachlich begründeten Ergänzung gekommen, so verdross es ihn, wenn der „Freund" von der Warte des kritischen Skeptizismus herab zu verstehen gab, dass das alles ja ganz hübsch ausgedacht sei, dass er selbst wohl auch ähnliche Möglichkeiten erwogen habe, aber dass freilich der Bedenken viele seien, dass man ebensogut oder besser an etwas anderes denken könne, dass absolute Gewissheit eben da nicht zu erzielen sei u. s. w. Fr. schrieb sofort am 18. IV. 23 einen ihn köstlich charakterisierenden Brief an M., indem er ihm einen fürchterlichen Kampf bis zur Vernichtung ankündigte. Alle etwaigen Versuche, ihn durch persönliche Bemühungen milder zu stimmen, seien ganz aussichtslos. „Als beendigt darf nach meiner Meinung der Kampf nicht eher angesehen werden, bis einer von beiden sich verloren gibt." Von M.s Aufstellungen werde kein Stein auf dem anderen bleiben. „Werden Sie empfindlich, so schaden Sie nur sich selbst." „Wer die Wunden, ohne welche es dabei nicht abgeht, nicht verschmerzen kann, muss den Streit nicht anfangen u. s. w." Auf diese lächerlichen Rodomontaden antwortete M. mit voller menschlicher Überlegenheit in dem Sinne, dass er weit entfernt sei, ihn von seinen Absichten abhalten zu wollen; werde die Sache durch weitere Diskussion gefördert, so sei ihm das nur lieb, er selbst freilich habe nicht im mindesten die Absicht, sich auf eine Polemik einzulassen. So schwieg er denn auch und liess es sich im wesentlichen ruhig gefallen, dass ihm das widerfuhr, was er seit seiner Jugendzeit als schlimmste Begleiterscheinung der wissenschaftlichen Produktion gehasst und verachtet hatte, eine mit breitem Behagen, boshaftem Witz und persönlichen Anspielungen aufgezogene, an unbedeutende Gegenstände der Diskussion angeknüpfte Polemik. Francke nämlich schrieb jetzt mit einem Bienenfleiss und breit ausladender Gelehrsamkeit über die paar Inschriften einen grossen Folianten zusammen (Griechische und

lateinische Inschriften gesammelt von O. F. von Richter, herausgegeben von Joh. Val. Francke, Berlin, Reimer 1830, 551 Seiten), den er „mit ungeheuerem Kostenaufwand“ (Neuer Nekrolog der Deutschen VIII 1830, 2. Teil, 740) drucken liess und in dem er geflissentlich die flüchtigen Einfälle M.s Revue passieren liess. Den letzten Bogen korrigierte er auf dem Totenbett, die übermässige Anstrengung hatte ihn überreizt, ein Nervenfieber raffte ihn in diesem Zustand in jungen Jahren dahin. Sieht man auf die Sache, so hat Francke natürlich in siebenjähriger intensiver Arbeit aus diesem Material sehr viel mehr herausgeholt als M. mit seinen in der Laune des Augenblicks geborenen Einfällen. Ferner ist Franckes Art, mit einer gewissen engstirnigen Konsequenz das paläographische, sprachliche und inhaltliche Material zu einem Lösungsversuch zusammenzupacken, für die Forschung weit erfeulicher als M.s spielerischer Skeptizismus. „Möchten wir beide“, so schreibt Francke in der Vorrede, wo er triumphierend die Hauptprunkstücke seiner Polemik hoch hebt, „uns nur vor allen Dingen darüber verständigen, dass ein Streit zwischen uns über das Ziel und die Methode der Konjekturalkritik ohne Erfolg bleiben muss, weil ich, mag ich im einzelnen Recht oder Unrecht haben, doch nun und nimmermehr von den Versuchen, positive und das Ganze umfassende Ergebnisse zu finden, er hingegen bei solchen Aufgaben ebensowenig von den Warnungen davor abstehen wird. Für möglich oder unmöglich zu halten, dass auf dem Ehrendenkmal eines Mannes am Ende vieler Lobsprüche gestanden habe, er sei vom Rate verurteilt worden, zu wissen oder nicht zu wissen, dass die Kaiser ihr Konsulat nicht jährlich erneuerten, dass in *Φλ'. Λέοντος* das *λ'* nicht auf die Zahl 30 deutet, dass es eine Göttin Anaïtis gab, dass *ἀπολογώτατος* aller Analogie zuwieder, *βαθρικὸν* kein scalare, *τὸ τεῖχος ἀναιρεώθη* kein Griechisch ist, und Ähnliches mag ihm minder bedeutend scheinen, wenn ihm nur kein gewagter Ergänzungsversuch von Worten oder Tatsachen nachgewiesen werden kann, der sich hinterher nicht bestätigt. Ich hingegen scheue mich sehr vor Fehlern jener Art, während ich mich Gefahren der letzteren wissentlich bei jedem Schritt aussetze. Nennt er sich einen Skeptiker, so bin ich es auf andere Weise vielleicht noch mehr, indem ich in der Kritik gar keine Gewissheit für objektiv anerkenne, nicht einmal die des aufmerksamsten Augenzeugen, wirklich genau das gesehen zu haben, was er mitteilt, oder die eines untadelhaften Berichtes oder Textes, der

sich bisher ohne Abweichung Jahrhunderte lang fortgepflanzt hat, ebendeswegen aber um so weniger Bedenken trage, was mir jedesmal subjektiv gewiss ist, entschieden hinzustellen, bis ich selbst oder andere Besseres finden." Will man überhaupt von einem Streit über die Methoden der Textkritik reden — beide sahen es so an, in Wirklichkeit liegt der Gegensatz natürlich an einer anderen, viel tieferen Stelle —, so hat Francke mit jenen Worten die Sache einigermassen klargestellt, er besserte z. B. in den angegebenen Stellen ἀξιολογώτατος und ἀνενεώθη. Tragikomisch mutet es an, dass die zyprische Inschrift, an der sich der Streit ursprünglich entzündet hatte, in der Folgezeit abermals zu einem Zankapfel zwischen Welcker und Gottfr. Hermann wurde, wie in Dorpat zwischen M. und Francke[149]), dass hier, sieht man vom Methodischen ab, im Tatsächlichen manche Dorpater Streitobjekte durch bessere Lesungen gegenstandslos geworden sind und dass im übrigen M. in diesem Fall, wo er kaum mehr Tage an die Sache setzte, als jener Jahre, mehr Recht im ganzen und einzelnen behalten hat, als jener. Ein wirklicher Vergleich der Leistungen für alle Inschriften ist bei der Sachlage nicht möglich, ich glaube, es kann nicht zweifelhaft sein, dass M., wenn er wirklich einmal in seinem Leben 7 Jahre ernstlich an einen Stoff gesetzt hätte, eine

149) Vgl. Welcker, Sylloge epigr. graec. 1828 no. 34; dagegen Gottfr. Hermann, Leipziger Lit. Ztg. 1829. 80. Welcker antwortet 1829 (Zu der Sylloge e. gr., Abweisung der verunglückten Conjekturen des Herrn Prof. Hermann, 44 ff), Hermann darauf wieder L. L. Ztg. 1829 1192 f. Es berührt peinlich, diese beiden einander Mangel an Kenntnis der Gräzität, der Prosodie sowie der kritischen Methode vorwerfen zu sehen ganz in der Art Franckes. Welcker urteilte über die Dorpater Kollegen an der zuerst genannten Stelle: editum fuit . . . cum Franckii et Morgensternii commentationibus . . ., sed ex apographo minus scito, ita ut operam perdiderint viri doctissimi, emendando ille ex ingenio, hic autem examinanda collegae explicatione et idoneis argumentis dissolvenda. Neque Franckium ipsum ab inveniendi et hariolandi ardore, fallaciarum pleno, quem in tali opere nemo facile satis defendit, remissiorem sedatioremque factum, istud commentum diu tuitum esse credo. Hierauf konnte F. noch im Nachtrag in seiner gereizten und drohenden Manier eine Antwort geben (498). Dass Francke in seinen Änderungen und Aufstellungen oft sehr kühn ist und M. mit Recht dagegen Bedenken geltend macht, ist richtig, berührt aber nicht das eigentlich Wichtige und Prinzipielle des Falles, obwohl auch M. selbst es so ansah, nämlich als einen Streit willkürlicher Konjekturalkritik gegen bedachtsame Vorsicht. Ein zweiter Konflikt, der aber mehr sachlich und implicite geführt wurde, entbrannte zwischen den Dorpater Philologen anlässlich einer Münze. Die Dokumente sind: Neues Museum der teutschen Provinzen Russlands I, 1. Anhang und Morgensterns Universitätsprogramme 1826 I und II.

nicht nur schriftstellerisch, sondern auch inhaltlich ganz anders bedeutsame Leistung zuwege gebracht hätte. Er ist eigentlich überall, wo nicht das Sitzfleisch in Betracht kommt, der Überlegene. Den schwierigen letzten Vers der zyprischen Grabinschrift

Εὐλάλιος γαμικὸς μοῦνος ἐνὶ φθιμένοις

hat er richtig verstanden: hochzeitlich allein nach dem Tode, Persephone ist die Braut (a. a. O. 670 ff), freilich nach seiner Art gleich wieder sich Einwände machend, beim Thema Mysterien Warnungen des kalt und scharf prüfenden Lobeck zur Vorsicht nicht überhörend, doch hoffend auf Erfüllung von Senecas Wort: Eleusis servat quod ostendat revisentibus. Der nüchtern platte Francke hat ihn wegen jener Deutung mit Hohn und Spott übergossen, bei ihm, Welcker und G. Hermann ist der Sinn der Stelle wieder verdunkelt, freilich in verschiedener Weise, v. Wilamowitz aber erklärt, ganz wie M., bei Kaibel, Epigrammata graeca no. 288: apud inferos tantum matrimonio paratus sum [scil. Persephonae]. In einem anderen Fall zeigt M. durchaus richtiges Sprachgefühl, wenn er nämlich in dem Plural

ἐς αἰθέρα καὶ Διὸς αὐλάς

eine Erweiterung und Vergeistigung des Begriffs sieht, worüber Francke, der beim Plural immer viele Dinge sehen will, höhnt. Der Plural ist dann bestätigt worden, und M. hat Recht behalten. Volle Überlegenheit im Persönlichen und Menschlichen ist von vornherein bei M. unverkennbar. Boshafte persönliche Anspielungen und kleinliche Nörgeleien charakterisieren Franckes ganze Polemik, nach bekannter Manier soll überall nachgewiesen werden, der „Freund" und „Vorgänger" kenne irgendeine Tatsache sprachlicher oder sachlicher Art nicht und könne kein Griechisch. Da M. in jener zyprischen Inschrift auch den Einfall gehabt hatte, vielleicht sei das schwierige Gamikos das Proprium und „eulalios" bedeute der „wohl redende", meint F. (79), „der gute Gamikos beweist nur seine Gesprächigkeit, indem er sie sich mitten in einem ganz fremdartigen Satz beigelegt. Von einer solchen Gesprächigkeit hat man wohl Beispiele, die man nicht weit zu suchen braucht". Nicht übel heisst es von M., dem bei seiner (richtigen) mystischen Erklärung des Schlussverses gleich wieder Bedenken gekommen waren, dass bei ihm" ein ungebetener Hochzeitgast, der nicht recht fest auf den Füssen steht, sich mit einer doppelten Verbeugung gegen Creuzer und Voss zwischen zwei Stühle setzt" (80). F. fasst

das *βαθρικόν* in einer Grabschrift nicht als Treppchen wie M., sondern als Basis, spottet also über das morsche Ding, auf dem man jenem ja nicht nachklettern solle. Der Witz ist gleich schlecht, die Beweisführung aber glücklicher in einem anderen Fall, wo M. unter einem erwähnten *δημόσιος* einen Polizeidiener verstand, Fr. einen tabularius. Er fürchtet, der Polizeidiener in M.s Sold werde das Denkmal nicht gegen kritische Misshandlung schützen. „Den Schnörkel am Ende der Inschrift überlasse ich meinem Vorgänger, der ihn für einen Zierat hält, zum Ehrenzeichen für seinen Polizeidiener." Dagegen ist der Witz treffend und die Beweisführung einleuchtend in einem dritten Fall, wo es sich um eine von einer Frau ihrem Mann gesetzte Ehreninschrift handelte. Mit Überraschung fand M. ihn am Ende genannt *κατα-ψηφισθέντα ὑπὸ τῆς ἱερωτάτης βουλῆς*. „Denn hier schliesst in edler Einfalt die . . . Inschrift." Darauf F.: „Überraschend und einfältig genug: aber wo steckt das Edle?" „Wer so urteilt, dessen Überraschung wird erneuert werden, wenn durch blosse Verdoppelung der Endsilbe des *κατα* plötzlich die Verurteilung schwindet . . . *κατὰ τὰ ψ. . . .*", also: gemäss den Beschlüssen. In wieder einem anderen Fall erkennt F. in dem seinem Vorgänger unverständlichen ANAEITEIA Spiele zu Ehren der Anaitis. „So hat sein Genius ihn hier ganz verlassen? Oder hätte nicht die himmlische Lautenspielerin Anaïtis, der weibliche Morgenstern, ihm vor allen huldreich erscheinen sollen?" Es ist die einzige Stelle, wo der überreizte Mann den Namen seines Gegners bei Gelegenheit einer anzubringenden Bosheit sich in die Feder kommen lässt. Von dem Ton seiner Polemik sagt er selbst (86): „Sollte unser Ton nicht ganz zusammenstimmen, so kommt das daher, dass er sein Instrument nach der Stimmgabel eines alten Freundes in den Dresdner Kammerton mit gleichschwebender Temperatur gestimmt hat, ich hingegen das meinige bald auf diesen, bald auf jenen Ton der Lessingschen Tonleiter zu stimmen pflege, je nachdem ich den einen oder den andern für den treffenden halte". Die in einzelnen Bogen des grossen Werkes allmählich ans Licht tretenden Angriffe Franckes lösten, wie natürlich, in dem kleinen Universitätsstädtchen, das die Professoren im vertrauten Gespräch als Höhle der Fama zu bezeichnen pflegten, grösstes Erstaunen aus. Sah man doch die Gelehrsamkeit eines Mannes etwas zerzaust, der in allen Humanioribus als eine Art Doktor Allwissend galt, der, wie es der derbe Krause in seinen Memoi-

ren an einer im Druck unterdrückten Stelle ausdrückt, „alles herauszubringen vermag, selbst ob ein gefangener Floh zwischen den Nägeln oder auf der Bettleiste geknickt wurde". Ausser Krause berichtet auch Anders in seinen Memoiren von dem grossen Streit. Sehr schön sagt Mercklin, der in der wissenschaftlichen Arbeit doch ganz andere Bahnen wandelte als M., zu dem Fall folgendes, was ich durchaus unterschreibe (24): „Der Mannesseele, welcher Freundschaft und Liebe ein Bedürfnis war, fehlte aber auch der Mut nicht, ohne Beistimmung und im Kampf mit Widersachern den eigenen Weg zu gehn, welchen er als den rechten erkannt hatte. Darum zerfiel er in der letzten Zeit in Halle mit F. A. Wolf, darum scheute er nicht den langen Federkrieg mit seinem nächsten Kollegen Joh. Val. Francke, ohne dass deshalb ihm der Blick für das, was er jenem schuldete und fort und fort an ihm verehrte, was er an diesem bereitwillig anerkannte, getrübt ward. Und aus diesem Streit trat er wenigstens insofern als Sieger hervor, als er dem heftigen Angriff die massvollste Haltung, eingedenk seiner Sophrosyne, und als er sich und der Sache genug getan, Schweigen entgegensetzte". In der Tat waren die menschlichen und persönlichen Gewichte auf den Wagschalen dieses Streites so verschieden verteilt, dass er M., zumal die Einzelheiten das gelehrte Publikum wenig interessiert haben werden, kaum geschadet hat. In der Vorrede zu Kühlstaedts Dissertation, wo er, wie schon erwähnt, 1832 einen Überblick über die Geschichte der Dorpater Philologie gibt, äussert er sich so würdig, wie man es in einem solchen Fall nur tun kann, über den Verstorbenen im Anschluss an die lange von ihm gehegten Hoffnungen auf die durch ein philologisches Seminar zu erzielende Verbesserung des philologischen Unterrichts (p. XV): Atque maiori iure exspectari id poterat, quum paulo post, auctumno eiusdem anni (1821) de schola Flenopolitana, cuius esset subrector, evocatus, mea quidem opera et collegis et curatori illustrissimo primum commendatus, Dorpatum advenisset philologus pereruditus, haud vulgari acumine praeditus, Joannes Valentinus Franckius, Holsatus, Callino suo nonnullisque aliis scriptis in orbe litterario nomen insigne consecutus, Heinrichii, Kiliensis olim, nunc Bonnensis universitatis litt. professoris clarissimi, quondam discipulus, iam alter in univ. litt. Dorpatensi ll. gr. et lat., simulque historiae litterarum et paedagogicae p. p. o. Licet enim fieri non potuerit quin per officii communionem ad consuetudinis familia-

ritatem quandam adducti, nos, ego et ille, pro diversa nostra et sentiendi et iudicandi ratione in non paucis rebus, praesertim in re critica, haud raro dissentiremus, tamen in iudicio de indole discipulorum ferendo, ut in verissima eos praeceptis iuvandi voluntate, prope consentiebamus . . . Dann heisst es in anderem Zusammenhang (XXVII): Franckio improvisi morbi dira acerbitate litteris atque academiae Dorpatensi erepto . . .

Zahlreiche Entwürfe und Pläne auch auf philologischem Gebiet gingen nach Ausweis der Tagebücher dem beweglichen Mann durch den Kopf, aber ausgeführt ist davon nichts worden. Ich erwähne den Plan einer Sammlung der auf die Geschichte der antiken Philosophie bezüglichen Autorenfragmente und Zeugnisse, ein Riesenunternehmen, bei dem freilich die Ausführung auch nur eines kleinen Teils mehr bedeutet hätte als das Planen des Ganzen. M.s Nachfolger Preller hat gerade im Jahre seiner Ankunft in Dorpat 1838 die erste Auflage seiner mit Heinrich Ritter herausgegebenen Historia philosophiae graecae et romanae ex fontium locis contexta ausgehen lassen, ein noch jetzt in Ansehen stehendes Werk, bei dessen Neuherausgabe auch der zweite Nachfolger Jaesches, Gustav Teichmüller (in Dorpat 1871—1888), gelegentlich beteiligt war. Eine andere Aufgabe, die M. lockte, war z. B. die Sammlung aller auf die bildenden Künste bezüglichen Notizen bei antiken Autoren. Andere Einfälle sind mehr allgemein gedacht, Studien über Geschichte der moralischen Vorstellungen u. ä. m., natürlich immer mit kritischem, wertendem Kommentar geplant. Wie wenig er überhaupt Historiker im positiven Sinn ist, beweist folgender wunderlicher Einfall: *Wer den Ammianus Marcellinus umarbeitete in Rücksicht des Stils, täte, bei der Trefflichkeit des Inhalts, vielleicht etwas nicht ganz Undankbares* (DXXXVI, 155); also glaubte M. allen Ernstes, man solle doch, wie man für die Schüler einen von allen grammatischen Flecken gereinigten Cornelius Nepos herausgegeben hat, so auch für die Erwachsenen einen in seiner stilistischen Tracht allzu eigenwilligen und zu wenig salonfähigen Autor umkleiden und in die philologische Normalkleidung schnüren. Ammianus Marcellinus ist allerdings ein überaus schwer lesbarer Autor, da er, als geborener Grieche ohnehin nicht frei über das Latein verfügend, obendrein zu einer wunderlichen und bizarren Mischung aller möglichen Seltsamkeiten des Stils neigt und nach Jean Paulscher Manier mit ständigen Lesereminiszenzen die Darstellung würzt. Der

ernste Sittenrichter, der pathetische Charakterzeichner, der allem Zwang und allem Dogmatismus abgeneigte neutrale Monotheist mochte andererseits M.s Sympathie leicht finden.

Dass Wolf ihn oft und dringend gemahnt habe, gerade auch nachdem eine örtliche Trennung eingetreten war, seine Kräfte zu grossen philologischen Leistungen zu konzentrieren, wie er sie von ihm erwarte, hat M. oft aufgezeichnet: *Was Wf. wollte, dass ich werden sollte, ward ich nicht: ein bedeutender Philolog* (DXXXV, 148), u. ä. oft anderwärts; das hat er auch in der Jubiläumsrede hervorgehoben (12). Hier heisst es, dass er weder Wolf noch sich selbst in dieser Beziehung genug getan habe. „Warum nicht? Weil ich, dieser Mensch, dies Einzelwesen, mit von der Natur so und nicht anders angelegten, meinem Geistes- und Gemüts- und Geschmacksbedürfnis gemäss nur weiter auszuführenden Umrissen eines Charakters, deren ich mir lebendiger und meiner selbst gewisser bewusst war, als jeder Dritte es sein konnte, sogar einen Fr. Aug. Wolf nicht ausgenommen, — kurz weil ich von je meinen eignen Weg zu gehen liebte. *Αὐτὰρ ἐγὼν βασεῦμαι ἐμὰν ὁδόν*, schrieb ich einst ihm selbst". Der Spruch, der ein Lieblingswort Wolfs ist, das er in entscheidenden Momenten gern gebrauchte (so einmal gegenüber Heyne als angehender Schulmann, das andere Mal gegenüber Wilh. von Humboldt in Beziehung auf die verdriesslichen Berliner Kämpfe um Plato, Heindorf u. s. w.; Reiter, Ilbergs Neue Jahrb. VII (1904) 90; Körte II 106), ist, wie man sieht, gerade bei diesem Adressaten gut gewählt. Übrigens sind mir Briefe der erwähnten Art zwischen Wolf und M. nicht bekannt. Im Jahre 1808 besuchte M. Wolf in Berlin zu Beginn seiner grossen Reise und schrieb in sein Tagebuch darüber u. a.: *W. mahnte mich an eigne philologische Arbeiten: es sei endlich wieder Zeit. Und darin hat er Recht* (CCC, 95). Wolf berichtet über M. im Anschluss an diesen Besuch am 8. Sept. 1808 an Joh. von Müller in der erwähnten Weise (Briefe an J. v. M., hsg. von Maurer-Constant III, 386).

In der Natur der Morgensternschen Eloquenzprofessur liegt es, dass seine Äusserungen über mangelnde grosse philologische Leistungen nicht widerspruchslos sind. Bald ordnet er sich ohne weiteres in die Linie der Philologen ein und erklärt es aus der grossen Zersplitterung seiner Kräfte — und wer würde ihm dies nicht gern zugestehen? — oder aus anderen persönlichen Gründen, etwa der Ruhelosigkeit seines liebebedürftigen

Herzens, dass es nicht zu dauernd befriedigenden Leistungen bei ihm gekommen ist. Bald aber deutet er an, dass er es ja eigentlich auf anderes, in seiner Art Gleichwertiges oder gar Besseres abgesehen habe. Es wird jedoch hier das richtige sein, M. selbst in einer knappen Auswahl seiner ungeheuer zahlreichen Äusserungen zu dieser Frage zu Wort kommen zu lassen.

Winckelmann sagt: Warum sollte ich meine Zeit mit Kollationieren von Handschriften hinbringen, da ich das Altertum aus alten Denkmälern erklären kann? Auf ähnliche Art sag' ich mir: Warum meine Zeit verschwenden mit mühseligem Zusammensuchen und Forschen über unbedeutende Dinge, da ich mich mit dem Geist und Charakter der edelsten Menschen aller Zeiten beschäftigen und vielleicht manches von anderen weniger Bemerkte, weniger Gefühlte in ihnen nachweisen kann (DXXXV, 80)?

Merkwürdig bleibt mir immer F. A. Wolfs gewissenhaftes Streben nach historischer Wahrheit in der Literatur, auch in Kleinigkeiten, bei seinem übrigens so kritisch-skeptischen Geiste. Nov. 1804 (ib. 87).

In der Regel haben Weltleute und Geschäftsmänner von Geist eine besser gewählte und besser verdaute Lektüre als Gelehrte vom gewöhnlichen Schlage, da jene, weniger lesend, nur das Klassische lesen. 1804 (ib. 115).

So wie Konjekturalkritik als die Blüte philologischer Kenntnisse von selbst hervorgeht im wohlorganisierten Kopfe, so in einem wahrhaft weiblichen Gemüt, auch wo das Weib kalt scheint, die L i e b e. Jene ist kein besonderes Talent des wahrhaft philologischen Kopfes, diese kein besonderes Talent des wahrhaft weiblichen Herzens. Eins wie das andere gehört zum vollständigen Ganzen, quillt unausbleiblich zu seiner Zeit (ib. 295 f).

In der Jubiläumsrede heisst es im Zusammenhang mit dem weisen Rat Funks, der ihn in der Jugend vor allzu gefährlichem ardor studii litterarum durch sein Dringen auf Sophrosyne bewahrt habe: *Und so bin ich alt geworden, und der Baum, nicht krank, nicht saftlos, hat doch der reifen Früchte bei weitem weniger getragen, als er wohl gekonnt, und, denk ich, gesollt hätte. Heindorf, der berühmte Philolog, einst noch auch mein fleissiger Zuhörer in Halle, von seinem alten Vater, dem Berlinischen Professor, mir persönlich zugeführt und von dessen Kollegen, meinem Freunde Spalding, besonders empfohlen, starb von überspannter Anstrengung und übertriebener Arbeitsseligkeit nur zu früh erschöpft, lange vor der Zeit. Ich*

gab ein Beispiel wohlbenutzten Rates eines weisen Mannes (a. a. O. 6). Anders als an dieser recht merkwürdigen Stelle klingt es wieder sonstwo. Da will er überhaupt nicht unter die Philologen, sondern unter die Schriftsteller deutscher Nation gerechnet werden, die man liest, nicht *weil sie ein Buch geschrieben, sondern weil sie selbst so oder so waren* (DXXXVI, 118; v. J. 1806).

Immer wieder fällt auf, wie fern M. im Grunde jedem geschichtlichen Denken steht. Vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts aus, das ein rechtes saeculum historicum war, ist man geneigt und berechtigt, bei Winckelmann und Fr. A. Wolf die Anfänge historischer Betrachtung hervorzuheben. Dem Zeitgenossen erschien das, wie gerade M. beweist, keineswegs so, und das umsoweniger, als bei jenen selbst ja die historische Betrachtung mit andersartigen Impulsen versetzt war. Bemerkungen in dieser Richtung findet man bei Spranger, W. von Humboldt und die Humanitätsidee, S. 458 und 490 f. Es ist bei M., dem Eloquenzprofessor, schwer zu entscheiden, inwieweit er, in seiner Dorpater Isolierung weniger von Modeströmungen gepackt, im 18. Jahrhundert stehen bleibt und inwieweit er Altes nach seiner Sonderart weiterbildet. Denn eine eigenartige Leistung bleibt es doch, in der erstem Hälfte des 19. Jahrhunderts diese Fülle von Fächern nicht als ein blindes Sammelsurium, sondern als lebendige Einheit persönlich als Prophet des Humanismus vertreten zu haben. Prachtvoll ist auch die Antwort, die M. einmal dem sich immer als herumhorchender, undelikat geschäftiger Meister Ubique bewährenden Böttiger auf dessen Frage „Was haben Sie auf dem Amboss?“ gab. Sie lautet kurz und klar: *Mich selbst!* (17./29. Jan. 1808).

7. Freunde und Korrespondenten. Persönliches.

Mit Dank gegen die Vorsehung zählt der Alte bei der Festtafel (Auch ein Vortrag 13 ff) eine stattliche Reihe meist berühmter Namen auf, deren Freundschaft ihm beschieden gewesen sei. Hätte er alle aufzählen wollen, denen er diesen Ehrentitel irgendwann einmal gegönnt hat, so wäre die Liste fast ins Unübersehbare gewachsen und hätte zum mindesten eine dreistellige Zahl erreicht. Freilich hatte seine Seele von der Knabenzeit an geschwelgt in dem hohen Namen „Freund“ und „Freundschaft“, sich unendlich oft einsam und unverstanden gefühlt, aber doch bei ihrem Bedürfnis nach Verehrung und bei ihrer Mitteilsam-

keit immer wieder Anschluss gesucht und gefunden. Man wird auch hierin die Verwandtschaft mit Cicero nicht verkennen. Umfasste doch M.s eigene Briefkorrespondenz jährlich mehrere hundert Nummern, so dass wohl das nulla dies sine epistola die Regel darstellte. Dass Tränen, Umarmungen, Seufzer, Melancholien sehr locker sitzen, ist schon wiederholt angedeutet worden. Das gehört ebenso wie gewisse Überschwänglichkeiten zum Lebensstil nicht aller, aber doch recht vieler jener Generation. Natürlich ist das auch zur richtigen Würdigung der Briefe Parrots an Alexander zu bedenken. In der so sehr anziehenden Schilderung Julius Eckardts von der Universität Dorpat ist gerade das verzeichnet, dass der Leser das ganz falsche Bild einer harmlosen patriarchalischen Beschaulichkeit erhält, das am allerwenigsten für die repräsentativen Figuren der ersten Zeit passt.

Zum treuen Freund machte M. vor allem sein zarter Herzenstakt. Der alte Jaesche bittet ihn 1823 beim Tode seines Erstgeborenen „als eine tröstende Erscheinung alter Freundschaft" zu sich. In der Begräbnisstunde seiner verklärten Sally hatte M. vor 15 Jahren ihn unter dem Geläute der Sterbeglocken „durch Gespräche, die das Jenseits zum Gegenstand hatten" erheitert und gestärkt. Krause ist immer wieder gerührt über kleine, zarte Aufmerksamkeiten, die er seinen Kindern erweist; Leute, die im Spital der Liebe krank lagen oder liegen, wie die beiden Kügelgen und Grass, wissen ihn als zartsinnigen, vertrauten Kenner dieser bittersüssen Leiden zu schätzen.

Das Verhältnis zu Parrot, von dem bisher schon vielfach die Rede war, mag hier zunächst durch ergänzende Bemerkungen verdeutlicht und in der Darstellung abgerundet werden. Die Freundschaft der beiden schloss sich, wie M. an Klinger berichten konnte, in der ersten Viertelstunde so, als ob sie von jeher bestanden hätte.

Die Gemeinsamkeit der Grundanschauungen ist in der Tat sehr gross: gerade wo M. gewisse Unterschiede des religiösen und moralischen Urteils hervorhebt, bemerkt der heutige Leser vielmehr das Einigende im Grundsätzlichen, dem gegenüber die angeführten Nuancen nicht allzu viel besagen [150]). Auch die

150) In einer persönlichen Verstimmung wird wohl auch einmal besonders scharf formuliert. So in folgendem Beispiel:

Einer kennt mich: Der über uns alle und in uns, das ist mir Bedürfnis. Für Parrot nicht. Aber darum bedarf er auch keines menschlichen Freundes, so

heroisch-pathetische Deklamation bei der Vertretung der Gedanken der Aufklärung ist beiden so sehr zu eigen, dass bei manchem dieser Art, wäre es ohne Verfassersnamen überliefert, die rechte Zuweisung für mich wenigstens schwierig wäre. Man hat zur Erklärung dieser Dinge allzusehr das französische Blut Parrots herangezogen, dessen Bedeutung ich im übrigen nicht verkenne. Aber im Persönlichen sind die Unterschiede doch recht gross. Der grundsätzliche Optimismus des Aufklärers ist bei beiden ganz verschieden im einzelnen entwickelt. Der dämonische, unberechenbare Parrot zeigt dem einzelnen Vertreter der Gattung Mensch gegenüber leicht Misstrauen, hat Freude am Kampf, wobei sich ihm die Sache, für die er rücksichtslos ficht, ohne weiteres als die gute schlechthin darstellt, die des Gegners als die schlechte[151]). M. ist viel ausgeglichener, wird viel leichter auch der Sache des Gegners gerecht. Die aristokratische Verehrung grosser Männer scheint ihm wohl verträglich mit dem Gedanken der Humanität, sind sie doch eben die reinsten Vertreter des eigentlichen Wesens der Menschen.

Schon Bienemann (215 f) hat darauf aufmerksam gemacht, dass M. in seinen Briefen[152]) an Doppelmair und dessen Frau

---

wie ich bedurfte (DXXXV, 251). Vielleicht interessiert auch folgendes Zeugnis über P.:

Am Charfreitag 1806 erzählte er, wie er in früheren Jahren Religionsschwärmer gewesen, aber ohne dabei an eine andere Welt zu denken. Diese sei ihm immer, auch damals, gleichgültig gewesen. Im Dezember 1806 erzählte er, er habe in seiner Jugend zu Gott gebetet, ihn ewig verdammt sein zu lassen, wenn er je an der Dreieinigkeit zweifle. An der Göttlichkeit Christi habe er nie gezweifelt, als bis einmal ein gesetzter junger Mann in seiner Gegenwart von Christus gesagt habe: „Ja, er war ein grosser Mensch". Bei diesen Worten sei 's ihm von den Augen gefallen wie Schuppen (DXXXIV, 72).

151) Ohne es zu wollen, charakterisiert er sich mit seinem gern als Kampfmittel verwendeten Tugendstolz schon in jenem in der Jugendzeit niedergeschriebenen Rezept über die zum Lebensglück ihm ad usum cotidianum nötigen Dosen von labor, temperantia, veritas, utilitas, amor, wo es heisst:

Si advenit crisis, adde virtutem sublimatam. Als matérialiste gerade für dieses Medikament wird dann Cato angegeben (Bienemann, a. a. O. 36).

152) Man könnte das nach vielen Seiten hin ergänzen. Ich begnüge mich mit folgender charakteristischer Briefstelle:

An Niemeyer schreibt M. am 19. Nov. 1803: „Parrot ist ein seltener Mensch. Schwerlich sahn Sie einen, der, wenn er ruhig ist, so anspruchslos ist, und wenn er wild wird, so laut ansprechend und so kühn. Ich weiss nicht, ob ich in dieser Verbindung hinzusetzen darf: er hat in Dorpat keinen, dem sein

immer im Tone hochachtungsvoller Freundschaft von Parrot spricht, bemüht, Missverständnisse aufzuklären, Verdächtigungen zurückzuweisen. „Hunc enim semper excipio neque me illi unquam comparo“ 25. Nov. 04. „Er ist der einzige in meiner Nähe, an dessen Charakter ich hinansehe“ 5. Okt. 03. Dieselben Töne begegnen, nur noch sehr verstärkt, in den Tagebüchern der ersten Dorpater Zeit. *Ein Zusammensein, wie das mit Parrot, macht Blick und Herz fester. Das tut mir wohl. Aber das gewöhnliche Schwatzen, das Treiben um nichts, kann ich nicht ertragen.* An anderer Stelle: *Vertrauen, festestes Vertrauen auf Parrots Charakter. Wenn er nicht rein ist, ist es keiner . . . Seine Freundschaft im engsten Sinn macht mich vielleicht besser von gewissen Seiten meines Wesens . . . Pt. ist ein grosser Mensch. Sein Selbstgefühl macht mich zuweilen irre über ihn. Dann erwacht auch das meine.* Freilich fehlte es von Anfang an nicht an Verstimmungen. Parrots gelegentlich burschikose, fest zupackende Art und seine Freude am Sticheln auch in Damengesellschaft erschienen M. undelikat. Platzte P. in ein Zimmer, wo gerade der preziöse M. mit einer Schönen konversierte, mit der Frage herein: „Was hat . . . mit dem hübschen M. zu schnaken?“ (DXCIII, 322), spielte P. auf irgendeine noch in der Entwicklung begriffene Herzensangelegenheit M.s taktlos an (DXCII, 352), prognostizierte P. dem Freund aus den Gebilden des sylvesterlichen Bleigiessens 1805/06 einen Kahlkopf — ihm, dem mit dem Christuslockenhaupt geschmückten — und eine Wiege, so verursachte das alles ein schmerzliches Befremden in der empfindsamen Seele M.s. Einen schlimmeren Konflikt gab es, als sich Parrot nicht geneigt zeigte, M.s Forderung eines längeren Urlaubs zum Zweck einer italienischen Reise, zu der er sich formell und materiell

Herz sich mehr aufschloss, als mir, fast von der ersten Stunde, als wir uns sahn. Nichts geschah für die Universität, seit ich in Dorpat lebe, woran das Schicksal mir nicht auch meinen Anteil vergönnte“. Nachdem das des längeren aufgezeigt ist, bricht M. ab: „Sind Sie noch nicht müde, den Eiteln (denn meine alten Fehler, so wie einiges Gute, was die Natur mir auf den Weg mitgab, nehm' ich mit, so lang ich da bin) von seiner Tätigkeit schwatzen zu hören?“ Vor Niemeyers Christentum warnt Lieven P. ebenso wie vor dem Sonntags. Von dem soeben erschienenen Werk von K. Menne über K. H. Niemeyer, Halle 1928 habe ich während der Korrektur die Besprechung von Eger (Deutsche Lit.-Ztg. 1929, 60 f) kennen gelernt. Der hier als von Menne benutzt erwähnte handschriftliche Nachlass N.s enthält zweifellos mindestens indirekt manches, was für M.s Studenten- und Dozentenzeit aufschlussreich ist.

legitimiert glaubte, zu unterstützen. Da wurde er, der im Anfang allzu kritiklos seinem alten Trieb zur Verehrung grosser Menschen nachgegeben hatte, für manche Fehler am Partner hellhöriger und hellsichtiger. Im Anschluss an eine Bemerkung Parrots über die Frau eines Professors notiert er, dass Pt. für manches schlechterdings kein Gefühl hat. *Manches ist ihm lächerlich, was einem Klopstock heilig war. An physischen Leiden anderer nahm Pt. lebhaften Anteil; inniges Mitgefühl an Seelenleiden anderer fehlte durchaus; überhaupt die Gabe, sich in andere Seelen zu versetzen.* Aber die alte Liebe bricht doch immer wieder auch in dieser Zeit durch, so in einem Brief an Doppelmair: *Hier Pts Antwort. Sagen Sie selbst, kann man diesem, auch wenn man ihm zürnt, jemals sich ganz entziehn? Sie könnens nicht, Alter. Ich auch nicht;* 27. IV. 07. Und als er auf der Reise in Weimar den Don Carlos sah, stürzten ihm im Gedenken an den Freund Alexanders und seinen eigenen Freund und an die gemeinsamen Ideale die Tränen aus den Augen (CCC, 183).

Mit Parrot zu verkehren, war gewiss nicht leicht. Widerspruch vertrug er nur schwer, in andere sich zu versetzen, hatte er offenbar weder Neigung noch Anlage. In der Wahl der Mittel war er keineswegs immer wählerisch; dass in der Frage der M.schen Reise Parrot dem Freund mit formalen und legalen Bedenken kam, verdross diesen besonders, wusste er doch, wie wenig es jenem in entscheidenden Krisen der Universität darauf angekommen war, sich über solche Dinge hinwegzusetzen. Das dogmatische, für fremde Ansichten wenig zugängliche Wesen Parrots erklärte er sich wohl auch gelegentlich aus seinen Wissenschaften, Physik und Mathematik, die ihn an positive Gewissheit gewöhnt hatten (DXXXVI, 182), während eine wesentliche Bedeutung der Humaniora für ihn ja immer gerade in der Gewöhnung an taktvolles Erfassen oder Erraten verschiedener Ansichten und Seelenzustände lag. Ebenso glaubte er die Mängel einer nur auf Menschheitsbeglückung und Wohlfahrt gegründeten Moral an P. studieren zu können und pries sich umsomehr seine formale, kantische. Den Künstler und Schriftsteller wollten Parrot und Krause nicht so hoch stellen als M. Man führte über diese interessante Frage häufig erregte Debatten. Eine ist fixiert in dem Buch DXXXVI, 222 ff, wo Joh. v. Müller, der diese Seiten in Cassel 1808 durchlas, an den Rand schrieb: *Dieses muss ausgearbeitet werden zu einem συμπόσιον.* Man entzündete sich an-

lässlich eines Falles, wo ein Künster auf einem Gut unter Bauern, wie M. meint, seine kostbare Zeit und Kraft vertut, während die beiden andern begreifen, dass jener in der Kunst nicht glaubte seine menschliche Bestimmung zu erreichen. Sie selbst stellen gleichfalls die Arbeit des praktischen Lebens höher. M. betont, die Kunst wirke doch erst recht zur Veredelung des Menschengeschlechts. P. gibt das nur für Wenige zu, beim Schiffbruch komme es nicht auf den Einzelnen, sondern auf die Rettung der Menge an. M. stellt selbst in diesem Fall die Rettung des einzelnen bedeutenden Menschen höher als die einer Menge von Unbedeutenden. P. kommt im Fortgang des Gesprächs immer wieder auf die „Gemeinnützlichkeit" zurück. *Es sei unbegreiflich, wie ich z. B. einen Staatsmann nicht für mehr wolle gelten lassen, als einen Maler oder Dichter. Unmöglich kann ich, erwiderte ich, einen Staatsmann geradehin für mehr gelten lassen als einen Homer, Rafael; einen gewöhnlich guten Staatsmann lasse ich nicht einmal für soviel gelten . . . Wo ist der Massstab, sie einander unterzuordnen*, sagt M. dann schliesslich selbst. Man sieht, dass M. durch jene Volksbeglückung, in der die Professoren der ersten Zeit das Höchste sahen, sich jedenfalls nicht den Eigenwert der ihm am nächsten liegenden Güter antasten liess. Ähnliche Diskussionen haben auch sonst die Gemüter der Freunde erhitzt. Ein hübsches Bildchen tut sich auf in einer kleinen Anekdote, die M. einmal seinem Freund J. v. Müller über eine Unterredung mit Parrot berichtet. Im Jahre 1806 gingen beide einmal in Petersburg eine Treppe herab. Parrot wurde gerade von seinem Monarchen über seine Ideen, die einen grossen Kriegsplan betrafen, im stillen zu Rate gezogen. „Das wusste ich, wenngleich damals nicht durch ihn [153]). Die von Elfenbein künstlich geschnitzte Figur meines Krückenstocks, schlecht befestigt, löste sich vom Stock, während wir so die Treppe herabstiegen. Ich wies auf den schadhaften Krückenstock, zutraulich sagend: „Nicht wahr, Sie kitten Europa und — meinen Stockknopf?" Er nahm das wenigstens damals nicht übel, wiewohl das Kitten, auch meines Stockknopfs, unterblieb" (3./15. Febr. 1808).

Die Briefe Parrots an Morgenstern aus den Jahren 1802—1808 fordern, soweit sie aus Petersburg geschrieben sind, die Freunde,

153) Offenbar durch Krause, in dem M. ja den eigentlichen Urheber der strategischen Gedanken Parrots sieht.

die getreuen, geheimen [154]), edlen, festen, zur Zuversicht auf, hämmern die Begriffe Mut, Freundschaft, Freude ein, atmen glühende Liebe zu Alexander, ebenso glühenden Hass gegen die Intriganten.

„Vivat Cosmopolitismus!" „Noch ist alles ein Chaos; aber die Schöpfung hat angefangen. Es tagt für den Bauernstand."

Wir hören, dass M. nach einer stürmischen Konseilsitzung, durch die sich P. tief gekränkt fühlte, dem Freund mit einem Geschenk (Newtons Principia naturae mathematica) wohl tat, der an M. schreibt: „Ich verstehe das Geschenk, das Sie mir machen, und noch besser die Sprache Ihres Herzens". Freilich klingt es noch grollend mit echt Parrotschem Pathos: „Man sollte den Mann, dessen Leben noch in täglicher Gefahr des Meuchelmordes seines Eifers wegen für die gute Sache steht . . ., der so manches Gewitter ungesagt über sich ergehen liess, sogar provozierte, um sie von der Universität abzuleiten, den Mann sollte man in einer solchen Erbärmlichkeit nicht als Verbrecher hinstellen". Parrot zerknetet — ein bezeichnendes Stückchen — bei Sitzungen auf Morgensterns Zimmer aus Nervosität diesem eine Menge Wachskerzen, so dass Frau Amalie sich veranlasst sieht, M. zum Ersatz etwas Kerzenähnliches, aber Essbares zu schicken. P. schickt an M. als den Redaktor des Vorlesungsverzeichnisses die „Daten zum Lektionskatalog, die in der Fakultät des zusammengetriebenen und nun auseinandergelaufenen Philosophengesindels zu haben sind. Mögen Sie von Apoll begeistert werden oder von der Sibylle, um das übrige zu erraten". Als M. Mitte 1808, nach schweren Kämpfen auch mit Parrot, endlich abreist, schreibt dieser: „Sie haben zuweilen die Freundschaft angeklagt, aber, Freund! Ich appelliere an Ihr eigenes Gefühl über diesen wichtigen Punkt, besonders nach Ihrer Rückreise. Wir haben etwas von der Rauheit dieses Klima angenommen; allerdings. Aber es ist nur im Äussern; und wir waren ja immer darin einig, dass wir offenherzig und aufrichtig sein wollen, weil nur die wahre Offenherzigkeit uns es möglich macht, uns zu verstehen. Zuletzt noch einen Beweis von meiner Offenherzigkeit, lieber Morgenstern. Sie werden Müllern sehen und erwarten vielleicht viel herzliche Freund-

154) Hier meint freilich der neugierige M. in seiner Antwort: *Wenn Sie schreiben: den Getreuen, so haben Sie Recht; den Geheimen, so spotten Sie. Doch wir teilen ja nur die Tugend aller geheimen Gesellschaften, die nichts auszuplaudern pflegen, weil sie nichts auszuplaudern haben.*

schaft von ihm, nicht Dienstleistung, aber die biedere, edle, gefühlvolle Freundschaft, ... eine Freudschaft, wie seine Briefe zu erwarten Sie berechtigen. Ich zweifle, dass Sie sie finden werden; und zwar gründet sich dieser Zweifel . . . auf einen gewissen Takt, den ich mir in meinen widerwärtigen Lebensjahren erworben habe. Erwarten Sie nicht viel, Freund, damit Sie sich den Genuss dessen, was J. Müller Ihnen geben wird, nicht rauben. Habe ich in meiner Vermutung Unrecht, so geniessen Sie denn das Grössere um so besser, je weniger Sie es erwarteten. Ich gebe Ihnen diesen Rat, lieber Morgenstern, weil ich weiss, wie sehr Ihre Seele an diesem Mann hängt und wie schmerzhaft es Ihnen sein müsste, ihn unter Ihrer Erwartung zu finden. Seien Sie nicht böse, wenn ich Ihnen hierdurch gleichsam sage, wie der alte Nestor zu den Griechen: „Ich bin älter und klüger als Ihr". Meine Klugheit habe ich teuer erkauft, wahrlich teuer!"

Nach Köhlers Tod, also 1838, dachte M. daran, nach Petersburg überzusiedeln und eine irgendwie ähnliche Stelle an der Akademie und den Kunstsammlungen zu bekleiden. Auch Parrots Beispiel, der seit 1826 als Akademiker in P. lebte, mochte locken, doch dieser riet in einem offenen, freundschaftlichen undatierten Brief entschieden ab, überhaupt von einer Übersiedlung, auch nach Deutschland. Der flüchtige Besucher werde in P. ganz anders umschmeichelt, als der dauernd Ansässige. *Ohnehin erwirbt man sich im Alter keine Freunde. Dazu kommt bei Ihnen etwas Spezielles, Ihre Harthörigkeit, welche Ihren Umgang erschwert.* Auch im *stolzen Ausland* werde er schwerlich das Glück jetzt noch finden. Er möge an die alten, verbliebenen Freunde in D. denken, besonders Jaesche. *Mögen wir beide noch ein Fünkchen sein von dem, was wir (Troes) waren, so sind wir doch, wie Jaesche sehr wahr in den Bart sagt, nicht veraltete, aber doch alternde Gesellen. Und so müssen wir uns bescheiden, als solche zu leben und zu sterben. Was liegt auch daran? Die Erdkugel wird fortrollen und die Nachkommen werden uns* $\frac{1}{100000}$ *ihrer Achtung schenken, die sie der ganzen Masse der nicht ganz unnütz gewesenen Freunde der Wissenschaft zollen — Freund! Wenn einst die Statistik des wissenschaftlichen Ruhmes kreiert sein wird, werden wir auch unsern Teil drin haben, aber es wird ein versteinertes Infusionstierchen in einem meilenbreiten Felsen sein. Vale et crede!*

Eine ganz andere, in ihrer Art nicht minder merkwürdige Persönlichkeit ist die Krauses, des hochverdienten Universitätsarchitekten und Professors der Landwirtschaft († 1828). Eine unbezwingliche Reise- und Abenteuerlust hatte ihn durch die Welt geführt. Es litt den Leipziger Studenten der Theologie nicht in den Hörsälen, er wurde schliesslich Marine- und Artillerieoffizier, kämpfte in Amerika mit, leider, was er nie ganz verwunden hat, gegen die Freiheit, erwarb sich eine gediegene kriegswissenschaftliche Ausbildung, machte ausgedehnte Seereisen, wurde schliesslich Hofmeister in Livland, dann Landwirt und kam durch Parrot, der eine Schwester seiner Frau zur Gattin hatte, an die neue Universität. Höchst merkwürdig, wie dieser genial beanlagte Wildling sich zum Baumeister entwickelt, sich die Vorlesungen zunächst möglichst vom Leib hält, dann aber auch über Landwirtschaft vorträgt — die Leute der ersten Zeit können alles, was von ihnen verlangt wird, nur persönlich sind sie äusserst reizbar und anspruchsvoll. Er berichtet selbst in seinen Memoiren, wie allerlei boshaftes Getuschel — besonders die Theologen der Fakultät und die Dorpater Gymnasiallehrer scheinen ihm gefährlich gewesen zu sein — vergebens seinen Charakter anzuzweifeln suchte und wie man auch seine wissenschaftlichen Kenntnisse bezweifelte. Arkana habe er freilich nicht geliefert, vielmehr solide Vorkenntnisse, vor allem gutes Rechnen, verlangt. „Bei der Veränderlichkeit der Moden in der Philosophie wie in der Theologie — Medizin — Jurisprudenz und denn auch in der Wirtschaftslehre, diktierte er die Hauptgrundsätze als ewig sich gleichbleibende Wahrheiten aus der Natur — fügte das Neue gesprächsweise hinzu, bis es als eine Erfahrungslehre bestätigt sich erwies — verband damit das eigentümlich Inländische, welches aus der Verfassung des Landes, aus langer Gewohnheit hervorging.“ So berichtet er selbst in dritter Person von sich. In nichtlandwirtschaftlichen Dingen freilich kommt es ihm auf alles andere mehr an als auf die aus langer Gewohnheit hervorgegangene Tradition. Hier vertritt er durchaus jene „sich ewig gleichbleibenden Naturwahrheiten“, d. h. natürlich die Gedanken der Aufklärung und Humanität, doch ist die Note etwas anders als bei Parrot und M., viel bürgerliches Ressentiment gegen den Adel, was bei jenen beiden gänzlich fehlt. Ein guter Schuss Empfindsamkeit zeichnet auch ihn aus, auch sie freilich bürgerlicher als bei M., und wo immer sich Gelegen-

heit bietet, da funkelt auch die Träne in den Augen des Biedermanns.

In den kritischen Tagen der Entscheidung über seine italienische Reise, am 21. II. 06, schreibt M. an Krause (Konzept in DCXXV): „Klinger tobte neulich wieder über Ihr Nichtlesen; bei jeder Erscheinung eines Lektionskatalogs mache man in der Oberschuldirektion trotz der stattlichen lateinischen Umschreibung des Nichtlesens Glossen; die verwitwete Kaiserin formalisiere sich darüber u. s. w. Ich entschuldigte, rechtfertigte, versprach nochmals zu bitten. Zwei Stunden wöchentlich (Klinger selbst gab's zu verstehen) würden den Leuten das Maul stopfen. In dem langen Brief, den ich an Klinger schrieb, als mir zweifelhaft war, ob ich ihn je wieder ausführlich sprechen würde, erwähnte ich am Schluss (komme ich nach Dorpat, sollt Ihr alle Briefe sehen: achten und lieben wollten wir uns — uns, unser eigenstes Wesen, keinen Menschen aus dem Kompendium der Moral — nicht eben nur uns bewundern, anbeten; froher, besser, reiner wollten wir werden einer durch den andern: was wäre sonst Freundschaft!), also am Schluss jenes Briefs schrieb ich an Klinger: „Im lateinischen Lektionskatalog soll wenigstens eine Vorlesung von Krause stehen", wenns auch nur zwei Stunden wöchentlich sind, lieber Krause. „Dafür verbürge ich mich und zwinge eben dadurch Krause." Kann ich Dich zwingen, Alter? Ich kann's. Du machst mich nicht zum Lügner". Krause selbst aber erzählt dem „lieben, treuen Wanderer" M., der auf seiner grossen Reise ist, am 4. IX. 09 von der feierlichen Einweihung des vollendeten Universitätsgebäudes, seinem eigentlichen Ehrentag: „Deutsch sprach als Rektor die ersten feierlichen Worte und ich als Baugeist auch, aus der Fülle des Herzens, wenig, es übermannte mich ... im Freudentaumel und unter dem verhallenden Adagio auf der Galerie umarmten wir uns alle, ich nahm den Kurator beim Kopf, er mich, und alles Volk sang: Amen! Morgenstern! Dieser Moment bezahlte mich für sechs Jahre langer Leiden und bittersten Kummer. Ich übersah das Grinsen und Fletschen einiger — Basta!" Oft klagt K. über die verfluchte Gicht, die ihm den „versauernden Ranzen" tüchtig durchschüttelt. Dem Freund lässt er wohl auch gutmütigen Spott zukommen, ihm, dem „gütigsten Beförderer des Guten und Schönen" mit seiner „Liebe zum *καλὸν κἀγαθόν*" u. s. w. Niemand würde nach diesen Briefen schliessen können auf den Verfasser der „Zufälligen Gedanken", der schon

öfters erwähnten Memoiren K.s über die Dorpater Anfänge, die, soviel ich sehe, viel persönlicher geschrieben sind, als die gleichfalls auf der Dorpater Univ.-Bibliothek aufbewahrten, sehr umfangreichen Aufzeichnungen über seine vordörptsche Zeit.

Man kann sich nichts Boshafteres vorstellen als jene Dorpater Memoiren, die keinen der Kollegen ungerupft lassen, Morgenstern allein etwa ausgenommen. Zugleich zeigt sich der Verfasser als ein lüsterner Faun, der für allerlei Pudenda ein überaufmerksames Auge und Ohr hat. Die ehelichen Freuden der Kollegen, sie mögen erfolgreich oder erfolglos verlaufen sein, werden mit zynischem Behagen erörtert. Über die intimsten Reize einiger Kolleginnen ist der Verfasser erstaunlich gut durch Klatsch unterrichtet. Derartige Fragen (sogar die alte Regel: noscitur ex labiis . . . et ex superciliis densitas et color barbae semper latentis wird einmal anlässlich eines speziellen Falls überprüft) interessieren ihn aufs höchste. Krause hat alles das, was M. so durchaus fehlt, Humor, Freude am Klatsch, die Fähigkeit, das Einzelne scharf herauszuheben und die Dissonanzen als solche behaglich überlegen hinzunehmen. Man wird sich hüten, ihn als Geschichtsschreiber der jungen Universität allzuhoch zu bewerten, allenfalls als ihr Sueton kann er gelten. Unübertrefflich, wie er uns die lüsternen Badespaziergänge zeichnet, die dünne Geschwätzigkeit der Landpartien, die Glaubensampeln der rationalistischen Theologen, in die philosophische, historische und philologische Öle zur Bereicherung fliessen, den Philosophen, der die Tage des häuslichen, durch einen Gitarre spielenden, flinken Studiosen bedenklich gestörten Friedens benutzt, um sein System auszubauen, den Mediziner, der eine wohlgebaute Patientin allzulange zum Experimentieren in der Klinik behält, den Emeritus, der die dringend erwünschte Ergänzung seiner opera omnia in der Weise vornimmt, dass er Medizinern ihre Dissertationen ins Lateinische übersetzt, einen anderen, dessen Namen schon bei den Zeitgenossen verschollen war. „Auch die Literaturposaunen aller Art nennen ihn nicht."

Dass bei dieser Gelegenheit, wo sogar der Schwager Parrot recht schlecht wegkommt — fast das Mildeste ist noch: „Sein stetes Imponieren liess wenig traute Freunde aufkommen" —, Morgenstern allein mit Achtung behandelt wird, will doch etwas besagen. Offenbar hatte er den Freund trotz seiner „translunari-

schen“ Verstiegenheit als einen durchaus lauteren Charakter und ungemein feinfühligen Kameraden auch von seiner etwas gröberen Art her nach so unendlich viel gemeinsam erlebten Freuden und Leiden von Herzen liebgewonnen. Er würdigt seine Verdienste um Bibliothek und Museum sowie seine Gelehrsamkeit und seinen Forschungsgeist, „der alles herauszubringen vermag, selbst ob ein gefangener Floh zwischen den Nägeln oder auf der Bettleiste zerknickt wurde“, und lässt nur an ganz wenigen Stellen, sichtlich sich wenigstens dieses eine Mal Gewalt antuend, witzige Streiflichter fallen. Von M.s 1811—13 publizierter italienischer Reise meint er: „Die liebreiche· dankbare Mitwelt hielt sie für allzu breit und meistenteils nur zusammengeschrieben, doch fanden sich mehrere, welchen diese Zusammenstellung der interessantesten Gegenstände, Zeitumstände und Ereignisse, von einem so kenntnisreichen Manne gesehen und im wohlwollenden Herzen beleuchtet, sehr angenehm lehrreich war“. Der Streit mit Francke wird folgendermassen beleuchtet: „Sein Schalten und Walten in der Bibliothek und im Museum ging den eingeleiteten Weg, Doch fanden sich in den letzten Jahren junge, starke Lichter. aus dem benachbarten Deutschlande herbeigerufen, die seine Anordnungen tadelten — mit Tiefforschungen und fettem marschländischem [155]) Witz seine klassische Berühmtheit etwas zu mildern suchten. Er blieb, der er gewesen“.

Über M.s Ehe berichtet der alte Zyniker: „In Reval schlug seine Stunde — eine schlanke, blühende Hebegestalt besiegte seine Kritik in der holden Minna von Lesedow . . . Der heilige Christ bescherte sie ihm 1817 ins Ehebett“. Dass „alle, vermutlich doch ernstlichen Bestrebungen“ des „so gesunden und ästhetisch gestimmten“ Paars ohne Erfolg geblieben, erscheint ihm bedauerlich und unbegreiflich. Zum Glück hat M. das nicht gelesen [156]).

---

155) Franckes Leben hatte sich in Flensburg, Kiel und Husum abgespielt.

156) Die sich jedem Leser aufdrängende Frage, die auch Bienemann gestellt und, was Parrot anlangt, vermutungsweise mit „Nein“ beantwortet hat (74), ob nämlich die liebebedürftigen und in ihrer Art auch liebespendenden Freunde oder gar die entfernteren Kollegen diese ausgesuchten Bosheiten gelesen haben, kann ich durch die Personalakten Krauses erledigen. Die Autobiographie ist erst 1870, als niemand von den darin behandelten Personen mehr lebte, mit anderen Papieren des Nachlasses der Universität von der Familie überwiesen worden. Von diesen Memoiren muss es noch eine wesentlich kürzere, auch sonst abweichende Fassung geben, nach der Diederichs im „Rigaer Tageblatt“ 1901

Ihm schrieb er zum Hochzeitstag schwungvolle Wünsche, eingedenk seines eigenen Eheglücks. „Ich liebe Dich! ist meine Morgenhymne, Du liebest mich, wiegt mich der Schlummer ein; wir lieben uns, wird unsre Eintrittshymne beim letzten Ahnden sein ... Minna reicht Ihnen die Hand, die himmlische Liebe den Kranz, und Euer Schutzgeist lichtet den Vorhang einer echt menschlichen Zukunft.“ So fehlt die „Menschlichkeit“, bei der man Worte und Melodien der Mozartschen Zauberflöte zu hören glaubt, auch hier nicht.

Reichlich überspannt berühren die Äusserungen M.s über Krauses kleine Tochter Emilie, die nachmalige Gattin des jüngeren Parrot, deren Launen, Tränen, Worte und Gesten er in sein Tagebuch mit Gefühlsäusserungen notiert, die einem Liebesverhältnis angemessen wären. Hier hat die Generalin Klinger, der er von seiner kleinen Freundin berichtet hatte, scharf gesehen: Elle étoit charmante, dite vous? je n'ai pas de peine a le croire, mais prenez garde, le dangér devient grand pour vous, vous en parlé avec une chaleur, mais avec une chaleur terrible, lorsqu'elle n'a encore que six ans, que sera ce donc lorsqu'elle en aura quinze? Man sieht, die Orthographie der Generalin ist etwas nach dem Ohr, nicht nach dem Auge gestaltet. Die Bekanntschaft mit Klingers Gattin hatte M. früh gemacht, und alles deutet darauf hin, dass sie ihn gut zu behandeln verstand. Was konnte sie ihm Schöneres sagen, als dass der Kaiser [157]) bei einem Hoffest seine Gattin auf M. mit dem Titel „le Platonicien“ aufmerksam gemacht habe, was noch in

---

einen Abdruck besorgt hat, leider ohne Angabe des Fundorts der Handschrift. Die Dorpater Handschrift ist mit Auslassung einiger allzu derben Stellen, wie schon erwähnt, publiziert Balt. Monatsschrift, Bd. 53.

157) M.s Beziehungen zu Alexander sind ziemlich flüchtiger Natur. Parrot, der ihn gelegentlich als Überbringer eines Schreibens verwendete, scheint M.s Briefe an den Kaiser nicht gerade gern gesehen zu haben. Im ersten macht M. übrigens auf die Verdienste des Architekten Krause und des Zeichenlehrers Senff, seiner Freunde, aufmerksam und fügt Dorpater Skizzen bei. Er zeigt dem Kaiser bei dessen Anwesenheit in Dorpat seine Institute, wird von ihm in Weimar durch eine Ansprache ausgezeichnet, erhält von ihm oder von anderen Persönlichkeiten der kaiserlichen Familie mehrmals ein Präsent in Form eines Rings, was nach damaliger Sitte nichts Ungewöhnliches war und auch anderen Professoren widerfuhr. Die gelegentlichen Unterredungen mit dem Kaiser in Petersburg und Dorpat waren schwerlich von Belang, weil M. sonst gewiss nicht versäumen würde, Genaueres darüber mitzuteilen.

die Dorpater Anfänge fällt? Parrot und M. waren oft ihre Gäste, wie sie überhaupt, dauernd kränklich und von schwacher Konstitution, Geselligkeit nur in kleinerem Kreis pflegte.

Für ihre schwachen Augen malt M. ihr nach eigener Erfindung einen Lichtschirm — la scène est en Grèce —, schwärmt von den Stündchen nach dem Abendbrot bei ihr und von ihrem freimütigen Geplauder und lässt sich alle Selbstverkleinerungen wegen seines Französisch, seiner langweiligen Unterhaltung, der ihn überstrahlenden Persönlichkeit Parrots ausreden. Köstlich ist seine auf Stelzen schreitende Galanterie der Generalin gegenüber, die ihn dann, liebenswürdig kokett, etwas foppt.

Am 27. Dezember 1804 schreibt er u. a.:

Si j'aimais mieux le langage de la convenance que celui du coeur, j'ajouterais la question: N'est ce pas que vous trouvez fort raisonnable que je me suis puni moi même pour mes discours souvent si ennuyants par l'effort que je me suis fait pour n'écrire qu'aujourdhui? Mais ce ton n'est pas le mien.

Aber auch die Generalin versteht es, dem Schöngeist zu dienen: Vous donné une très mauvaise raison que vous [ne] m'avez pas écrit jusqu'à présent, car votre lettre étoit charmante et très bien écrite, ainsi je crois que c'étoit plutôt mauvaise volonté ... 3. Jan. 1805. Oder sie schliesst unter Hinweis auf M.s Schwärmerei für Krauses Töchterchen Emilie gar einen Brief (27. Juni 1805): un baisé à votre petitte. Ne trouvez-vous pas que je me recommande bien chez vous en vous chargeant de ma dernière commission?

Ein Geistesverwandter Krauses ist der schon oft, ebenso wie seine Frau, die „Mutter Bertha", erwähnte Doppelmair, der von der Gründung der Universität an bis etwa 1808 eine nicht scharf umrissene Stellung als literarischer Korrespondent und Geschäftsträger der Universität in Deutschland innehatte und als solcher in Leipzig, Heidelberg, Mannheim und an anderen Orten lebte. Hier kümmert er sich um Berufungsfragen und besorgt Ankäufe für die Universität, scheint aber mit seinem Urteil häufig nicht die erwartete Würdigung gefunden zu haben. Anfangs beklagte er sich bei M., mit dem er bald nach dessen Ankunft in Dorpat durch Parrot und den Landrat von Sivers bekannt und befreundet geworden war, über den ihm sehr peinlichen, an jüdische Makler erinnernden Titel „Agent", der dann auch in „Korrespondent" abgeändert wurde. Von seinem Ressentiment gegen alles, was

Adel und Reaktion heisst, war schon die Rede. Aber auch die deutsche Gelehrtenwelt imponiert ihm kaum. Er sieht im Charakter der meisten eine „Komposition von Bauernstolz, Pedanterie, Rechthaberei, Neid und ziemlich viel Bierlümmelei". Die Briefe sind frisch und lebendig geschrieben, er berichtet von Kunstwerken, die er für sich oder die Universität gekauft hat oder kaufen will, und da er mit italienischen Künstlern in Mosaikarbeit in Verbindung steht, so erwägt er den Gedanken, sich Spalchabers Kopf zu einem Nachtstuhldeckel verarbeiten zu lassen (13. Nov. 03). Über alle Dorpater Personalien ist er, wie seine Frau, aufs beste orientiert, persönlich freilich meist schwer verdrossen, dass man mehr auf seine Informationen als auf sein Urteil Wert legt. „Bei meinem Aufenthalt in D. riet ich oft in der Wahl der Professoren, die aus dem Ausland nach D. kommen sollen, möglichst behutsam zu sein und nicht dem allgemeinen Urteil des Auslandes zu trauen, welches nur den Kopf, nie den Charakter trifft. Bei meiner Abreise von D. erbot ich mich, solche Geister, welche das Consilium sanctum sanctorum in petto zur Wahl hat, von der Charakterseite zu prüfen: allein zu meinem Verwundern bemerkte ich an einigen meiner Freunde ein Misstrauen in mein Urteil. Ich mochte es nicht näher untersuchen, ob ich von ihnen dazu für [zu] schafköpfig oder zu übereilt, zu vorurteilig oder zu anmassend gehalten würde, und da ich einmal sogar deutlich roch, dass ich bei dieser Prüfung wahrscheinlich mit Frau Bertha auf den Universitäten Deutschlands auf Kosten der Dörptschen Universität herumzureisen gedächte, so schwieg ich sogleich, da ich den Befehl dazu von meinem gerechten Charakter erhielt"; 3. Sept. 03.

Zur Gruppe der Aufklärer gehören auch die beiden aus vielen Gründen berühmten Rigenser Albanus und Sonntag. Mit ihnen hat M. gute Freundschaft und einen besonders in der ersten Zeit lebhaften Briefwechsel unterhalten. Mit beiden, die durchaus Männer der Aufklärung und der Humanität sind, verhandelt M. wegen Übernahme einer Professur in Dorpat, wo sie gewiss den sogenannten rationalismus vulgaris überaus erfolgreich und würdig vertreten hätten. In universitätspolitischer Hinsicht stehen sie natürlich auf Seiten der Neugründung gegen die Ritterschaft. Albanus freut sich, „dass unser Parrot, wie der liebe Gott, alles wohl macht, dass er sogar die Lahmen gehen lehrt, wenn er auch den Blinden das Gesicht nicht geben kann"; 24. Dez. 1802.

Er tobt, als er Gerüchte vernimmt, die Universität solle nach Pleskau verlegt werden und man habe sie schon 7 mal hintereinander abbrennen wollen. Das seien Schurken nicht gemeinen Schlags (Ende 1803, ohne Datum). Dass die Kreisschulen kein Latein treiben und es auch auf den Gymnasien schlecht bestellt ist damit, ärgert ihn. „Das wird wahre Abklärung befördern"; 6. Mai 05. Deutlicher noch ist bei Sonntag, wie M. die Hand bei dessen Berufung, die auch, freilich gegen eine starke Minorität, zustande kam (Frey, Die theologische Fakultät der Universität Dorpat-Jurjew 141), im Spiele hatte. Bekanntlich ist es leider nicht gelungen, den bedeutenden Mann zu gewinnen. Er verfolgte aber, wie die Briefe an M. zeigen, den „neuen Enthusiasmus" des „akademischen Corps" mit Teilnahme. „Können Sie glauben — so frag' ich eben Sie, weil Sie erst kurze Zeit im Lande sind —, dass eine Hochwohlgeborenschaft gewissen Systems der Meinung ist, ich hätte dort (in D.) Basiliskeneier für das Erbherrnrecht legen und brüten helfen? Bald werde ich, wie D. Bahrdt an dem Erdbeben in Calabrien, schuld sein an jedem in Estland verbrannten Pudding und in Livland davon gelaufnen Hasen .... Ich kann nicht läugnen, mir ist zum voraus für meine Fenster gewaltig bang und ich gedenke mich bei dem Glaser sogleich auf Jahresarbeit zu abonnieren"; 20. II. 03. „Mit den Seminarienarrangements sind wieder arge Menschlichkeiten vorgegangen. Im Kannopäischen Kirchspiele — also im Dorpat-Estnischen Dialekt — für den Reval-Estnischen, und an der Grenze des ganzen estnischen Gebiets, das eine (beim Univ.-Secret.!), — an der Grenze von Lettland, in schon verdorbenem Sprachterritorium, mit Übergehung zwei drei andrer Güter, wo man gleich treffliche Lehrer und Aufseher mit haben konnte, das andere (bei des Univ.-Secret. Schwiegermutter!)"; 07/08, ohne Datum. Soviel an dieser Stelle über Sonntag, den „Biedermann voll Kraft und Licht", wie ihn sein Grabstein nennt, einen in der Kulturgeschichte des Baltikums hochgeachteten und wohlverdienten Mann.

Fleissig korrespondiert hat M. auch mit dem merkwürdigen Garlieb Merkel, dem unermüdlichen Kämpfer gegen die Unwürdigkeit der Leibeigenschaft, dem Verfasser des Buches „Die Letten", dem Verkleinerer Goethes, dem baltischen Voltaire (vgl. Eckardt, Die balt. Prov. 155 ff). An Merkels „Zeitung für Literatur und Kunst" hat M. in den Jahren 1811/12 eifrig mitgearbeitet.

Irgend etwas an volksbeglückendem Kosmopolitismus, was den beiden gemeinsam war, muss doch stärker gewesen sein, als die Abneigung M.s gegen Merkels tumultuarische Art. Es ist belustigend, zu verfolgen, wie M. Merkel in langer Reihe allerlei historische Schnitzer aufzählt, die dieser im übereifrigen Aburteilen über antike unwürdige Zustände publizistisch begangen hat, aber man möchte doch gern das Gesicht sehen, mit dem M. Briefe dieses seines Korrespondenten las, in denen als Ertrag einer Reise durch Deutschland im wesentlichen über Goethes tägliche Trunkenheit berichtet wurde und mitgeteilt war, dass auch Schütz in Halle sowie Wolf in Berlin ganz entsetzlich dem Weine fröhnten, oder wenn Merkel am 7. April 32 schreibt: „Mich hat Goethens Tod ziemlich kalt gelassen. Ich sah in ihm den grossen Dichter, zugleich einen kleinlichen, engherzigen, despotischen Menschen. Dass ich beinahe drei Jahre mit ihm an einem so kleinen Orte lebte, wo man, auch ohne zu forschen, alles Vorgehende erfährt, hat mir ihn verleidet". Gefreut hat sich Merkel, dass der Goethe beerdigende Generalsuperintendent sich so gut aus der Affaire zog, indem er den Toten selbst mit einer Beichte seiner Sünden einführte und ihn dann absolvierte. Durch Übereifer im Rezensieren seiner italienischen Reise und im Subskribentenwerben hat Merkel sogar für M. des Guten zuviel getan.

Die Korrespondenz mit Johannes von Müller[158]), dem Schweizer Historiker, kam durch einen Zufall — M. und Parrot hatten sich eines verarmten, auch von Müller unterstützten Schweizers angenommen — zur grossen Freude und Überraschung M.s, der Müller längst aufs höchste verehrte, durch ein gleich sehr herzlich gehaltenes Schreiben Müllers vom 26. Sept. 1805 in Gang. Offenbar hatte die Winckelmannrede M.s, über deren Aufnahme in den Beilagen zu diesem Teil einiges zusammengestellt ist, wesentlich mitgewirkt. Müller glaubt, in einem früheren Leben schon einmal mit M. gelustwandelt zu sein, Arm in Arm am Kephissus. „Wir reichen uns nur wieder die gewohnte Rechte, innerlich viel teurer Geheimnisse jenes ersten Lebens uns noch bewusst und altvertraulich, vetuli notique columbi, wie da wir zusammen

158) Joh. von Müllers Briefe an M. herausgegeben von Cordt, Königsberg 1891, Separatabdruck aus Altpreuss. Monatsschrift XXVIII, Heft 1 und 2. 1891. Die von M. an Müller von Maurer-Constant schon 1839 in Müllers sämtl. Werken Supplement III. Band. Über Müller vgl. u. a. Harnack, Gesch. der Berl. Ak. I, 2, 539 f. 561 f.

den Liebling der Grazien, Xenophon, hörten." „Sie sind der wenigen einer, deren Beifall lohnt, deren zurechtweisende Hand man küsst." „Wie wird es dann uns sein, wenn wir einst uns wirklich umarmen sollten!" Man kann sich denken, was ein solcher Brief von dieser Seite her für M. bedeutete, ihm, der, wie er in der Antwort schreibt, „obwohl nun 35 Jahre, auch jezt noch im Wesen fast Jüngling". Der Ton steigert sich noch in der Folge. Gern hätte M. Müller nach Petersburg gezogen, wo er ihn sich als Direktor einer Schule für diplomatische Bildung dachte. Die Sache war, wie es scheint, bei einigen massgebenden Stellen, ja sogar bei dem Kaiser, gut eingeleitet, am 6./18. Febr. 1806 konnte Morgenstern in einem kurzen Billet berichten: Noster (brevi multa) eris. Laetor tua causa, id est mea. Warum der Plan, der Müller auch zum Mitglied der Petersburger Akademie machen sollte, trotzdem scheiterte, ist nicht zu erkennen[159]). Morgenstern, der noch einen letzten Weg, anscheinend die direkte Fürsprache Parrots beim Kaiser, vergebens versucht hatte, stellt mündlich nähere

159) Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass daran Morgensterns Bruch mit Klinger und überhaupt das zeitliche Zusammenfallen des Projekts mit M.s unglückseliger Reiseangelegenheit einigen Anteil hat. Müller hatte selbst durch seinen Brief vom 16. Dez. 05 den Anlass zu M.s Bemühungen gegeben, die noch Ende 05 alten Stils aufgenommen wurden. M. dachte dabei an die ohnehin geplante Diplomatenschule. Januar 1806 war er in Petersburg, um besonders seine persönliche Angelegenheit zu betreiben. Jenen Brief Müllers legte er dem mehr und mehr über seine Saumseligkeit in Dienstangelegenheiten und Hartnäckigkeit im Petitionieren gereizten Klinger am 31. Januar vor. Von Klinger erhielt er die immer kühler und dienstlicher werdenden Schreiben, die bei Rieger III S. 88 ff zu lesen sind. Daselbst auch ein Schreiben Klingers an Wilhelm von Wolzogen vom 6. II. 06, das deutlich zeigt, wie unangenehm ihn der enthusiastische Freundschaftsbrief an den ihm fatal gewordenen Morgenstern berührte: „Aber Ihr Joh. Müller scheint mir nach einem Brief an Morgenstern, den mir dieser die Freiheit hatte, zu zeigen, der sonderbarste, denn dieser Brief ist so fad und läppisch, als sei er zu den Zeiten der schlechtesten sächsischen Schöngeisterei geschrieben — kurz ekelhaft — und das an Morgenstern! Wäre dieser Plato und Winckelmann selbst, über die er Chrien gemacht hat, Joh. Müller hätte nicht mehr sagen können — und so es zu sagen! Wie ein Verliebter, wie ein fader Verliebter! Entweder ist der Mann ein Narr oder ein Heuchler; mir ist er dunkel und zweideutig. Vergangenes Jahr hab ich ihn an den Fürsten Cz. (d. i. Czartoryjski, der übrigens noch im Frühjahr 1806 das Departement des Auswärtigen an Budberg abgab) empfohlen und ihn an die Spitze einer diplomatischen Schule als Direkteur empfohlen, vor kurzem tat ich es noch — ich hatte seinen faden Brief noch nicht gelesen —, er kann auch vortrefflich dazu passen, aber sein fader Brief macht mich nicht lüstern nach seinem Umgang".

Erläuterungen in Aussicht. Schliesslich lässt Müller auch in seine Briefe ein „lieber Karl“ und ein „Du“ im Wechsel mit dem „Sie“ einfliessen. Erst im Januar 1809 kam es in Kassel zu einem mehrtägigen Zusammensein der beiden. Wenige Monate danach starb Müller. Von der politisch-nationalen Seite des Briefwechsels war schon die Rede, als es galt, aufzuzeigen, wie mit der Zeit der Demütigung Preussens und der napoleonischen Kriege der nationale Gedanke sich in dem Kosmopolitismus Morgensterns bemerkbar macht und ein Stück wohlgefügter Aufklärungssystematik aufzulösen droht[160]). Der Verehrung für M. liess Morgenstern auch in seinem Tagebuch freien Lauf, wovon wir schon mannigfache Spuren bemerkt haben. *Und wenn mich irgend etwas drückt, so will ich mich erinnern, dass ich Joh. Müllers Freund bin* (DXXXV 347).

„Indem die Kaiserstadt (Petersburg) mir vor Augen tritt, begegnet ihr mir, teuere Schatten der Zwillingsbrüder Gerhard und Karl Kügelgen, die ihr beide, zumal Gerhards zarte, schöne Seele, mich einst mit Bruderliebe liebtet“ (Auch ein Vortrag 14). Hasse in seiner Biographie Gerhards (1824) spricht von diesem Freundschaftsbund anlässlich des von G. v. K. hergestellten Portraits M.s und teilt einige Stellen aus Briefen Gerhards mit (180 ff). Sehr hübsch: „Hat Dich Dein in der Welt Herumstreichen noch nicht kuriert vom Krimskrams der Imagination, so bleibt kein Rat, als dass Du auf der Stelle heiratest, gleichviel, die Käthe oder Liesel . . .“ 2. IV. 10. „Verpuffe Deine Ideen nicht in nüchternen Journalen und Morgenblättern, sondern gestalte sie lieber in einem Werke, das auch für die Nachwelt lebt“ 29. X. 10. Andere Briefproben von Gerhard v. K. an M. bei Leo von K., Gerhard

160) Morg. an M.: „Gar wenigen ist's gegeben, mit der neueren Zeit zu leben und mit der alten zu denken und zu fühlen“ (31. Okt. 05). M. an Morg.: „Freiheit und Gleichgewicht, Erhaltung der Würde der Staaten und möglichst vieler Mittelpunkte und Freistädte für Humanität und Literatur, waren die Losungsworte meiner Politik von Jugend auf“ (16. Dez. 05). Derselbe an denselben: „Wie schön, was Sie über Vaterlandsgefühl . . . sagen, . . . Auch dieses wollen die Sophisten, die der Universaltyrannei in die Hände arbeiten, nicht gelten lassen: Ich bin voll davon; halte aber freilich nicht mein Geburtsland allein, sondern alle die Länder dafür, wo Tendenz zum Guten, wo Achtung ist für Freiheit und Recht . . . Lassen Sie ja die *καλοὺς κἀγαθούς*, die Sie unterrichten, von der alten Weise, zuerst für das Vaterland, und mit der Tat, nicht in Sentenzen für das Menschengeschlecht zu wirken, nicht abgewendet werden“; 24. Feb. 06.

v. K., ein Malerleben um 1800[3] p. 57 f. Ich füge eine Stelle von Karl von K. an M. hinzu, aus Baktschisarai („im fernen Taurien") vom 27. Juni 06. Man sieht, welches Band beide verknüpfte. M. schmachtete ja bis zu seiner Verheiratung immer in süssen Sehnsüchten und hoffnungslosen Leidenschaften, Karl aher trug damals durch die Krim das von Gerhard gemalte Bild der geliebten Emilie Zoege von Manteuffel, die er erst nach den gleichen Mühen, wie sein Zwillingsbruder die Schwester Marie Helene, errang. „Lassen Sie sich nie das Zutrauen gereuen, lieber Morgenstern, womit Sie mein Herz erfreut haben. Wir haben unserer Herzen Bitterkeit in einen Kelch gegossen, und es floss Balsam für unsere Wunden. Wir kennen uns nicht seit lange, und sind Freunde geworden, wie ich glaube, auf unsere Lebenszeit" u. s. w. Nachdem dann M. seine Minna gefunden hat, deren Familie den Kügelgen wohl bekannt war, hält Karl es für nötig zu raten; so sehr auch des Freundes „friedliches Gemüt und rechtlicher Sinn" eine glückliche Ehe verbürgt, „so finde ich doch in Deinem Nervensystem eine kränkliche Reizbarkeit, die Deinem besten Willen zuweilen in die Quere kommen möchte" (12. Juni 18)[161].

Leicht schliesst sich dem malenden Zwillingspaar der baltische Maler und Dichter Karl Grass an, den Eckardt (Die balt. Prov. Russlands 233 ff) charakterisiert hat. Auch ihn hat eine nordische Liebe in den Süden getrieben. Für einen empfindsamen Werther- und Siegwartjünger schreibt er übrigens überraschend klar und derb an M. aus Rom am 3. Juli 14: „Wenn andere es Ihnen zum Tadel machen, dass Sie eitel seien, so freu' ich mich dessen, denn eine unschuldige, verzeihliche Eigenheit bei einem Mann von Verdienst ist ja der Ring, der ihn in natürlichem Übergang an die übrige Menschenwelt anschliesst". Mit Grass war M. in Rom und im Albanerland zusammen[162].

Natürlich sind damit nur ganz wenige Proben aus dem reichen Briefnachlass zur Charakterisierung der Personen und der Zeit mitgeteilt. Andere hätten vielleicht anderes ausgehoben.

---

161) Anekdoten über M.s Hochzeit findet man bei Konstantin von K., Erinnerungen aus meinem Leben, 1881, 41 f; der Verf. hatte selbst als Kind daran teilgenommen.

162) M.s handschriftlich erhaltene Notizen über Rom, die er als Fortsetzung des Tagebuchs der italienischen Reise schriftstellerisch zu bearbeiten gedachte, beschränken sich meist auf Aufzählungen und Besprechungen der Sehenswürdigkeiten und bieten m. E. kein besonderes Interesse.

Reichlich ist auch das weibliche Geschlecht vertreten, doch ist dabei alles ausgeschieden, was aus Gründen der Diskretion die Aufbewahrung in einer öffentlichen Bibliothek nicht vertrug[163]), so natürlich der Briefwechsel mit der Gattin, die ihn lange überlebt hat und erst 1874 in Wesenberg gestorben ist. Aus dem Tagebuch DXCVI ist nur zu erkennen, wie er sie, Minna von Lesedow, am 18 Juli 1817 kennen lernte. *Minnas Spiel auf dem Fortepiano (Beethovens Sonate), bei Sternenhimmel durch den dunklen Wald zurück. Ich hochgestimmt.* Die weitere Entwicklung bis zur Hochzeit (23. XII 1817) ist nicht zu erkennen, da die betreffenden Blätter 495—509 aus dem Buch herausgenommen sind. Nicht erhalten sind auch die Konzepte zu den Briefen an die Damen seines Herzens aus der Anfangszeit, wo M.s Seele, animula vagula blandula, als zartes Falterchen sich die Flügel beim Umkreisen so mancher Flammen versengte. Er selbst behauptet, seine ganze Seele in manchen dieser Briefe verströmt zu haben. Unter den weiblichen Briefen fallen auf die der Schriftstellerin Fanny Tarnow und die der Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer, der Mutter des Philosophen. Letztere schreibt ihm anlässlich seiner Schrift „Über Raphael Sanzios Verklärung“: „Sie haben die Gabe, sagen zu können und zu dürfen, was wir Frauen nur empfinden, und wenn wir auch Worte dafür hätten, doch wenigstens nicht in öffentlichen Blättern aussprechen dürfen“. „Ich kenne meinen bescheidenen Freund und weiss, wie ungern er ins Gesicht sich loben lässt.“ Wahrscheinlich hat sie ihn noch besser gekannt, als diese Zeilen vermuten lassen. Jedenfalls aber hat sich Fanny Tarnow ihn genau angesehen, deren Werke man in Dorpat in den Klinger und M. dedizierten Exemplaren lesen kann, doch darf man sie schwerlich nach diesen beurteilen: stärker war offenbar der Zauber, der von ihrer Persönlichkeit ausging, so wie sie überhaupt mit den Frauen der Romantik, etwa mit Karoline Michaelis — Boehmer — Schlegel — Schelling, eine gewisse Verwandtschaft zeigt. Sie kam im Alter von 37 Jahren in Petersburg im Juli 1816 an, wo sie eine Freundin besuchte

163) Das Testament, das übrigens u. a. auch die Magdeburger Domschule mit einem Stipendienlegat von 1000 Talern zur Verfügung des Leiters Wiggers bedachte, gab der Witwe das Recht zur Ausscheidung familiärer Briefe, überhaupt beratenden Einfluss bei der Ablieferung der Manuskripte. Dass davon reichlich Gebrauch gemacht wurde, habe ich durch mehrfache Beobachtung Grund anzunehmen.

und etwa ein Jahr blieb. Eine unglückliche Liebe zu Ernst Moritz Arndt, eine Seelenfreundschaft mit Eduard Hitzig in Berlin und andere Wirrnisse ihrer Vergangenheit verhinderten sie nicht, rasch neue Eroberungen zu machen. So sehr sich auch der verschlossene Grobian Klinger sträubte, auch er konnte ihrem Reiz nicht widerstehen und wurde offener und zutraulicher in seinen Äusserungen zu ihr, als sonst. Am 2. April 1818 schreibt er ihr einen langen Brief über sein Verhältnis zu Frauen (bei Rieger III S. 199 ff). „An einen Mann würde ich so nicht schreiben, und so ist es ein Beweis mehr, was mir die Frauen sind; aber wahr ist es, ich rechne Sie zu den seltensten und edelsten, die mir begegneten, und danke Ihnen herzlich für das, was Sie mir geworden sind und mir immer bleiben werden." Mit Überraschung erfährt man aus einem von Rieger publizierten, im Nachlass der Tarnow aufgefundenen Brief des Grafen Georg Sivers an sie, dass Klinger sogar im Dezember 1816 die Absicht hatte, aus ihr und Morgenstern ein Paar zu machen. Nach Sivers' Bericht sagte Kl. zu ihm: „Ich halte Fanny ohne Ausnahme für das edelste weibliche Wesen, das ich im Lauf meines Lebens kennen gelernt habe; sie denkt und schreibt wie ein Mann und fühlt so rein und zart wie ein Weib, ohne einer der Verkehrtheiten und Kleinlichkeiten der weiblichen Geschlechtsprofession unterworfen zu sein — ein solches Wesen verdient kein Mann, aber glauben Sie, Herr Graf, dass sie sich entschliessen könnte, Morgenstern zu heiraten? Er hat Geist, Kenntnisse, Vermögen, Rang und viel Sinn für Fannys Wesen und ihren Ruf" [164]). Man bedenke, dass die Beziehungen Klingers zu M. in jener Zeit, also gegen das Ende seiner Kuratel hin, ihren Höhepunkt erreicht hatten. So konnte er wohl jenen, den er einmal vorübergehend, wie wir anlässlich der Berufung des deutschen Thukydides Johannes Müller nach Russland sahen, d. h. auf dem durch fatale Verdriesslichkeiten wegen Morgensterns weitausgreifender Reisepläne erreichten Tiefpunkt ihrer Freundschaft, einen Chrienschreiber, also Rhetor, genannt hatte, jetzt sogar für würdig halten; eine solche Perle zu bekommen. Freilich, eine unglücklichere

164) Dass das Referat getreu ist, scheint dadurch bewiesen zu werden, dass ein Stück daraus wörtlich in einem Brief Klingers an die T. wiederkehrt: „Ich lese alles gern, was Sie schreiben, Sie denken wie ein Mann und fühlen wie ein zartes Weib". 9. Juli 22. Rieger III, 216. Sehr ähnlich auch die von der T. aufgezeichnete Äusserung Kls D. R. a. a. O. 91.

Wahl konnte Kl., wenn er sich schon als Ehestifter nach einem Mittelsmann für seine Pläne umsah, kaum treffen als gerade diese. Das erkennt man freilich erst aus dem im Nachlasse von Luise von François vorgefundenen Tagebuch der Tarnow über ihren Petersburger Aufenthalt (publ. von Thimme, Deutsche Rundschau CLXXXIX, S. 83 ff). War doch gerade Sivers vom ersten Augenblick der Begegnung an in einer keineswegs unerwiderten Leidenschaft zu der T. entbrannt — „dieser Blick war kein Blick, es war ein Erkennen" —, über deren Qualen, Freuden, Möglichkeiten, Lösungen sie in ständiger Erregung ist. Auch fehlt es nicht an weiteren, zum Teil recht stürmischen und ungebärdigen Verehrern. Morgenstern scheint von jenem Komplott Klingers nie etwas erfahren zu haben. Seine Tagebücher erwähnen die Tarnow mit der bei ihm edlen Frauen gegenüber gewohnten Überschwänglichkeit, doch ganz unbefangen. Er kam Januar 1817 nach Petersburg zu längerem Aufenthalt, und man kann sich vorstellen, dass die T. sich mit belustigtem Interesse den Dorpater Professor recht kritisch anschaute, der gewillt schien, die nicht zu knappe Liste ihrer Herzensbeziehungen um eine neue Persönlichkeit zu bereichern.

Wir verdanken diesen Zusammenhängen das vielleicht treffendste Portrait des sich in der Gesellschaft bewegenden M. Am 22. Februar trägt sie folgendes in das erwähnte Tagebuch ein: „Gestern habe ich einen sehr glücklichen Abend gehabt: Ich war bei Graf Sivers zum Thee gebeten und fand dort Storch, Karl von Kügelgen, Morgenstern und Stoffregen. Storch [Nationalökonom, 1766—1835] erschien mir geistvoll, viel und lebendig redend, entschieden und etwas absprechend in seinen Urteilen. Kügelgen hat eine herrliche Physiognomie, voll Geist und dabei so genialisch. Er ist sehr witzig und heiter mitteilend. Morgenstern ist eine sonderbare Erscheinung — er spricht sehr langsam und pedantisch, bedächtig und abgemessen, und dabei ist er nun doch eine Mischung von Zierling und von Pedanten, wie sie mir noch nicht vorgekommen ist. Nichts in der Welt ist lächerlicher, als wenn er einem Komplimente sagt. Ich dachte in meinem Sinn, lieber Mann, wüsstest du, was ich über dein Dorpat und deinen Heros Klinger geschrieben habe, so gefiele ich dir doch noch besser . . . Ich soll in dieser Woche einmal mit Sivers, Kügelgen und Morgenstern die Eremitage besuchen und freue mich unaussprechlich darauf, weil mir die Gesellschaft dieser

Kunstkenner nun zeigen wird, inwiefern mich mein Gefühl bei Schätzung dieser Kunstwerke richtig geleitet hat“ [165]).

Wir hören dann später (9. April), dass M. ihr einige seiner Schriften auf Velinpapier überreicht hat, und sie sieht ihm am 17. April mit dem Urteil nach: „M. ist gereist — zu manchen Schwächen hat er doch herrliche Eigenschaften“ [166]).

Eine gleichfalls der Romantik nahestehende Frau, die in M.s Aufzeichnungen begegnet, ist Tiecks Schwester Sophie, die zunächst mit dem Sprachforscher August Ferdinand Bernhardi, einem Schüler Wolfs und späteren Berliner Gymnasiallehrer, verheiratet war (vgl. ADB II, 458 f), dann, nach Scheidung dieser Ehe, mit einem Herrn von Knorring, einem Gutsbesitzer in Estland. Aus der ersten Ehe stammt der als Militärschriftsteller berühmte Felix Theodor von Bernhardi, dessen Jugenderinnerungen, von seinem Sohn Friedrich 1893 herausgegeben, in ausserordentlich lebendiger Weise anlässlich eines

---

165) Die T. spielt hier auf die Korrespondenzen an, die sie für das bei Cotta erscheinende „Morgenblatt für gebildete Stände“ über Petersburg schrieb. Die Artikel über Klinger erschienen erst im März 1817, Nr. 56—60. Dabei drückt sie ihr schmerzliches Erstaunen aus über den despotischen Zwang, der auf den edlen in Dorpat studierenden Jünglingen liege, denen man das Glück des Lebensmorgens nicht verkümmern dürfe. „Wer möchte glauben, dass es Klinger an Achtung für die Jugend und das Ziel ihrer Bildung fehlen könnte? Wo man das Wirken eines solchen Mannes nicht versteht, muss man schweigen.“ Als sie 1819 diese Korrespondenzen in vermehrter und veränderter Form unter dem Titel „Briefe an Freunde, geschrieben auf einer Reise nach Petersburg“ herausgab, fügte sie hinter „schweigen“ hinzu: „vorzüglich da, wo es so schwer auszumitteln ist, inwiefern sein Wirken ihm eigentümlich angehört“. Und „ungeziemende Kühnheit“ heisst nun nicht mehr das Urteil schlechthin darüber, sondern: „ihn darüber in Anspruch nehmen zu wollen“. Offenbar sind in jenem Petersburger Kreis die traurigen Verhältnisse der Dorpater Universität gerade in den Jahren 1816 und 1817 besprochen worden, sonst könnte kaum die T. bei ihrer Deklamation über akademische Freiheit M.s Beifall voraussetzen. Nach Klingers Tod hat Fanny Tarnow als Denkmal für ihn anonym erscheinen lassen: „Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten“ 1833, wo ihre persönlichen Eindrücke in schriftstellerisch unglücklicher Form mit phantastischen und romanhaften Erfindungen verbunden sind. Zahlreiche Fragezeichen in M.s Exemplar kennzeichnen Stellen, wo die Verfasserin über die Korruption in Russland, über Kaiser Alexander, ja auch über Klinger mit fröhlicher Sicherheit allgemeine Urteile abgibt. Übrigens hat M. an dem Cottaschen Morgenblatt gleichfalls in den Jahren 1810, 1811, 1816 und 1817 mitgearbeitet.

166) Über Fanny Tarnow vgl. noch ADB XXXVII, 399 (Mendheim). Rieger Klinger II, 556 ff.

6jährigen Aufenthalts in Estland (1812—1818) die gesellschaftlichen Verhältnisse des Baltikums schildern. Freilich handelt es sich um Erinnerungen an die Kindheit, der Verfasser ist 1802 geboren und sehr wohl scheint sich der Junge, der Rom, Wien und München kennen gelernt hatte, auf dem einsamen, durch eine den Neffen Tiecks fremd anmutende Geselligkeit belebten Gut Arroküll nicht gefühlt zu haben. Ähnlich scheint es der Mutter ergangen zu sein, die als Bürgerliche in einen eigentümlich exklusiv denkenden Kreis hineingeraten war. M. schreibt u. a. einmal in sein Tagebuch (DXCVI, 66): *Sie ist eine Frau von sehr vielem Verstand, doch ist sie zu schneidend in ihrem Urteil und eben darum nicht weiblich.* Der Weltumsegler Krusenstern brachte M. einst mit ins Haus Knorring. Der Sohn berichtet darüber: „Sein Besuch war angekündigt, meine Eltern hatten Morgenstern vor Zeiten in Deutschland gekannt, und die Aussicht, ihn wieder zu sehen, wurde gar sehr willkommen geheissen. Doch bemerkte meine Mutter dabei: „Das hätte ich auch nicht gedacht, dass ich mich jemals nach Morgenstern sehnen würde". In dem Kreise der Romantiker, in dem meine Mutter gelebt hatte, wurden nämlich gewisse Persönlichkeiten, die sich verehrend anzuschliessen suchten, ziemlich schonungslos behandelt, und zu diesen gehörte unter andern auch Morgenstern. Fast alle Menschen, mit denen er in Berührung gekommen war, wussten mehr oder weniger wunderliche Dinge von ihm zu erzählen. Aus früherer Zeit war von ihm bekannt, dass er in dem Glauben, dem Christus des Leonardo da Vinci ähnlich zu sehen, ohne Halstuch und mit langem wallenden Haar, sobald er sich setzte, die Stellung jenes Christusbildes anzunehmen suchte. In dem nordischen Klima hatte er sich nun allerdings bequemt, ein Halstuch zu tragen gleich anderen Sterblichen; aber ich wusste doch, als ich ihn zuerst sah, was die zur Linken geneigte Haltung des Kopfes bedeuten sollte, die er sich angewöhnt hatte. Wirklich auffallend aber war eins an ihm. Er war bis zum Unglaublichen weitläufig im Leben nicht nur, sondern auch im Sprechen. Er hatte seinen Stil nach Cicero gebildet, wie er meinte, und sprach, wie er schrieb, d. h. in Phrasen, deren Ende gar nicht abzusehen war, mit Zwischensätzen, in die wieder andere eingeschaltet waren. Im wesentlichen aber war sein Streben sehr achtungswert, und es musste unter den dortigen Bedingungen einen wohltuenden Eindruck machen, dass im Gespräch mit ihm das Gewöhnliche,

Alltägliche gar nicht vorkam. Der Tag, den er und Krusenstern in Arroküll zubrachten, liess mir den Eindruck zurück, als sei ich in ein anderes Land, in eine andere Atmosphäre versetzt gewesen. Ich las infolge dieses Besuchs auch die Dörptschen Beiträge, die er herausgab und meiner Mutter verehrte, namentlich Morgensterns eigene Reise durch die Schweiz und Italien, und war etwas verwundert über die mühselige Art zu reisen und seines Lebens überhaupt froh zu werden, die hier zutage trat; über diese Art, sich nicht etwa bloss in jeder Stunde, sondern man könnte sagen, in jeder einzelnen Sekunde Rechenschaft davon zu geben, was man eigentlich in dieser Sekunde gerade geniesst. Ich bekam eine Anschauung davon, wie wichtig es einem Mann, der arbeitend ein beschränktes Leben führt, vorkommen kann, wenn er, gerade er auch einmal etwas erlebt. Solches Wesen war mir neu, da meine Eltern im Gegenteil gewöhnt waren, alle Dinge sehr im grossen und ganzen zu behandeln und eine arbeitslose Unabhängigkeit als die natürliche Bedingung des Lebens vorauszusetzen. Doch lag in dieser Weise zu reisen, zu sehen und zu beschreiben etwas, das mir sehr zusagte, da meine eigne Natur mich darauf anwies, mir genau und womöglich erschöpfend von den Dingen Rechenschaft zu geben" (a. a. O. 165 ff).

Das hier erwähnte kokette Spiel mit dem Christuskopf spielt in der Dorpater Lokaltradition über M. bis jetzt eine Rolle. Bertram behauptet sogar, die Studenten hätten sich durch schmeichelhafte Verwechslung der beiden in seinem Vorzimmer hängenden Bilder ein gutes Examen verschafft und in dem Christuskopf das Portrait oder umgekehrt im Portrait den Heiland zu erkennen vorgegeben. Irgend etwas mag daran sein, denn die Anspielungen darauf laufen durch seine Notizen. Spott darüber nahm er nicht übel. An Frau von Manteuffel auf Zierau in Kurland schreibt er 1805: „Ihrem Georg, dem geliebten Spötter, meinen Segen". Dieser hatte nämlich in der bezeichneten Richtung sich geäussert.

Eine recht freundliche Schilderung von dem jungen Athenäum am Embach entwirft der Weltwanderer J. G. Seume (Mein Sommer 1805, 41 ff), wo auch Krauses Bauten und M.s Bibliothek — mit beiden Männern war er damals öfters zusammen — gewürdigt werden.

Recht leicht wiegt ein Zeugnis aus etwas späterer Zeit von einem Reisenden, der sich freilich durchweg als alberner und un-

delikater Schwätzer erweist (Christian Müller, Wanderung von St. Petersburg nach Paris im Jahre 1812, 91 f). Dieser fand, was stimmen wird, in Dorpat die Professoren nicht eben im besten Einvernehmen, die Studenten aber in Furcht vor strengen Disziplinarmassregeln des Generals Klinger. Der Historiker Pöschmann wird gelobt, sein kränklicher Zustand bedauert. Er starb noch in dem gleichen Jahr. „Alle Fakultäten vereinigten sich, um Herrn Prof. Morgenstern zu belächeln, der durch sein höchst unästhetisches Äussere zu Snells Kritik des Geschmacks und Kants Kritik der Urteilskraft, worüber er liest, den schlechtesten Kommentar und einen drolligen Kontrast liefert; ich überzeugte mich später durch den Augenschein von der Wahrheit dieser Bemerkungen, als Hr. Prof. M. in seiner kamtschadalisch-burätischen Kleidung vorüberging, die ihm gewiss überall der lachenden Nachzügler genug zugeführt haben würde und deren Gleichen ich noch nirgends, am wenigsten an einem Professor der Ästhetik, gesehen habe."

Diesen Anwurf hat M. auf Informationen Pöschmanns zurückgeführt, „der, da er sonst seinen kleinlichen Ärger über seine untergeordnete Rolle in gewissen Universitätsverhältnissen gegen mich auf keine einigermassen scheinbare Weise auslassen konnte, [ihn] hinter meinem Rücken, wie ich leider zu bemerken Gelegenheit hatte, wenigstens an unbedeutenden Dingen des Äusseren, auch wohl in Studentengesellschaften ausliess". Seine Strassenkleidung sei weder im Winter noch sonst von der üblichen abgewichen. An einer anderen Stelle, in seinem *Εἰς ἑαυτόν* (DXXXIV) vom Jahre 1805, gesteht er allerdings Nachlässigkeit in diesen Dingen zu. Hier bekennt er auch, was dem Dichter Petersen nur als satirisch-politische Schrulle durch den Kopf gegangen war, als seit langem gehegten, ernsthaften Wunsch, das „von" vor seinem Namen zu tragen, wobei später noch das Motiv mitgespielt habe, einem edlen Mädchen von Stand durch eine Ehe nicht ein Opfer zumuten zu müssen.

Zum festesten Bestandteil der Lokaltradition über M. gehört seine ausserordentliche Eitelkeit. Sie wurde ihm schon zu Lebzeiten von seinen Freunden gern vorgehalten, schon in Halle. Er selbst, weit entfernt, sie abzustreiten, erkannte in ihr — und hierin hat er zweifellos recht gesehen — ein Element, das notwendigerweise mit seinen besseren Eigenschaften zusammenhing. Wer könnte sich einen Eloquenzprofessor seines Schlages ohne einen starken Schuss Eitelkeit vorstellen?

Von Wolf ist es bekannt, dass er sich über akademische Feierlichkeiten und festliche Eloquenz gern lustig machte, Titel und Orden u. dgl. nur für gut genug hielt, um nicht von jedem Hund angepisst zu werden (Körte II, 129, passim). Prunk und Ostentation aber, so meinte er, bleibe denen überlassen, welche ihren gelehrten Jammer damit ausstaffieren müssen. Wenn er bei den verdriesslichen Verhandlungen mit Humboldt über seine Stellung in der wissenschaftlichen Deputation in den Jahren 1809 und 1810 den Titel Staatsrat für sich begehrte und sich deswegen eine peinliche Belehrung von Humboldt, dessen Geduld er bis aufs äusserste anspannte, gefallen lassen musste [167]), so hat das mit plötzlich erwachender Titelfreudigkeit natürlich nichts zu tun, sondern ist nur einer der vielen Ausflüsse seiner ewig querulierenden, nörgelnden, fordernden, versagenden Verbitterung, die ihn in der Berliner Zeit beherrschte und seinen Beziehungen zu Persönlichkeiten und Institutionen, wie z. B. zur Akademie und zur Universität, einen so fatalen Charakter gab. Bei M. stehen alle diese Dinge unter einer häufig komisch anmutenden Überbewertung. Sein Exlibris stellt ein Wappenschild dar, an dem die ihm verliehenen Orden hängen. Die Titel und Orden anderer Persönlichkeiten werden von ihm mit umständlicher Feierlichkeit aufgezählt, nicht nur in Publikationen, sondern auch in persönlichen Aufzeichnungen, wo sie durch spätere Nachträge auf den Stand des Tages gebracht werden. Von dem in dem Festvortrag 1844 erwähnten Bruder M.s erzählt sofort eine Anmerkung, dass er kgl. bayrischer Konsul, kgl. preussischer Kommerzienrat und Ritter des roten Adlerordens dritter Klasse war. Dass zweimal Kaiser Alexander M. einen Ring verehrt hat, am 19. Febr. 1806 einen mit einem Saphir, im Nov. 1815 einen mit einem Amethyst (DXCIII, 326; DXCVI, 97), dass die Kaiserin Alexandra Feodorowna geruhte, den von M. am 12. XII. 28 zum Gedächtnis Ihrer hochseligen Majestät der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna gehaltenen Vortrag mit besonderem Wohlgefallen entgegenzunehmen und dem Verfasser als äusserliches Merkmal des allerhöchsten Wohlwollens einen Brillantring zugehen liess (DXCVIII, 190), dies alles und hundert andere Dinge gleicher Art sind wichtige Lebensereignisse. Ungewöhnlich dürfte es sein,

167) Vgl. Spranger, Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens, 126 f.

dass jemand um solcher Lappereien willen sogar Zwiesprache mit der Vorsehung führt. M. tut es im Ernst, als er am 20. Febr. 1812 die Nachricht von seiner Ernennung zum Kollegienrat erhält, „mit Anciennität der Dienstzeit". *Kurz vor Schlafengehen dachte ich: Du warst fast 10 Jahre Hofrat, da war es so und so — kurz ich übersah den Gang bis dahin in Dorpat. Wie wird es dir sein als Kollegienrat? Ich blickte auf zu Ihm* . . . . . (DXCIV, 315).

Bei dieser Eitelkeit Morgensterns darf man zwei Dinge nicht vergessen. Erstens ist sie bei ihm seit seiner Studentenzeit in eine ganz deutliche Verbindung mit seiner Ethik gesetzt Verecundia sui und verecundia aliorum bedingen sich gegenseitig. Sehr deutlich tritt dieser notwendige Zusammenhang an vielen Stellen zutage. In der akademischen Gesellschaft der ersten Zeit in D. entzückte ihn ein Zustand, bei dem einer im andern sich selber ehrt; im ersten Brief an Klinger verbindet er geschickt den Ausdruck des hohen Selbstgefühls, die ausgesprochene Absicht, ein zweiter Heyne für die junge Universität zu werden, mit der Freude darüber, diese Möglichkeit gerade unter der Kuratel eines Mannes von Klingers Art zu haben. Zweitens ist ganz unverkennbar, dass die Überbewertung dieser Dinge mit den Jahren immer stärker wurde. Der Alte hält um so geflissentlicher an dem Mantel, an den pathetisch-feierlichen Attributen der heroischen, deklamatorischen Anfangszeit fest, je mehr der Inhalt selbst von Jahr zu Jahr entschwand. Er schuf sich notwendigerweise, wie er es bei Plato in seinem Staat zu beobachten glaubte, ein „Als ob", das ihm die Möglichkeit bot, mit heiterer Gelassenheit und liebenswürdiger Distanzierung in der ihm ganz fremden Welt der politischen Machtkämpfe[168]), der durch Mystik oder

168) In diesen Kämpfen spielt übrigens die angebliche Lüsternheit nach Orden eine Rolle. Eine solche glaubte die spezifisch baltische Gruppe der Professorenschaft bei den Vermittlungspolitikern, die oft sächsischer Herkunft waren, feststellen zu können. In diesem Sinn spricht Julius Eckardt, Die balt. Prov. Russlands, S. 402 folgendes aus: „Die Eroberung des Landes durch jene „Sachsen und Angelsachsen", die im 5. Jahrzehnt eine ominöse Rolle zu spielen berufen waren, weil sie niemals bei uns heimisch zu werden und unsere Bedürfnisse zu verstehen im Stande waren, sie fällt gerade in die zweite Hälfte der zwanziger und die ersten dreissiger Jahre, die in anderer Beziehung vielfach zu der „guten alten Zeit" gerechnet werden. Insbesondere den sächsischen Professoren wurde damals der Vorwurf gemacht, jeder unabhängigen Gesinnung zu entbehren, allen Wünschen der Bureaukratie blindlings entgegenzukommen

Orthodoxie gekräftigten religiösen Tendenzen, der spezialisierten Fachprofessuren und der Verwaltungsbureaukratie zu leben. Dass die böse Welt sich nicht um jene Zusammenhänge, wohl aber um die komische Aussenseite kümmerte, wird niemanden Wunder nehmen. Dabei wird man ihn aber gegen einen Zug der Lokaltradition in Schutz nehmen dürfen. Ernsthafter tritt sie bei Rieger auf, wo (II, 578) M. als ungewöhnlich schöner Mann, als zarte schöngeistige Persönlichkeit geschildert wird, der — es handelt sich um die ersten Jahre der Universität — noch Junggeselle ist, „weil ihm sein Glück bei den Damen die Wahl zu schwer machte". Boshafter erzählt der Pastor Theoph. Kraus in seinen studentischen Erinnerungen an das Burschenleben 1812—1815 [169]) von M.s christusköpfiger Schönheit, „in welche

und um jeden Preis nach Orden zu angeln. Daher die Bezeichnung Angelsachsen". Das ist der Ton, dem wir gerade so auch bei Preller begegneten, der freilich kein Balte war, sowie die landsmannschaftliche Herkunft überhaupt häufig nicht mit dieser Parteistellung übereinstimmt. Man wird bei jenen Sachsen im Sinne des agitatorischen Schlagworts an den Philologen Neue zu denken haben, der von Schulpforta 1831 berufen wurde, ferner an den 1828 berufenen Chemiker Goebel, der bei Weimar geboren war. Wo die Herkunft angegeben wird, gilt der Magdeburger M. ebenso wie der Wittenberger Erdmann in den Dorpater Listen als Sachse, also als Angehöriger des Stammes, der allerdings das Baltikum geradezu mit einem Heer von Privatlehrern, Gymnasiallehrern und Professoren überzogen hat. Zu den „Angelsachsen" im Sinne jenes Schlagwortes freilich hat gewiss nie jemand M. gerechnet, da ihm die Fragestellung des Kampfes, über den natürlich hier nicht geurteilt werden soll, ganz fremd ist und seine Ordensseligkeit ganz anderen psychologischen Quellen entstammt als dem bei der Neuegruppe angeblich überwiegenden Gefühl des korrekten, loyalen Beamten. Übrigens höhnte schon der Aufklärer Merkel, der vergebens auf eine historische Professur gehofft hatte, an der Universität Dorpat grassiere der Bandwurm. Der Rektor Ewers tat ihm den Gefallen, die Sache ernst zu nehmen und die Eltern der Studierenden in der Zeitung über die hygienischen Verhältnisse zu beruhigen. Da rückte Merkel mit dem Bandwurm heraus, den er eigentlich gemeint hatte, dem im Knopfloch der Professoren, und hatte die Lacher auf seiner Seite. Aus den Akten über Gutachten habe ich ersehen, dass Lieven zuerst hereinfiel und Ewers veranlasste, der Sache nachzugehen. E. zog von der medizinischen Fakultät und von zwei praktischen Ärzten Gutachten ein und berichtete am 15. XI. 19 dem Konseil darüber.

169) Publiziert in der St. Petersburger Zeitung, Sept. 1908. Die Einsicht in diese 6 Blätter verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Rosenberg. Ich halte es doch für nötig, zu bemerken, dass der Verfasser, der in Burschenfragen ein gewichtiger Zeuge sein mag, über die Professoren und die Universitätsverwaltung Urteile abgibt, die von einer kaum verständlichen Naivität sind. Wenn er sagt: „Der herrliche Kurator Klinger wusste die Jugend als Jugend zu

alle Weiber von Neapel bis St. Petersburg sich, sogar untröstlich, verliebt haben. Wenn ihr's bezweifelt, so höret: er hat's selbst gesagt! Darum heiratete er auch nicht, weil keine Angemessene sich fand, bis sein 50jähriger Kopf vollends alle Ähnlichkeit mit dem 30jährigen Christuskopfe dergestalt verloren hatte, dass später weder rote noch gelbe Morgenstiefel zur Paradetasse Kaffee auf dem Balkon am Markte mehr renovieren wollten: die Herzlosen! Da neigte sich seine erhabene — gewesene — Schönheit grossmütig herab auf ein vernunftjähriges Fräulein, mit dem er, im Faltenglätten wetteifernd und zuvorkommend, so ziemlich zufrieden — vielleicht auch aus Mitleid liebend — gelebt hat". Diese Zeichnung scheint mir selbst als Karikatur verfehlt zu sein. Nichts liegt M. ferner als Bramarbasieren in Liebesangelegenheiten, ebensowenig gibt er in Aufzeichnungen oder Briefen irgendwo zu erkennen, dass die vorehelichen Romane, bei denen er, wie in der Wissenschaft, eher den Eindruck eines schmachtenden Multiincipides-Nihilabsolvides macht, ihm durch die erreichten Erfolge das Betreten der ehelichen Bahn schwer gemacht hätten. Vermutlich hat seine selbstgefällige, in umständliche Feierlichkeit getauchte Art zu jenem Missverständnis Anlass gegeben.

---

behandeln und liess sie austoben", so ist so ziemlich das Gegenteil richtig. Grindel als Rektor imponierte ihm, da er persönlich auf den Kommersen erschien und manches ohne viel Aufheben regelte. Wohl das Tollste an unreifer Rederei leistet sich der Memoirenschreiber mit folgendem Urteil: „Auf den unvergesslichen Grindel folgte im Rektorat der milzsüchtige Parrot, ohne pädagogischen Sinn für das, was ein Rektor soll . . . Der gelehrteste Pedant wird von Mutterwitz überlistet. Daher ist bei solchem Volk, wie's damals war, nicht jeder gut zum Rektor. Nach Parrots eben nicht glänzendem Rektorat folgte Styx". Noch findet er bei Parrot zu erinnern, dass ihm selten ein Experiment gelang und dass er weder physisch noch moralisch den Nagel auf den Kopf traf. Rosenberg verdanke ich auch den Hinweis auf die Aufzeichnungen von Elisabeth Hofmann (Dorpat vor 60 Jahren, Deutsche Monatsschrift für Russland 1914, 291), wo einige Geschichten von M. erzählt werden, „von dem in D. soviel Anekdoten kursierten, dass man's nicht begreifen konnte, wie ein Mensch auch bei der längsten Lebensdauer die alle verbrochen haben konnte", demselben Kenner der Lokalgeschichte auch die Lektüre des Romans Jarolasch von Wendt, wo (II, 182 f) der Astronom M[ädler] eingeführt wird, wie er zerstreut, statt zur Sache zu reden, Geschichten u. a. auch von M. erzählt. So soll dieser auf dem kunstliebenden Ratshof einmal Kuh und Ochse verwechselt haben oder feierlichst Stiefel getragen haben, in die ihm — schönster Moment seines Lebens — die Vesuvlava ein Loch gebrannt hatte.

Diese von allen Zeugen hervorgehobene umständliche Weitläufigkeit, dieses Wichtignehmen aller, auch der kleinsten Dinge des Alltags, besser gesagt wohl: ihre Einbeziehung in die von ihm repräsentierte Lebensform des allseitig harmonischen, edlen Menschen, ist allerdings ein wesentlicher Zug und durchzieht, in z. T. komischer Form auch seine Aufzeichnungen. Wie sein Heros Cicero in den Jahren nach der Provinzverwaltung mit seinen Liktoren herumzieht und von ihnen trotz der Belästigung, die sie verursachen, nicht lässt, so sehen wir auch ihn auf Reisen mit einem Gefolge auftreten, in der Uniform auch in Deutschland, mit einem gemieteten Diener, dessen Zweck nicht recht klar wird. Er scheint kaum einen Schritt zu Fuss zu machen, selbst an dem sommerlichen livländischen oder estländischen Strand unter mehr oder weniger primitiven Verhältnissen fährt er im Wagen vor, und Pferde ziehen ihn in einem Karren in die Salzflut. Als Petersburger Akademiker fährt er mit Frau Minna zur Jubelfeier (29. XII. 1826), lässt sich für 175 Rbl. eine Akademikeruniform machen, wird mit den Besuchen nicht recht fertig, *verhindert durch Zeitkürze, zum Teil durch Minnas unzeitige, wenngleich wohlmeinende Geschäftigkeit wegen der Haartour und der seidenen Strümpfe* (DXCVIII, 109), und fällt aus einer Aufregung in die andere, wegen des Platzes bei der Feier, wegen der Wohnung, erst im Hotel, dann bei Parrot, worüber umständlich gehandelt wird. In solchen schwierigen Situationen bewährt sich oft aufs glücklichste seine Sophrosyne: *15. Sept. 1812. Krönungsfest des Kaisers. Ball auf der Musse. Ich daselbst. Eingebrochener Stuhl. Contenance* (DXCIV, 323). Bei den Reisen fällt der ungewöhnlich hohe Anteil der Fahrgelegenheit selbst an den Gesamtspesen in die Augen[170]).

170) *Im ganzen bequeme Art zu reisen in Liv- und Estland, auch da, wo keine Poststrasse ist, denn die Krüge, den Herren des Landes gehörig, sind für einen Reisenden, wie unsereiner, als gehöre man zu jenen. Was darin bezahlt wird, ist, da man Futter häufig mitbringt, sehr wenig* (DXCIV, 339). Die Reise Dorpat—Petersburg 18./30. Juli bis 14./26. August 1811 kostete Morgenstern 500 Rbl., für eine Reise nach Reval (25. Juni — 12. Juli 1812) gibt M. folgende Spezialrechnung:

Bauer, der mich von D. nach R. brachte:	*75 Rbl.*
Wegkost (ohne Wein):	*4 Rbl.*
Unterwegs:	*1 Rbl.*
Kleinigkeiten in Reval	*3 Rbl.*
Verschiedenes andere	*21 Rbl.*
Droschke mit 2 trefflichen Pferden, 3 Tage:	*36 Rbl.*

Die gern genutzte Möglichkeit des Theaterbesuchs, z. B. in Reval, gestaltet sich auch immer durch Bediente, Kutscher und Zusammensein mit Schauspielern und Schauspielerinnen, auch mit Kotzebue, zu einem gesellschaftlichen Ereignis, das dem Kunstgenuss nicht nachsteht.

Der Bibliothekar Anders erzählt uns, wie M. gern in seiner mit Kunstwerken schön ausgestatteten Wohnung[171]) Gäste empfing und sie durch interessante Unterhaltung, zu der auch die Gattin beitrug, erfreute. „Er sprach langsam und mit sehr gewählten Ausdrücken." „Ich habe seiner lebhaften, von anderen oft redselig genannten Unterhaltung viel zu danken. Er war gereist, hatte viel bedeutende Persönlichkeiten im Leben kennen gelernt und stand mit ihnen in Korrespondenz." Auch das Dienstmädchen Lyddi scheint von dem genius loci mehr als billig angesteckt gewesen zu sein und über der Aufmerksamkeit auf die geistreiche Unterhaltung wohl auch einmal die ihr näher liegenden Dinge vernachlässigt zu haben, so dass sie z. B. dem Professor der Botanik Ledebour, „der im Frack und in weisstuchenen Pantalons und Glanzstiefeln dasass, eine heisse Bratensauce über den Kopf goss, dass die silberne Saucenschale auf seinem kahlen Schädel sich umkehrte". Diesem Ereignis war die abgeklärte Sophrosyne des Hausherrn offenbar doch nicht ganz gewachsen, um so mehr erheiterte es die übrige Tischgesellschaft.

Wer von M.s Eitelkeit spricht, sollte nicht vergessen, dass schliesslich auch seine hochherzigen Stiftungen, wenn man will, — denn was man lächerlich, gut, schlecht und ernsthaft bei einem Menschen nennt, ist oft seltsam ineinandergeschlungen, — nicht ganz ohne Zusammenhang mit ihr sind. *Es giebt auch Hausmittel, das Sterben zu erleichtern und zu versüssen. Dahin gehört*

Weste mit Macherlohn . . . . . 12 Rbl.
Fuhrmann für 2 Pferde auf 1 1/2 Tage . . . 15 Rbl.
Schauspiel 10 mal etwa: . . . . . 20 Rbl.
An Fuhrmann Reichardt Rückfahrt etwa: . . 80 Rbl.

Im Theater sah M. bei dieser Gelegenheit Mozarts Entführung aus dem Serail, Ifflands Hagestolz, Kotzebues Deutsche Hausfrau u. a.

171) M. verliess später das Haus am Markt, das alte Universitätsgebäude, wo wir ihn in der ironischen Schilderung von Kraus fanden, und siedelte 1823 in das von ihm erworbene, früher seinem Freund Krause gehörige Haus über. „Es liegt — ob in ursprünglicher Gestalt, entzieht sich unserer Kenntnis — an der Alt-Str. und hat einen Garten mit alten Bäumen gegenüber dem Wanemuine" Rosenberg 15.

folgendes: Vermache von dem Deinigen, soviel die Verhältnisse erlauben, zu gemeinnützigen Zwecken, damit du neu wirkest von deinem Tode an, so spricht er schon 1802 (DXXXV, 92) und ebenso sehr oft anderwärts. Der Wunsch Non omnis moriar gehörte mit zu den echten Bestandteilen dieses antik-rhetorisch empfindenden Humanisten und Eloquenzprofessors und er verband sich bei ihm notwendigerweise mit einem zweiten für die ihm innigst verbundene Hochschule, den er wiederholt in jene Worte Fra Paolos kleidete, mit denen dieser, sein gemeinnütziges Erdenleben beschliessend, seine Vaterstadt Venedig grüsste:

Perpetua esto!

Zum Schluss mag es erlaubt sein, Morgensterns Absichten und Leistungen zu messen an der Folgezeit und an den Bedingungen, unter denen wir selbst arbeiten. Lässt sich Wolfs Bedeutung mit Harnack (Gesch. der preussischen Akademie zu Berlin I. 2, 853 Anm. 1) dahin formulieren, dass er die klassische Philologie „aus der Vorhalle zur Theologie herausgeführt" und „über die Stufe der belles-lettres emporgehoben" hat, so hat M., wie die geschichtliche Darstellung gezeigt hat, im ersteren Falle bereits das Feld bereitet vorgefunden. Den zweiten Schritt aber hat er selbst mit Bewusstsein nicht mitgemacht, er konnte und wollte sich den Betrieb dieser Wissenschaft nicht denken ohne engste Beziehung zu den Provinzen des Wahren, Schönen und Guten. Dadurch wurde für ihn die Auswahl des Stoffes, seine Durchdenkung, Gliederung und Darstellung bedingt. Höher als der Spezialist der Forschung stand ihm der lebendig wirkende, anregende Lehrer, Schriftsteller und Prophet, einen Wesensunterschied zwischen dem Altertumswissenschaftler und dem Humanisten hätte er überhaupt nicht zugegeben, da im wesentlichen — von gewissen Schwankungen in seinem Urteil war die Rede — sein Ideal eine Vereinigung, eine Durchdringung beider Elemente war. Damit befinden wir uns mitten in den allermodernsten Debatten über den Betrieb der Wissenschaft vom klassischen Altertum. Ist doch Wort und Begriff des Humanismus, lange Zeit hindurch von den dem Werturteil abgeneigten Vertretern des Historismus und Positivismus nur noch mit Lächeln verwendet, wieder in einer eigenartigen Weise zu Ehren gekommen unter dem bestimmenden Einfluss gewisser geistiger Strömungen unserer Tage [172]). So anziehend es erscheinen mag, damit Morgensterns Positionen zu vergleichen, um das Verwandte sowie

172) Eine unbefangene Würdigung dieser Entwicklung findet der Leser in dem schönen Vortrag von O. Immisch „Die Erneuerung des Humanismus", Das humanistische Gymnasium XXXIX (1928) 1 ff.

die Verschiedenheit im Ausgangspunkt und in der Lösung festzustellen, so sehe ich doch ganz von einem Versuch dieser Art ab, der für den Verfasser, der diese Debatten nur aus ihren literarischen Niederschlägen kennt, ohnehin misslich wäre. Mancher der Leser wird diese Lücke lieber selbst nach seinen persönlichen Eindrücken ausfüllen wollen. Kehren wir in die Zeit M.s zurück, so sieht man leicht, dass der Humanismus als solcher ja gar nicht problematisch war, weder für Wolf, noch für Heyne, noch für Gottfried Hermann, um nur diese zu nennen. Im einzelnen selbst wieder sehr untereinander verschieden, hätten sie ja ganz gewiss M. gegenüber nicht den geistig, sittlich und ästhetisch bildenden Charakter des Stoffes der Altertumswissenschaft bestritten oder seine Ausbeutung im Unterricht der Gymnasien und Universitäten. Sie hätten nur dringend verlangt, dass auf diesem Wege die wissenschaftliche Arbeit sich nicht in blauen Dunst auflöse. Dazu kommt, dass preziöse Eleganz Wolf persönlich kaum minder verhasst war als pedantische eingebildete Gelehrsamkeit. Charakteristisch ist der von Körte (I, 123) referierte Brief Biesters an Wolf aus dessen Hallischen Anfängen (27. Nov. 1783), wo ganz offensichtliche Zitate aus einem vorausgegangenen Brief Wolfs vorliegen und die Beziehung auf Niemeyer, von M. in seinem Exemplar in einer Randnotiz hergestellt, in die Augen springt: „Kein Wunder, dass ein Mann, der mit den Aoristen etwas über den Fuss gespannt ist und durch süssliche Deklamation sich allgemeines Zujauchzen erworben hat, lieber in der Region des ästhetisch sein sollenden Geschwätzes bleibt, als ernste trockene Worterklärung liebt". Sehen wir von dem Vorwurf mangelnder Kenntnisse ab, so fällt hier ein gewichtiges Bedenken auf. Man kann die grösste Sympathie für Wolfs Eigenart haben — er ass und trank gern gut, lobte Gott in allen seinen Werken und liess mit Behagen, doch ohne malice du coeur, wie er wenigstens meinte, seinen Witz und seinen Frohsinn springen —, aber man wird doch nicht behaupten, dass andere Temperamente deshalb von der Verkündigung des Humanismus ausgeschlossen sind. Immisch spricht, wie ich glaube, den Eindruck vieler aus, wenn er an dem Humanismus der jüngsten Zeit die absolute Humorlosigkeit, die ewige Hochspannung, die Erhabenheit der Haltung hervorhebt. Offenbar glauben seine Vertreter, einer Zeit, die das Gefühl der Distanz und der Ehrfurcht den geistigen Werten gegenüber vielfach verloren hat, so und nicht anders predigen zu

müssen. Auch Morgenstern ist in seinen jungen und mittleren Jahren ganz humorlos, er wandelt auf dem feierlichen Kothurn und spricht als Musarum sacerdos am liebsten feierliche Worte, als alter Mann entwickelt er freilich einen gewissen behaglichen Humor in der Betrachtung der kleinen Begebenheiten des Lebens. Irgendeine Notwendigkeit für diese oder jene Form der Aneignung der in der Antike wirkenden Mächte vermag ich nicht einzusehen. Auch im Hause des Humanismus sind multae mansiones, viele Möglichkeiten des Unterkommens. Wo wir uns im Reiche der Werte befinden, wird der Einzelne nach seiner Eigenart ebenso wie der Zustand des geistigen Lebens einer Zeit bei der Auswahl ein gewichtiges Wort mitsprechen. Der alte Ruhnkenius, dem freilich in diesen Fragen niemand ein gewichtiges Urteil zusprechen wird, schrieb einmal mit Beziehung auf Klotz an Heyne über die belli homines, qui nunc in Germania bellas litteras colunt voluntque Graecis et Romanis, a quibus toto differunt caelo, similes videri (Ruhnkenii epistolae ad diversos ed. Mahne p 30). Nun, ich glaube, wenn die grössere oder geringere Ähnlichkeit mit antiken Menschen das Kriterium abgeben soll, so haben die Klotz, Niemeyer, Morgenstern u. s. w., deren Geistesverwandte im antiken Leben sofort in die Augen springen, leichtes Spiel. Für Wolf irgendwo einen antiken Doppelgänger ausfindig zu machen, möchte dagegen nicht ganz leicht sein. Man wird zusammenfassend sagen dürfen, dass M.s Versuch schon deswegen grosses Interesse verdient, weil anscheinend die Frage, wie bei den Stoffen der Altertumswissenschaft Wissenschaft und Forschung einerseits, Genuss, Hingabe, Erleben, oder wie man das sonst nennen mag, andererseits sich zueinander verhalten, immer wieder zu neuen Antworten nötigt und wohl erst mit der Philologie selbst sterben wird.

Das Gleiche gilt nun meines Erachtens von einer zweiten Frage, die in das Zentrum des M.schen Schaffens hineinführt. Freilich steht sie zur Zeit nicht so im Mittelpunkt der Diskussion. Wo von Morgenstern in der Geschichte der Universität Dorpat die Rede ist, fehlt nicht der Hinweis auf seine zersplitternde Vielseitigkeit und seine „Abhandlungen, die heutzutage überall eher Aufnahme finden würden, als in philologischen Fachzeitschriften“ (Hugo Semel, Die Univ. Dorpat (1918) 99). Nun hat unsere historische Darstellung gezeigt, dass hier neben persönlicher Neigung noch ganz andere Motive wirksam waren. M.

ist der Erbe jener alten Eloquenzprofessoren, die sich ja in einem sehr elastischen, breit angelegten Rahmen bewegten, Poetik, Rhetorik, Stilistik in Verbindung ebensowohl mit der Lektüre der antiken Autoren wie mit den allgemeinen Bildungsbedürfnissen ihrer Studenten behandelten. Man braucht ja nur an die Hallische Reihe Klotz — Thunmann — Forster zu denken, um sich klar zu machen, was alles hier untergebracht werden konnte, bildende Kunst, Philosophie, Geschichte, Naturgeschichte, Reiseberichte, Technologie, Landwirtschaft, ja ich weiss kaum zu sagen, was prinzipiell unbedingt davon ausgeschlossen gewesen wäre. Bei der Einrichtung der von M. verwalteten Professur[173]) schwebten neben der auch sonst bemerkbaren Tendenz, durch Zusammenlegung von Disziplinen zu sparen, offenbar die Vorbilder jener Eloquenzprofessuren vor. Es war ein ganz besonders glücklicher Zufall, dass man dabei gerade auf eine Persönlichkeit verfiel, die nicht an die Weiterführung einer damals bereits antiquierten Institution

173) Näheres hierüber festzustellen, ist mir nicht gelungen. Aus den Berufungsakten der ersten Zeit ergibt sich, wie auch in anderen Fällen, das Bild eines ziemlich unsicheren Herumtastens. Ausser mit Rink, der schliesslich am 22. III. 02 definitiv ablehnte, auf M. aufmerksam machte und bat, über diesen bei Wieland und Wolf Informationen einzuziehen, verhandelte man mit einem Pastor H. F. T. Tiebe; im ersten Halbjahr 1801 hatte man allerdings den Plan, zwei Professuren zu begründen und für lat. Sprache und Eloquenz Watson zu berufen, für griech. Sprache und Literatur sowie für Ästhetik Liebau zu Mitau. Beide wirkten an dem Mitauer akademischen Gymnasium, das, ähnlich wie das Danziger Athenaeum organisiert, zeitweilig (25. Dez. 00 bis 26. Mai 01) zur Universität erweitert werden sollte an Stelle der Dorpater Neugründung. Etwas voreilig spricht Liebau in seinen Schreiben, in denen er übrigens die Verbindung von griechischer Sprache und Literatur und Ästhetik als durchaus natürlich und angemessen bezeichnet, schon von seinem Gymnasium als von der „jetzigen Universität". Irre ich nicht, so hängt also die beabsichtigte Teilung in 2 Professuren nur mit den speziellen Mitauer Wünschen zusammen und wird mit der Übersiedelung der „Irrwisch"-Universität nach Dorpat ohne weiteres aufgegeben worden sein. Das akademische Gymnasium zu Mitau hatte auch eine gesonderte dritte Professur der Beredsamkeit. Trotz der Bedeutung, die dem Fach in dem von Sulzer herrührenden Entwurf zugewiesen wird, haben die Vertreter praktisch noch andere öffentliche Funktionen ausgeübt, freilich nicht ohne ihre Aufgaben durch diese Kollision zu gefährden: Tiling (1775—1798) war Pfarrer, Sahlfeldt (1798—1802) war Advokat, Parlemann (1802—1816) war Arzt, so dass also auch die ars muta einmal den Eloquenzprofessor stellte, freilich einen, der sich mit Erfolg und hartnäckig weigerte, eine öffentliche Rede zu halten. Von Persönlichkeiten und Lehrplänen berichtet die Schrift von Dannenberg, Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau, Mitau 1875.

dachte, auch nicht an ein Sammelsurium disparatester Bildungselemente, sondern die in den erlebten Gedanken und Bestrebungen des Neuhumanismus ein Zentrum besass, in dem alle jene Aufgaben wie Strahlen zusammenliefen, zugleich auf eine Persönlichkeit, die an die Notwendigkeit der Verbindung einer so ausgestalteten Eloquenzprofessur mit dem Fach der klassischen Philologie glaubte. Denn diese Verbindung war für ihn die unbedingte Voraussetzung seines Wirkens, auch die von ihm von Anfang an erstrebte und schliesslich erreichte Errichtung einer zweiten Professur für klassische Philologie, die, in der Folge der Zeiten von Francke, Neue, Paucker, Hörschelmann, Krascheninnikow verwaltet, vorzugsweise grammatisch und allenfalls daneben literarisch orientiert war, sollte für ihn und seine Professur an diesem Sachverhalt nichts ändern. Hier ist er, wenn irgendwo, originell, etwas Ähnliches war wohl kaum in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorhanden, die Ablehnung des Rufes nach Königsberg wird sich hauptsächlich daraus erklären. Die Schwierigkeiten dieser Verknüpfung müssen hier noch von einer anderen, für uns noch jetzt wichtigen Seite aus beleuchtet werden.

Als M. studierte, stand für Wolf schon durchaus der Begriff der Philologie als einer alle Teile des antiken Lebens behandelnden Altertumswissenschaft fest, wie er ihn in seinem oftmals wiederholten Kolleg über Enzyklopädie der Philologie (Körte II, 215) und dann später in Berlin literarisch im Museum der Altertumswissenschaft I (1807) theoretisch gefasst und durch seine ganze Tätigkeit in Seminar, Vorlesung und persönlichem Verkehr verkörpert hat. Es leuchtet ein, dass gerade dieses auf philologisch-historischer Kritik aufgebaute, universale, von einer starken Persönlichkeit getragene Bild der antiken Welt den stärksten Eindruck auf Goethe machen musste, dem jene erwähnte schriftstellerische Fassung gewidmet ist (Kern 8). Diese horizontale Verknüpfung verschiedener Lebensäusserungen derselben Epoche, ihrer Sprache, Philosophie, Kunst, ihres Rechtes und ihrer Religion u. s. w. ist ein so fruchtbares Forschungsprinzip, dass der Philologie damit zahlreiche Aufgaben zufallen, die nur sie allein, nicht die Historie der einzelnen Gebiete, erfüllen kann. Aber man vergesse doch nicht die Bedenken, die sich gegenüber einer solchen Wissenschaft regen, die das Gesamtgebiet des Lebens in zeitlichem Ausschnitt umfassen will. Zunächst ist ja bei der riesigen, immer mehr anschwellenden Masse des Materials eine

gleichmässige Beherrschung des gesamten römischen und griechischen Gebiets wohl immer als eine Unmöglichkeit erkannt worden[174]). Die auch dem Genialsten und Fleissigsten hier gesetzten Grenzen waren so deutlich, dass selbst die Universalisten praktisch um die Forderung der Arbeitsteilung nicht herumkamen, freilich die Verpflichtung aufstellten, bei der Spezialarbeit nicht den Zusammenhang mit dem Ganzen zu verlieren. Wenn Gottfr. Hermann von vornherein der Philologie ein enger begrenztes Programm zuwies, so war dabei neben anderen in Persönlichkeit und Tradition begründeten Vorstellungen gerade die Furcht vor einem alle soliden Dämme einreissenden Dilettantismus massgebend. Wichtiger aber als dieses mehr quantitativ-mechanische Bedenken ist ein anderes, mehr organisches. Mit Verwunderung erkannte M. allmählich, dass der als genialer Interpret des Cicero und Plato geschätzte Wolf im Grunde ganz unphilosophisch war. Das erschien ihm — und hier ergibt sich allerdings eine wichtige Fragestellung — als ganz unnatürlich. So wenig er für die Dialogform und die sprachlich-literarische Seite, überhaupt für Plato den Künstler blind war, zunächst las er de natura deorum und den platonischen Staat doch um der darin behandelten Probleme willen. Diese konnte er aber, wie er durchaus richtig erkannte, nur würdigen, indem er sich ständig in Fühlung hielt mit der philosophischen Forschung. Dasselbe gilt von allen anderen Seiten des antiken Lebens. Er selbst durfte sich rühmen, wenn auch in bescheidenem Mass, das Handwerkszeug des Zeichnens und Kupferstechens sich zu eigen gemacht zu haben, die Vertrautheit mit der modernen Malerei und Architektonik schien ihm — von allen übrigen Gesichtspunkten abgesehen — nötig, um die Gliederung nach Epochen und ihre verschiedene Bewertung auch

174) Buttmann schreibt M. am 30. Juni 1795 auf Übersendung der Dissertation hin sehr artig, die neuere Philosophie sei ihm ganz fremd, und auch in das schöne Gebiet der griechischen Philosophie verirre er sich nur gelegentlich. Bei dem Anwachsen der Literatur sehe er täglich mehr die Notwendigkeit, „grosse Lappen von dem Gebiete, in welchem man so gerne umherreisen möchte, abzuschneiden, um dafür in dem kleineren Bezirke desto gründlicher verfahren zu können. Und das kann man mit desto ruhigerem Gewissen tun, wenn man gescheite Freunde hat, die unterdessen jene Gefilde durchwandern und aus ihrem Kursus so gewissenhaft Bericht abstatten, wie Sie tun, und so befriedigenden Bericht. So muss man sich gegenseitig zu Hülfe kommen". Er bietet ihm dann zur Kritik einige Stellen aus Sextus Empiricus in seiner Bearbeitung an.

innerhalb der antiken Kunst zu verstehen [175]). Den Umgang der Klassiker in Weimar und die Beschäftigung mit ihren Werken genoss er im Zusammenhang mit der Lektüre der antiken Schriftsteller, im Verein mit Otto und Osenbrüggen ging ihm die Bedeutung des Rechts noch viel mehr auf als früher. Wie viel an positiven Kenntnissen hier auch nur zum Verständnis dieser oder jener Stelle der römischen Literatur nötig war, leuchtete ohne weiteres ein. Aber weit darüber hinaus sah er, wie bei Platos und Ciceros philosophischen Schriften das Reich der Philosophie, so hier das Reich des Rechts als besondere Gedankenwelt aufleuchten. Hinter der vielgeschäftigen Ubiquität des Morgensternschen Dilettierens steht ein sehr ernstes Problem, das man wohl so formulieren könnte: Wenn es richtig ist, dass der Forscher auf den horizontalen zeitlichen Zusammenhang der Lebensäusserungen im Altertum zu achten hat, ist es dann nicht ebenso richtig und wichtig, dass er die vertikalen Beziehungen pflegt, dass er, um antike Sprache, Philosophie, Kunst, Religion, antikes Recht zu verstehen, durch Kenntnisse und selbständiges Urteil zum Linguisten, Philosophen, Kunsthistoriker, Theologen, Juristen u. s. w. werden muss? Ja wird nicht die Beziehung zu diesen Dingen mitunter natürlicher sein als die zu einem nicht unmittelbar für das Spezialproblem aufhellenden Lebensgebiet derselben Zeit? Und ist, dieses zugegeben, die Arbeitsteilung nicht hierbei ganz anders organisch bedingt, da es offenbar niemanden gibt, der in wohlausgeglichener Balance religiöses Empfinden, juristisches Denken, Verständnis für technische Fertigkeit, sprachwissenschaftliche Problematik, praktisch-stilistisches Sprachgefühl, Geschmack für Gegenstände der Kunst und ich weiss nicht was noch ausserdem in sich vereinigt?

Gerade bei der Frage dieser organischen Arbeitsteilung hört aber die Verständigung mit Morgenstern, die bis zu diesem Punkt immer möglich war, auf. Er glaubt allerdings, dass die in die Menschen gelegten Triebe zum Wahren, Schönen und Guten sich so weit entwickeln lassen, dass — ungeachtet aller Restbestände menschlicher Schwachheit — doch grundsätzlich religiöses Gefühl, logisches Denken, Gelehrsamkeit, Geschmack, weltmännische Klug-

175) Sehr zu beachten ist, dass M. in einer Zeit, in der das durchaus nicht zu den Selbstverständlichkeiten gehörte, vielmehr ungewöhnlich war, prinzipiell möglichst viel archäologisches Anschauungsmaterial für den philologischen Unterricht heranzog.

heit und Sittlichkeit sich harmonisch verbinden. So kann es nicht nur sein, so soll es nach unserer Bestimmuug sein. Das führt uns zu einem dritten Gesichtspunkt.

Die Morgensternsche Konzeption der Eloquenzprofessur ist offenbar dasjenige Element seiner Persönlichkeit, das mehr als jene beiden anderen, der Humanismus und die Ubiquität der Interessen, unserem Empfinden entrückt und im wesentlichen von nur historischem Interesse ist. Zunächst: Mag das Latein als ehrwürdiges, durch gemeinsame Tradition geheiligtes Mittel des Verkehrs innerhalb der internationalen Gelehrtenrepublik immerhin noch gewisse Möglichkeiten der Anwendung haben, als Sprache der universitas hat es offenbar mindestens zu der Zeit seine Rolle ausgespielt, wo zahlreiche Mitglieder dieser universitas dieses Organ gar nicht mehr oder nur noch ganz kümmerlich beherrschen. Doch mag man das nicht als entscheidend ansehen. Aber auch die Verbindung der geistigen Repräsentation der Universität mit den Altertumsstudien erscheint uns nicht mehr zwingend. Durch die Stellung dieser Studien in der Jugendbildung und durch die Macht der Tradition haben sich offenbar weit über das Gebot innerlich begründeter Notwendigkeit hinaus Reste der alten Verbindung bis an den Beginn des 20. Jahrhunderts erhalten. Selbst wer sehr optimistische Ansichten über die Bedeutung der Altertumsstudien für die Bildung der kommenden Generationen hegt, wird sich doch kaum zu der Hoffnung versteigen, dass Stoffe dieser Art jemals wieder zu dem selbstverständlichen Zentrum werden, aus dem die akademische Familie regelmässig am Festtag Belehrung und Erbauung schöpft. Dass aber den klassischen Philologen vor allen ihren Kollegen in ganz besonderem Mass schon bei der Geburt Hermes die Lippen gelöset, Apoll den süssen Mund der Rede verliehen habe, wird niemand behaupten. Niemand aber wird zugleich sagen können, wer denn das Erbe jener philologischen Eloquenz angetreten hat. Scena est deserta! Denn wer wird ernsthaft von einer Nachfolge sprechen, wenn vorübergehend für einen Zeitraum im Gefolge bestimmter geistiger Strömungen oder in Verbindung mit lokalen und persönlichen Zufälligkeiten dieses oder jenes Fach, Theologie, Naturwissenschaft, Geschichte, nationale Sprache und Literatur, Kunstgeschichte, Nationalökonomie oder was sonst in das Zentrum des Interesses der akademischen Familie getreten ist? Der alte Eloquenzprofessor des 18. Jahrhunderts war hingegen tatsächlich und

unbestritten als Hüter und Verwalter der gemeinsamen lateinischen Sprache, ihrer stilistischen und rhetorischen Ausdrucksmittel, der in ihr niedergelegten römischen und neulateinischen Poesie sowie des traditionellen, in ihr gestalteten Schatzes an Lebensformen im innern und äusseren Verkehr der Universität in das Zentrum der Hochschule gestellt.

Man vergesse doch auch nicht, was sich uns bei Wolfs Anfängen gezeigt hat und bei M. noch in seinen Programmen gelegentlich nachhallt, dass seine Aufgabe u. a. auch paränetischer Natur war, dass er moralisch-erbauliche Weckrufe, Laienpredigten in seinen Programmen und Reden der akademischen Gemeinde vorzusetzen berufen war. Man nehme eine Figur, wie den Giessener Eloquenzprofessor Christian Heinrich Schmid, der 1800 gestorben ist (ADB XXXI, 650 ff, Strieder, Grundlage zu einer hess. Gel.- und Schriftsteller-Gesch. XIII, 61 ff). Direktor der Universitätsbibliothek, Philologe bescheidener Qualität, im gleichen Mass Redner und Poet, von Haus aus eleganter Jurist, „Lumpensammler am Parnass", vereinigte er in seiner Lehrtätigkeit antike Altertümer und Autoren, Ästhetik und Literaturgeschichte. In der Bibliographie seiner Schriften findet man ausser belletristischen, juristischen, philologischen. bibliothekarischen Arbeiten auch gerade jene moralischen Paränesen als Einleitungen zu den Lektionskatalogen: Die Bienen als Bild des Fleisses WS 73, Über die Worte des Plautus: facile esse imperium in bonis WS 74, Über die Worte des Seneca: satis longa vita, si bene collocetur SS 76. Diese mannigfaltigen Traditionen sind der Hintergrund der von M. repräsentierten Professur. Er hat im Dorpat der ersten Jahrzehnte — und diese seine eigenartigste Leistung ist bezeichnenderweise dem so viel reflektierenden, selbstgefälligen Mann in ihrer Tragweite gar nicht recht ins Bewusstsein gekommen — daran angeknüpft, im Grunde aber etwas Neues geschaffen. Freilich hatte er es mit Theologen und Naturwissenschaftlern zu tun, die ebenso wie er von den Gedanken der Humanität und Aufklärung getragen waren. Nur schwer kann man sich vorstellen, dass eine ähnliche Konstellation irgendwo und irgendwann wiederkehren könnte. Mit der Differenzierung und Zerklüftung der nationalen und religiösen Anschauungen ist dem Redner nur die Wahl gelassen, entweder diese wichtigsten Gebiete ganz zu ignorieren oder Dinge vorzutragen, bei denen er nicht des rückhaltlosen Einverständnisses aller Hörer gewiss ist. Das waren, wie

wir sahen, die beiden Stellen, wo das in seiner Geschlossenheit doch imponierende Gebäude der Aufklärungsweltanschaunng am ersten Risse bekommen musste. Es bot in der Tat für die feineren und tieferen Bedürfnisse der Folgezeit in diesen Beziehungen nichts oder nur kümmerlichen Ersatz. Andererseits aber sieht man mit neidvoller Bewunderung Dinge ohne jeden schwächlichen Kompromiss und ohne gegenseitige Beeinträchtigung zu schöner Harmonie vereinigt, die man sonst in heftigem Kampf zu sehen gewöhnt ist. Der individuelle Kultus der schönen Seele steht im Bunde mit der sozialen Pflicht das Reich der Gesittung immer weiter und kräftiger auszubreiten, das aristokratische Ideal des durch Geisteskraft und Sittlichkeit ausgezeichneten, hervorragenden Menschen scheint sich reibungslos mit den demokratischen Vorstellungen, die durch die Humanität ausgelöst werden, zu vertragen. Fast am merkwürdigsten ist das *φιλοκαλεῖν ἄνευ μαλακίας*. Wie der Riss zwischen Göttern, Heroen und Menschen, zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, so scheint auch der zwischen Schön und Gut, zwischen Kunst und Moral aufgehoben. Und das ist um so seltsamer, als die Lebensrechte beider aufs äusserste angespannt erscheinen. Der Schöngeist Morgenstern, dem die Träne der Begeisterung und Rührung so locker sitzt, der das Recht des Künstlers, des Dichters und Schriftstellers auf sein eigentümliches Leben ohne einschränkende Bedingungen bejaht, ist zugleich der von Jugend an an sich erziehende, rigoristische Moralist. Die Moral lässt sich nicht das mindeste abdingen; freilich hat sie bei ihm nichts von dem Geruch der muffigen Schulstube, nichts von der durch Langeweile tötenden Disziplin der Kaserne: sie ist beschwingt und beflügelt durch rhetorisches Pathos und gestützt durch edle Sentenzen der Dichter und Philosophen, bei deren Anhören sich die Häupter entblössen und die Augen mit Tränen füllen. Eine Hervorhebung dieser für M.s Lebensideal so charakteristischen Züge schien uns zum Schlusse unserer Betrachtung nötig, eine sachliche Kritik dieser Fragen wird dagegen niemand an dieser Stelle erwarten.

Beilagen zu IV. Dorpat.

1. Über die Grundsteinlegung des Universitätsgebäudes und die dabei gehaltenen Reden von Parrot, Lenz, Krause, welch letzterer mit seinen Weihesprüchen am unverfälschtesten Aufklärung und Humanität predigt, vgl. die anonyme, von M. verfasste Schrift „Der 15. Sept. 1805 in Dorpat". Drei Kupfertafeln bildeten die Einlage mit einer von Parrot und Morgenstern gemeinsam lateinisch abgefassten Universitätsgeschichte, gestochen von dem Universitätszeichenlehrer Senff. Das Dokument, das Bienemann, der eine von Parrots Hand geschriebene deutsche Fassung mitteilt (335), mit Recht ein Zeugnis leidenschaftlicher Verbitterung nennt (233), habe ich nach langem Suchen im MS CCCXLVIII gefunden. Da es wahrscheinlich gänzlich unbekannt ist, gebe ich einige Exzerpte daraus.

Die Darstellung der Ereignisse ist von chronikalischer Ruhe weit entfernt und offenbar an manchen Stellen unbillig. Immerhin hat selbst der irenische M. zum mindesten seine lateinische Feder der Sache geliehen. Schon bei den Motiven der Gründung wird neben den Absichten der drei Provinzen und des Kaisers Paul angeführt: Acerrima virorum Livoniae atque humani generis amantium studia ad depellendum, quo rustici premerentur, iugum quum in hoc ipsum tempus inciderent, quae natura est ratio inter mentis cultum et civilem libertatem consociare utriusque rei amicos, fingere similem fere utriusque fortunam . . . Leges factae a curatoribus, quibus hoc maxime caverent, ne melior mentis cultus in vulgus proferretur . . . Iam condiciones ferri et audiri, curatoribus primum astu utentibus, tum superbia, professoribus diffidentia, dein constantia. Condicionibus reiectis V. Sept. (vielmehr am 5. Okt., siehe Bienemann 142) unus professorum Petropolin missus est, ut universitatis caussam defenderet coram ipso imperatore, cuius animus ancora laborantibus ultima. D. XII. Dec. MDCCCII Rutheniae Autocrator universitatis litterarum Dorpatensis tutelam ac patrocinium suscepit edicto, quo stabiliretur salus eius sic, ut esset principibus academiis et auctoritate et opibus exaequata, omni servitio libera, ceteris Rutheniae universitatibus

exemplum . . . Quam victoriam excepit nobilitatis odium, auctum regimine scholarum, quae sunt in tribus provinciis, in universitatem d. XXIV. Jan. MDCCCIII translato, Fenniaque provincia adiecta . . . . Universitas Dorpatensis, quae renata est scholasque condidit renitentibus equitibus, dicasteriis, clero, iam salva est, floret viribusque augetur. Nam publicam spectat salutem. Tu, lector, crede, esse deum, vindicem recti. Über die Vorgänge bei der Grundsteinlegung berichtet M. noch DXCIII, 161.

2. Die tabula gratulatoria der Juristenfakultät zum 50jährigen Doktorjubiläum.

Viro perillustri egregio venerabili
Carolo Morgenstern
oriundo ex urbe clarorum virorum genitrice
optimo discipulo optimi praeceptoris philologiae instauratoris
F. A. Wolfii
misso ex tali tantaque schola apostolo
ut in hac patriae communis parte
instauraret rerum antiquarum studium incenderet amorem
ut lucidum esset sidus
cum nostrae academiae post noctis tenebras aurora rideret
viro per decem lustra in excolendis litteris
institutione libris scribendis impigerrimo
caro ictis eo nomine quod apud Platonem
et Ciceronem iuris vestigia acutissime indagavit
difficilem locum de pactorum vi ac potestate luculentissime exposuit
in scholis de antiquitatibus Romanis habitis egregie docuit
graviter nocere philologis iuris ignorantiam
qui optime perspexit omnes artes quae ad humanitatem pertinent
habere quoddam commune vinculum
philologo philosopho poëtae oratori
viro laudato ubique ab omnibus
ob animi candorem ingenii acumen
doctrinae copiam scriptorum elegantiam
collegarum collegae amatissimo aestimatissimo
doctoris philosophiae honorem semisaecularem
facultas iuridica universitatis litterarum Caesareae Dorpatensis
piis votis pro salute nuncupatis
laeta laetabunda gratulatur
die III. mensis Maii MDCCCXXXXIV.

3. Zur Winckelmannrede.

Morgenstern, der mit W. an eine Freundschaft glaubt, die aus göttlicher Liebe stammt, der mit ihm den Abglanz des in Gott ruhenden Schönen in dieser Welt sucht, konnte bei seinem W. unmöglich an der Art vorübergehen, wie Heyne sich hier als kleinlicher, neidvoller Kritiker mit allerlei persönlicher Voreingenommenheit zeigte und einem Verständnis der Persönlichkeit Winckelmanns auch da nicht gewachsen war, wo er, sich mit dem „Mantel des Panegyristen" drapierend, eine Lobschrift auf ihn verfasste, um eine Kasseler Preisaufgabe zu lösen. In der Form urban, deckte M. die Mängel doch in der Sache entschieden auf, unbekümmert um die Verehrung, die er gerade dem ihm wohlgeneigten Heyne immer gezollt hat, mit dem ihn im übrigen eine weit grössere und innigere Verwandtschaft wissenschaftlicher und menschlicher Art verbindet, als etwa mit Wolf. In Justis Winckelmann ist über Heynes Verhalten W. gegenüber Näheres zu lesen (II, 2, 230—233), und der von Justi dabei gebrauchte Ausdruck „Typus des deutschen Universitätsphilisters" (zitiert bei Sandys III, 44, 1) soll wohl weniger eine allgemeine Charakteristik geben, als die spezielle Tatsache beleuchten, dass H., hocherhaben über W.s Begriffe „Begeisterung", „Einbildungskraft", „erhabener Genius" u. s. w., von den „Behauptungen des guten W." sprach. Das Echo auf M.s Rede von Göttingen (dieses Mal ist es nach Morgenstern Heyne) fehlte denn auch nicht. Von neuem heisst es bei der Frage einer Biographie W.s hämisch: „Welcher Mensch von feinerem Gefühl legt aber gern die Schwächen und Fehler seines Freundes der Welt vor Augen?" In demselben 129. Stück der Gött. gel. Anz. vom Jahre 1805, in dem der Rezensent des Redners Talente, Charakter und Verdienste zu kennen und hoch zu schätzen gesteht, dessen liebenswürdige Wärme er mit Vergnügen wahrgenommen hat, folgt dann schliesslich die bezeichnende Wendung: „Bei ein paar Umständen, die wir nicht anzeigen wollen, war uns Lesern bange für den Redner, der eine Versammlung junger Studierender vor sich hatte, und leicht aus dem, was an W. gebilligt oder bewundert ward, nachteilige Folgerungen machen konnte". Es ist nicht ohne Humor, dass jene schwärmerisch-elegische Note, jene Hochspannung der Gefühle in die Worte des Redners eingeströmt war durch Empfindungen für eine junge Dame. Jene etwas heikle erotische Abtönung war für J. Müllers Auf-

nahme in freilich umgekehrter Wertung entscheidend. Er schreibt an M. schon am 26. IX. 05: „Dass Sie diesen, in so gar sehr vieler Hinsicht mir Lieblingsschriftsteller . . . so wie noch keiner erfasst, begriffen und ganz verstanden, das bewies mir, dass Sie und ich gemacht sind, Freunde zu sein"; am 28. Dez. 1805 nach gründlicherer Lektüre des von dem Verfasser dedizierten Exemplars heisst es: „Ich bin ausser mir vor Vergnügen . . . Mein ganzes Ich, das genaue Bild meines Wesens, ist in Ihrer Seele und aus ihr in diesem Buch. Wie ich mich freue, dass Sie so viel jünger sind: so hinterlasse ich einst Einen doch, welcher mich ganz versteht, ganz inne hat und mich auslegen kann denen, die sich etwa ärgern. Es ist viel zu wenig, dass ich Ihnen für das Buch danke. Ich gebe mich Ihnen". In diesem Tone werden die Einzelheiten der Rede besprochen. Dann heisst es: „Auch mir hat Heyne gesagt, es sei gut, dass W. nicht länger gelebt, er habe angefangen, sich in die Schwärmereien zu versteigen. Freilich über die gelehrten Männer hob er sich weit, unsichtbar ihrem Blick,

> coetusque vulgares (wie die gelehrten Gesellschaften) et udam spernit humum fugiente penna.

Entzückt hat mich vieles, wie S. 44, 45, 53, vornehmlich 49—52. Wer gäbe mir, Sie für die köstlichen Stellen zu umarmen! Haben Sie nicht die Achsel gezuckt über den heuchlerischen Geifer, den in den Götting. Anzeigen (sonst ein braves Journal) einer über die letzte Stelle ergossen? Odi profanum vulgus et arceo". Damit verbindet sich, schwerlich zufällig, folgendes vom 16. Dez. 1805: „In Ihrem Brief sind viele Züge mir ganz ausserordentlich lieb, wegen der Übereinstimmung zwischen uns. Ich glaube auch, dass Sie unverheiratet sind, und (wenn Sie nicht eine der Seltenen fanden) so ist auch dies mir sehr angenehm: es ist mehr Treue und Fülle der Freundschaft, mehr ausschliessliche Ergebenheit für die Wissenschaft, mehr Selbständigkeit bei dem, der allein steht; nicht vergeblich noch unfruchtbar verschwand das Leben dem, der keine anderen Kinder hinterliess als Leuktra und Mantinea, und adoptierte Antonine waren heilsamer als Commodus. Es wäre unser Winckelmann wohl auch nicht gewesen, der er ward . . . . Seit Bonstetten hatte ich keinen Freund, wie Sie gelesen haben, dass er mir war . . . Es lässt sich aber wenig hiervon sagen, ehe wir uns sehen". Darauf gesteht nun freilich M. am 8./20. Jan.

1806 seine wirkliche Neigung: „Jenes Wesen kennt mich durch Briefe von einer Seite, von der mich niemand kennt . . . Es ist eine Seele, die zugleich weich und fest, tief und verschlossen ist, wie Frauen nicht sind. Ihren Vater wird die Landesgeschichte nennen . . . Übrigens traue ich mir selbst zu, dass kein Verhältnis in der Welt meine Seele je so lähmen werde, dass sie aufhören könnte, dem Freunde Freund zu sein. Es gibt Gefühle, die der wahre Mann nur mit dem wahren Manne teilen und deren Bedürfnis er, wenn er's ist, so lange das Herz schlägt, nie einbüssen kann". Wir hören auch, dass die alte Leidenschaft, die M. abgetan glaubte, bei einer unerwarteten Durchreise jener Dame durch Dorpat wieder neu entflammte. Darauf schreibt nun wieder Müller (24. II. 06): „Mit Freude folgte ich Ihnen zu der Freundin . . . Gott bewahre, dass ich wider solche Liebe etwas haben sollte, die begeistert, erheitert und stärkt . . . Wie könnte sie der Freundschaft schaden, da diese moralische Vereinigung der Gemüter zu gleich edler Ausbildung, und auch das physische Vergnügen des Umgangs ihr nichts weniger als zuwider ist".

Parrot an M.:

„Am Tage der Legung des Grundsteins früh um V.

Ihr Winckelmann muss gestern, als ich schon schlief, von den grösstenteils geistlosen Strapazen des Tags ermüdet, angekommen sein. Amalie war wohl noch wach; ich fand es heute beim Erwachen auf dem Nachttische. Von den Strahlen der schönen Morgenröte beleuchtet, suche ich nach den geschriebenen Worten des Freundes, die ich an der Beschreibung der Gemälde misste. Es freute mich, sie zu finden, recht sehr. Dass ich Ihren Winckelmann bei dieser schönen Morgenröte, bei der Morgenröte dieses Tages öffnen sollte, erregt in mir schöne Ahndung Ihres literarischen Ruhmes und unserer Freundschaft. Ist es Schwäche, wenn das Herz Beziehungen ahndet oder gar suchet? Ist's eine Schwäche, so lassen Sie mir diese, wogegen ich gern alle übrigen aufopfern will.

Guten Morgen, mein lieber Karl Morgenstern."

Zu diesem Brief, dessen Datum also der 15. Sept. 1805 ist, ist zu bemerken, dass M. in demselben Jahr ein Büchlein unter dem Titel „Über einige Gemälde" herausgegeben hatte. Amalie ist Parrots Frau, die Schwester von Frau Julie Krause.

4. Zur Vorgeschichte der italienischen Reise.

Zahllose Seiten und Schriftstücke, Briefe an alle Welt, ganze Konvolute, abgeschickte und nicht abgeschickte Briefe behandeln diese Frage in ermüdender Wiederholung derselben Argumente, so z. B. die in Danzig gemachte, zugesagte und nur wegen Kriegswirren nicht ausgenützte Bedingung, die bei der Dorpater Anstellung (freilich von dem ritterschaftlichen Kuratorium) zugesagte Erneuerung des Rechts, wenigstens das Versprechen, bei dem Kaiser, der allein einen solchen Urlaub gewähren könne, dafür einzutreten u. s. w. Joh. von Müller fand schon Ende 1805 Anlass, an den sich in unruhiger Sehnsucht nach Italien verzehrenden Freund zu schreiben: „Wie alt war Winckelmann? Und Sie, ich dürfte wohl sagen wir, werden sehr lange jung bleiben: ich fühle nicht einen Grad weniger als vor 25 Jahren. Und indess bereitet man sich, man sieht hierauf in einer Stunde, was andere Tage lang ohne Frucht angaffen".

Im Februar 1806 hielt sich M. in Petersburg auf, um in fiebernder Aufregung die Einwilligung zu seiner Reise zu betreiben. Klinger, den er zeitweilig täglich mit Briefen und Aktenpaketen überschüttete, machte ihn schliesslich in brüsker Form auf seine Pflicht aufmerksam, nach Dorpat, wo schon längst die Vorlesungen begonnen hatten, zurückzukehren. Er bleibt gleichwohl, sich auf Unwohlsein berufend, schickt schliesslich an den Kaiser eine Bittschrift, deren unglücklich rhetorische Stilisierung Parrot erkannte, wenn er in einem Schreiben an M. die bittere Bemerkung einflicht, er möchte hoffen, der Kaiser habe die Bittschrift nicht gelesen, „denn Er weiss Phantasie von Herzlichkeit zu unterscheiden". M. aber hatte unter vielem andern bei dieser Gelegenheit wenig Angebrachtem geschrieben: Au Capitole ce sera l'image d'Alexandre qui, présent partout, me consolera dans mes rêveries sur la grandeur des temps passés. Sous l'Arc de Titus ce sera la figure auguste d'Alexandre que je verrai passer. A la base de la colonne de Trajan mes yeux, levés au Ciel, lui demanderont, qu'il ne rappelle pas trop tôt le meilleur des Empereurs. Au piédestal de la statue de Marc Aurèle le soupir étouffé d'un cœur reconnaissant parlera: Alexandre u. s. w. u. s. w. Der Kaiser liess M. unter gnädiger Überreichung eines Brillantrings auf das Beschreiten des Dienstweges verweisen. Noch vor dieser Antwort hatte M. beim Dorpater Konseil in aller Form um Unter-

stützung seiner Bitte um einen 18 monatlichen Urlaub nach Italien angetragen, für den Fall einer abschlägigen Antwort aber um Auswirkung seines Abschieds gebeten. Diese Aussicht scheint dann Parrot umgestimmt zu haben, der nach seiner Art zunächst in vorwurfsvollem Pathos seinerseits über Verletzung der Freundschaft klagte, die Sache selbst aber nun lebhaft betrieb.

Das Konseil überliess freilich die Beurteilung der von M. unternommenen Schritte dem Kurator, sprach sich aber in der Sache selbst für Bewilligung aus, da es sich moralisch an die Zusage des ritterschaftlichen Kuratoriums gebunden glaubte, dessen Rechtsnachfolgerin es war, da wissenschaftliche Reisen in dem Statut vorgesehen waren, da keiner der Kollegen auf die Priorität Anspruch erhob und schliesslich mehrere Personen bereit waren, unter sich die Pflichten des zu beurlaubenden M. zu verteilen. „Es fügt noch die offizielle und aufrichtige Erklärung hinzu, dass der Prof. M. zu den Mitgliedern der Universität bisher gehört, welche sich am meisten durch Pflichtliebe und Tätigkeit zum Besten der Universität ausgezeichnet haben."

Das Konseil teilte zugleich M. mit (22. II. 06), dass es „die Wendung, welche Ew. Hochwohlgeboren ihrem Urlaubsgesuche zu einer Reise ins Ausland gegeben haben, durchaus missbilligen musste", jedoch sachlich dafür eingetreten ist. Die von M. gestellte Alternative hat es mit Bedauern gehört, weil es dabei die Möglichkeit voraussehen musste, „einen jedem Mitglied des Konseils teuren und geachteten Kollegen zu verlieren".

Auf diese Nachricht hin kehrt nun M. endlich nach Dorpat zurück, mit tief verwundeter Seele, an allem irr geworden, die Blätter seines Tagebuches mit Anklagen füllend, alte enthusiastische Liebeserklärungen an Parrot darin durch Zusätze berichtigend, wie: *O, dass ich das ausstreichen muss* und sich in einer unermüdlichen psychologischen Analyse des Falls und aller Beteiligten gefallend. Bald sollte Parrot Klinger, bald Klinger Parrot verhetzt haben. Parrot warf er schnödeste Undankbarkeit vor, beiden aber vergass er es eigentlich nie mehr recht, dass sie in diesem Fall, der für ihn ein tiefes Bedürfnis des Herzens bedeutete, bureaukratisch-legale Bedenken geltend gemacht hatten, ihn, den Menschen und Weltmann, als einen Beamten behandelt hatten. Kl. nämlich fürchtete eine Universität auf Reisen, hielt

auch die geforderte Frist für unnötig lang, P. aber dachte ausser an die Institute offenbar auch an die universitätspolitische Situation, bei der ihm M., den er gern zum Rektor gemacht hätte, wertvolle Dienste leistete. Bei diesen leidenschaftlichen Ergüssen entschlüpft M. wiederholt beim Niederschreiben ein interessantes Geständnis. Er glaubte, bei Parrot ein sehr merkwürdiges Motiv für seinen Widerstand auch darin sehen zu müssen, dass jener ihn im Gegensatz zu den wirklichen Bedürfnissen und Pflichten seiner Seele durch einen Ehebund fesseln und auch enger an sich ketten wollte. Später hat er freilich diese Hypothese selbst widerrufen und sich aus seiner überreizten Laune erklärt. Man wird aber daraus den Schluss ziehen dürfen, dass dieses eine Mal wenigstens M. — nach berühmtem Weimarer Muster — von der grossen Reise auch eine Befreiung von unerträglich gewordenen, unbestimmt schwankenden Beziehungen zu dem anderen Geschlecht erhoffte. Die Ausführung verzögerte sich bis zum Jahre 1808, zumal die politischen Verhältnisse zunächst durchaus nicht einem Besuch Italiens günstig waren und überdies Klingers Widerstand noch nicht gebrochen war. Mit diesem waren die Drähte fürs erste durchaus gerissen, nur der Generalin näherte sich M. bald wieder bei ihrem Besuch in Dorpat Mai 1806. Zwei Jahre später kam bei einem 14-tägigen Aufenthalt des Kurators in Dorpat auch wieder der Verkehr mit diesem in Gang, und am 6./18. Juni 1808 kann M. an Müller schreiben, dass die Reise genehmigt ist und bevorsteht. Über jene Begegnung berichtet er zugleich so, dass der Groll gegen den nicht genannten Parrot noch nachhallt: „Übrigens stehe ich mit ihm (K.) wieder auf dem alten freundschaftlichen Fuss . . . Ich war mit mir zufrieden und vorläufig auch mit ihm. Ich kenne ihn genau. Er war und ist mir eine der seltensten Erscheinungen in Russland, dieser Deutsche. Er kennt mich auch; doch ich ihn noch genauer, als er mich, weil, wenn er alles sähe, ein anderer wohl zu viel verlöre. Wenn wir einander ganz kennten, wären wir (trotz grosser Verschiedenheit in vielem) schon durch Übereinstimmung darin, dass wir überall unbedingte Wahrheit wollten, Freunde. Wer diese in höheren Lebensverhältnissen jemals verleugnete und, übrigens wohlmeinend (aber solch ein Wohlmeinen hass' ich), statt jener den Lebensgefährten Politik gab, könnte mir sehr wert, aber mein Freund nicht sein und bleiben, erschiene er auch im übrigen mit Recht fast allen noch so herrlich".

5. Lektüre.

Durch die folgenden Proben, deren Auswahl notwendigerweise recht willkürlich ist, soll die Anlage dieser Gruppe der Aufzeichnungen veranschaulicht werden.

Man hat von so manchen mittelmässigen lateinischen Gedichten neue Ausgaben mit Kommentaren besorgt. Warum nicht von Petrarcas Afrika? (DXXXVI, 149).

Mitscherlichs lat. Gedächtnisrede auf Heyne, Richter, Goede, Göttingen 1812. *P. 13 am Schluss ist die Wendung etwas sonderbar, als zu sehr den schreibenden Professor von Göttingen charakterisierend:* „Quare, ut arbor occisa ab ipso ferro opes et animum, ut Horatius ait, sumit, ita nos vulneris nobis inflicti acerbitate ad scribendi commentandique studium acerrimum impelli et ad imitandas exprimendasque summorum virorum laudes atque virtutes excitari patiamur". *Auch die kurz vorher vorkommende Anwendung des virgilischen* Tu Marcellus eris *auf Goede ist nicht recht passend, ausser anderen nicht recht passenden Beziehungen nicht, weil G. doch wenigstens nahe dem 40. Jahre starb.*

Goethe, Aus meinem Leben. III. 1814. *Noch hat kein Dichter so die stamina der Wirklichkeit zu seinem poetischen Gewebe angegeben . . . Manches, was G. im grossen in seinen Verhältnissen zu Geliebten, Freundinnen, anderen Dichtern seiner Nähe darstellt, erfuhr ich im kleinen an Flk. Auch dieser benutzte seine Liebesverhältnisse als Vehikel seiner Poesie. Dergleichen liest sich besser, als es sich mitlebt. Poesie und (echte) Moral divergieren da nur zu oft*[176] *. . . . Überall macht G. dichterischen Gebrauch vom Inhalt seines Lebens . . . Man sieht hier an einem Exempel recht deutlich, wie wenig Formsinn ohne Gehalt ist.* Unmittelbar darauf liest M. seine eigenen alten Aufzeichnungen durch. *Wollte ich mein Leben ausführlich schreiben, so wäre schon jetzt reichlicher Stoff und Inhalt für eine lange Erzählung in neun bis zehn Büchern. Als besondere Darstellungen, vielleicht in Form kleiner Romane, könnte ich behandeln die Verhältnisse* a) *zu W. N.*, b) *zu H. v. S.*, c) *zu Ch. v. L. In* a) *käme Fd. D. vor, Fnk und Un-*

176) An anderer Stelle über Dichtung und Wahrheit: *Dass der Mensch dem Dichter bei ihm von früh an untergeordnet wurde, zeigt sich bald, zumal bei zarten Herzensverhältnissen, die er, nach echt menschlichem Massstab gemessen, doch zu sehr als poetisches Spiel in der Wirklichkeit zu behandeln scheint* (DXXXVI, 153).

tersuchungen über Moralphilosophie der Alten, in b) *Pt. In* c) *S. v. St. Interessante Charakterzeichnungen gäb's. Am Ende könnte alles wieder in eins zusammenfliessen, wenn ich im Leben in der Arbeit dahin käme. Zeit endlich wäre es, wenigstens den Anfang zu machen* (Febr. 1815; DXCV, 463 ff).

Ein Gastmahl von Ferd. Delbrück, 1809. *Philosophischer Geist mit Beredsamkeit gepaart . . . wenig Markiertes in den Personen. Der Hang meines Freundes zum Feierlichen, so dass es nahe an Pedanterie streift, ohne es gerade zu berühren, zeigt sich, wie im Leben, auch hier in den prächtig geschmückten Frauen auf Thronsesseln zum Redefest.* Morgenstern, den man mit Erstaunen das sagen hört, denkt auch hier an seine eigenen alten Pläne vom philosophischen Dialog, hält es aber für geratener, zunächst einen Bildungsroman mit Benutzung seiner persönlichen Geschichte zu liefern (DXCV, 478).

Eine theologische Kritik des Briefwechsels von Goethe und Schiller in Hengstenbergs Kirchenzeitung findet folgende Besprechung: *Die Briefe beider grosser Dichter werden nur von ihrer Schattenseite gezeigt. Dass sie auch eine solche haben, mag zugestehen auch wer, wie ich, an ihrer Lichtseite sich gefreut hat. Übrigens lasse ich dem Rezensenten gern seine religiösen Ansichten, ohne sie zu teilen und ohne ihn darum zu beneiden* (DXCVIII, 274).

„Mit grossem Vergnügen las ich in den ersten Tagen des Juli (1811) *Fernows Leben, herausg. von Johanna Schopenhauer, Tübingen 1810. F.s frühere Schicksale waren mir neu; die Auszüge aus seinen Tagebüchern und Briefen aus Italien zum Teil sehr interessant; sehr achtungswert erschien mir die Bestimmtheit seines Strebens. Wie manches zufällig Scheinende sich am Ende zur Einheit eines Charakters und Talents im Menschenleben fügen muss, ward mir auch hier klarer. Überall waltet bei F. der männliche Verstand vor, obwohl der Schönheitssinn, wie man z. B. hier bei seinen Bemerkungen über Lionardos Abendmahl etc. sieht, nicht fehlt; auch an Spuren von Wärme fehlt es nicht unter der Kälte. Es findet sich bei F. einige Ähnlichkeit mit Seume; doch war F. gebildeter, seine Begriffe bestimmter sowie sein durchgeführtes Streben, das sich am Ende auf Kunstphilosophie und eindringendes Studium der italienischen Sprache konzentrierte. Bei S. war dagegen der Weltbürgersinn des Eiferers für Wahrheit und Recht vorwaltend, übrigens bei äusserlich rauheren Formen. Auch war F. ungeachtet aller Bestimmtheit durchgeführten Strebens bildsamer. Ganz entschieden auf die Bildung seines*

Kopfes und Sinnes wirkten Reinhold und Carstens; bei S. kann man einen so entschiedenen fremden Einfluss nicht nachweisen. Das Portraitmalen und Versemachen in früheren Jahren war nicht ganz verloren für die späteren, ersteres zur besseren Einsicht ins Mechanische der Kunst überhaupt, letzteres als Vorbereitung zum gebildeten prosaischen Stil bei F., welchem man übrigens in den Abhandlungen Reinholds Schule anmerkt. Ich erinnere mich schon ehemals in Universitätsjahren zu Halle, ehe ich von F. sonst etwas wusste, seine Aufsätze über Kunst im Merkur mir besonders ausgezeichnet und mit Nutzen gelesen zu haben. Das Vorgefühl des Richtigen fehlte mir überhaupt nie. Der Takt war mir angeboren und wurde durch manches im Leben früh gebildet; die Beschränkung, das Verweilen, die Ausdauer fehlte, trotz aller Genauigkeit im einzelnen, wenn's einmal zum Schreiben kam, wo vernachlässigtes systematisches durchgeführtes Studium sich öfters rächte und nur mühsam verbergen liess. — Mme Schopenhauer, meine alte gute Freundin von Danzig her, in welcher ich auch, früher als andere, wahrnahm, was in ihr liegt, hat als Biographin ihre Data sehr zweckmässig benutzt. F.s Leben und Charakter tritt aus ihrer Zusammenstellung jener Data sehr bestimmt hervor. Künstelei findet man nirgends. Die verständige Frau, die als solche den verständigen Mann anzog, ist überall sichtbar; auch erinnere ich mich jetzt, dass sie schon in früheren Jahren eine geschickte Portraitmalerin in Miniatur war und des Kunstsinns keineswegs ermangelte. Winckelmanns Begeisterung fehlte bei F. ganz, ebenso wie seiner Freundin: aber scharfer Verstand ist da, bei gehaltener Wärme. Zartheit des Sinnes wird bei beiden durch lebhafte Bestimmtheit ersetzt; natürlich beim Manne in höherem Grad u. s. w. (DXCIV, 14).

Sulzers Lebensbeschreibung, Berlin 1809. *Er selbst fühlte öfters, wie auch ich an mir, die Vernachlässigung weiserer Beschränkung. Sein Hang war zwischen wissenschaftlicher Beschäftigung und praktischer Tätigkeit, obwohl die erstere vorwaltete, geteilt. Dazu kam häufige gesellige Zerstreuung, auch im Zirkel der Höhern ... Auch Sulzer übrigens wäre ohne jene Zerstückelung, die er sich selber vorwirft, doch nicht gerade dieser Sulzer, ein in seiner Art sehr verdienstvoller Mann geworden: als académicien, als Verfasser der Theorie der schönen Künste und als Teilnehmer der Reform gelehrter Schulen in Preussen und Kurland, so dass auch er seine Beschäftigungsweise am Ende nicht bereute (S. 31) — Video meliora*

muss **ich** *jedoch sagen; möchte ich einst nicht das deteriora sequor hinzusetzen dürfen!* (DXCIV, 17).

Heines Reisebilder, 2 Teile, Hamburg 1826/27. *Bilder meist frisch und anschaulich . . . Doch ist der Ton oft zu burschikos, der Humor zuweilen ein gesuchter. Da H. sich erlaubt, was ihm einfällt, zu sagen, so sagt er unter vielem Unbedeutenden auch manches Pikante. . . . Die 3 kleinen Gedichte: die Wallfahrt nach Kevlaar S 104—110 samt der Erläuterung sind, meines Bedünkens, in aller ihrer Einfalt schön und könnten ihren Platz unter Goethes kleinen Gedichten behaupten.*

6. Morgenstern an Parrot über die Domruine [undatiert, 1803].

Ich komme von der Ruine. . . Dass die kolossale Idee, das Ganze für unsere Zwecke auszubauen, unsere Kräfte weit übersteigt: darin gebührt Ihrem Verstand von mir nach neuer Prüfung des Lokals vollkommene Beistimmung. Auch wäre es schade, der Ruine ganz den Charakter der Ruine zu nehmen. Gerade ihre imposantesten Teile, die hohen Schwibbogen des mittleren Teils, die Seitengänge u. s. w., müssen unangetastet bleiben, solange sie nicht mit Lebensgefahr drohen, und der blaue Himmel schaue keck hinein. Darin gebührt Ihrem Gefühl mein Dank. M. wendet sich dann gegen die Idee, die Parrot zeitweilig gefallen zu haben scheint, an Stelle des mittleren Teils einen griechischen Tempel zu errichten, macht konkrete Vorschläge für die Einrichtung des von ihm zur Bibliothek bestimmten Teils und fährt fort: *Lassen Sie die Idee, die Ruine mit zur Bibliothek zu benutzen, mögen Sie nun dies übrigens einrichten, wie Sie wollen und wie es unser kunstverständiger Krause fürs beste hält, ums Himmels willen nicht fahren. Es ist sündlich, dieses Lokal, diese Aussicht, diese reine, trockene, freie Luft (von der Sicherheit vor Feuer schweig ich) unbenutzt zu lassen. In der Bemerkung, dass in den Gängen der Ruine einer oder der andere bessere Jüngling süss träumen würde und zur Tat erwachen — daran erkannte ich Sie und so wurden Sie mir bisher werter. Aber ich sage, dass Sie sich verleugnen; dass ich Sie verkenne, wenn Sie das Rondeel der Ruine und ihre Aussicht der Bibliothek entziehen. Ich musste Ihnen schreiben. Denn lassen Sie die Idee fallen, so ist sie aufgegeben. Denn den anderen Herren . . . ist die Sache gleichgültig. Diese reden nur von Bequemlichkeit, sich ein paar Schritte zu sparen, oder von ökonomischer*

Ersparnis, da es den Menschen von Sinn hier auf ein paar tausend Rubel mehr oder weniger nicht ankommen kann u. s. w., wofür dem Fremden reicher Genuss wird, vielleicht ein mannigfaltigerer, wenigstens nicht weniger schöner als in den Bibliotheksälen in Wien, Dresden etc. und euern Bücherwächtern für Bücherstaub ein Ersatz, den ihr ihnen sonst nicht geben könnt. Sie wissen selbst quanta vis sit in locis. Lebt der Mensch vom Brot allein? — Doch was red' ich vom Einzelnen? Überhaupt ist die Wahl: entweder bekommt Dorpat einen gemeinen Büchersaal, wie es Hunderte gibt, oder in dem Rondeel nach meiner Idee früher, später durch Inneres und Äusseres eine der interessantesten Bibliotheken des Nordens . . . Ich werde schweigen, wenn ich muss; aber schweigend einem ***nie*** *verzeihen . . . Dixi. — Age! Vale. M.*

Namensverzeichnis.

Vgl. auch die unten mitgeteilte Liste der Dorpater Professoren und Lehrstühle zu M.s Zeit. — Kursivzahlen in Klammer bezeichnen die Fussnoten, die ihnen vorausgehenden Ziffern in normalem Druck die betreffende Seite.

Addison 49 *(53)*
Adelung 76, 94
Aischylos 24
Albanus 110, 160, 273 f
Alexander I., Kaiser v. Russland 100, 103, 113 f, 135, 138 ff, 157 ff, 203, 207, 223, 225, 238, 260, 271 *(157)*, 303, 308
Alexander d. Gr. 134, 223 *(133)*
Alexandra Feodorowna 286
Ammianus Marcellinus 256
Anaitis 251, 254
Ancke (Anke) 6, 167
Anders 6, 133, 164, 172, 238, 250, 255, 291
Antonius 245 f
Apelt 59, 60 *(64)*, 68 *(68)*
Aphthonios 56
Archimedes 17
Aretin, Freiherr von 129
Aristophanes 24, 250
Aristoteles 54, 91, 148
Arminius 223
Arndt 221 *(132)*, 280
Arnoldt 23
Augustus 244

Bach (Jurist) 17
Baco 71
Baehrens 246
Baer, K. E. von 125
Bahrdt 27 ff, 43 ff, 56 f, 197, 274
Baldinger 21 *(17)*, 91
Balk 17, 113, 119, 132, 139, 146, 148, 168, 179, 182 *(112)*, 192, 193, 209, 235 *(140)*
Basedow 8 ff, 80
Bayle 39 *(40)*
Beck 80
Beise 213 *(125)*
Bekker, Immanuel 22, 35
Bellermann 10 *(9)*
Bentley 35 *(36)*
Berg, F. R. von 137
Bergmann, E. von 207 *(121)*
Bernhardi, A. F. 282
„ F. 282
„ F. Th. 282
Bertram 6
Biedermann 110
Bienemann, Fr. iun. 157 *(94)*
„ Fr. sen. 113 *(84)*, 114 *(85)*, 116 *(86)*, 119 *(87)*, 126 *(91)*, 157, 303
Biester 294
Blumauer 131
Blumenbach 92
Boeckh 22, 44
Boehlendorff 208, 211
Boettiger 93, 107, 259
Bonstetten 306
Bouterwek 93
Brandes 185
Bremi 79, 81
Brentano, Mlle 107
Brutus 104
Buchholtz 207 *(121)*
Budberg 276 *(159)*
Buhle 59 *(63)*, 83
Burdach 192, 234 *(139)*
Bursian 249

Bursy 34
Busch 206 *(120)*, 208
Buttmann 74, 103, 298 *(174)*

Caelius 219
Caesar 134
Caffé 176
Calvisius 123
Carracci 220
Carstens 313
Catius 128
Christ 17
Ciampitti 246
Cichorius 180 *(111)*
Cicero 9, 16, 24, 35 *(35)*, 45, 125, 129, 143, 238 f, 260, 290, 298
Cicero der Jüngere 123
Clossius 172
Commodus 306
Cordt 219, 275 *(158)*
Cornelius Nepos 256
Correggio 241
Craffström 143, 212
Cramer, A. W. 249
„ I. A. 8
Creuzer 253
Czartoryjski 276 *(159)*

Dannenberg 296 *(173)*
Daru 168
Delbrück, Ferdinand 10, 18, 26, 32, 48 *(53)*, 71, 72, 103, 195, 240, 311, 312
„ Friedrich 46, 102
Deutsch 166 f, 214, 268
Diederichs 270 *(156)*
Dio Cassius 79
Dionys von Halicarnass 60 *(64)*
Doering 72
Doppelmair, Korrespondent der Univ. 138, 179, 191, 217 f, 233 f, 235 *(140)*, 261, 272 f
„ , Berta, seine Frau 117, 272
Duentzer 188
Dyk 99 *(76)*

Eberhard 17, 19, 39 ff, 43, 54 ff, 60, 62 f, 84 ff, 99 *(76)*, 189, 214
Eberl 70
Eckardt, Julius 112, 145, 203, 260, 287 *(168)*
Eger, Karl 262 *(152)*
Eggers 72
Eichstädt 110 *(83)*
Engel 40
Erasmus 133 f
Erdmann, Joh. Fr. 166 f, 224 *(134)*
Ernesti 17, 56, 78
Eschenburg 88
Escher 172
Euklid 18
Ewers, Gustav 165 *(97)*, 194, 202, 205, 221 *(131)*, 225 *(134)*, 234 *(139)*, 247, 288 *(168)*
Ewers, Lorenz 183, 210, 240

Falk 50 ff, 75, 86 ff, 107, 189, 311
„ seine Frau 52 f, 101
Fea 246 *(146)*
Felsberg 174
Fernow 4, 312 f
Ferrara 246
Feuerbach, Anselm 101
Fichte 90, 103, 107
Fielitz 15 *(14)*
Fischer, J. Fr. (Leipzig) 79
Fischer, Joh. (Lübeck) 126 f
Föhlisch 82
Förster 55 f
Forster, J. R. 26, 27 *(24)*, 39, 55 ff, 93, 296
Francke (Halle) 31 *(29)*, 127
Francke, Joh. Val. (Dorpat) 147, 160 f, 206, 244, 248 ff, 270, 297
François, Luise von 281
Fra Paolo 292
Frauenstädt 101
Frey 274
Friedrich d. Gr. 25, 123, 217
Frommann 101
Frotscher 98
Funk 8, 16 ff, 17 f, 70, 258
Fuss, Nic. 131 *(93)*

Gareis 176
Garve 9, 46, 64, 65, 151, 238 *(142)*
Gaspari 193

Gellert 13, 17, 46, 87 f
Gerhard 174 *(107)*
German 132
Gernet 206 *(120)*
Gerstenberg 17
Gessner 9
Gibbon 178
Glinka 224 *(134)*
Goebel 288 *(168)*
Goede 311
Goerenz 71
Goerres 222
Goeschen 136
Goethe 13 *(13)*, 33, 50, 63, 86 f, 93, 107 f, 110, 140 f, 227, 275, 297, 311 f
Goethes Mutter 101 *(78)*
Goetze, P. von 197 *(117)*
Golizyn, Fürst 132, 197 ff
Gorgias, Lehrer von Ciceros Sohn 123
Grabbe 13
Graefe 175, 249 *(148)*
Gralath 95
Grass, Karl 150, 278
Gray, Johanna 130
„ Thomas 88
Grenzius 184
Gries 75
Grimm (die Brüder) 222
Grindel 232 *(138)*, 289 *(169)*
Grisebach 100
Gruber s. Jacobs-Gruber
Gruter 41
Guete 24
Gurlitt 69 *(70)*, 136
Gustav Adolf 126

Hadrian 54
Haendel 168 *(101)*
Hagedorn 88
Harnack, Ad. 73, 275 *(158)*, 293
Hasse 176
Hau 176
Hayter 246
Hecker 214
Heeren 15, 47, 91
Hehn, Viktor 145, 171, 173
Heindorf 23, 36 *(36)*, 73 f, 244, 257 f
Heine 13, 314
Heinrich, K. F. 249
Heinse 105
Heinze 99
Hemsterhusius 20, 79
Hengstenberg 312
Henke 126
Heraklit 215
Herder 9, 90, 99 *(76)*, 176
„ seine Frau 107
Hermann, Gottfried 13, 38 ff, 41 *(44)*, 71, 105, 135, 252, 294, 298
Hermann, K. Th., Gymnasiallehrer in Dorpat 157 *(94)*, 229 ff, 232 *(138)*, 238 *(142)*
Hermes 214
Herodian 35 *(35)*
Herodot 134
Heyne 14 ff, 17, 21, 30, 41 *(44)*, 42 *(46)*, 47, 71, 77, 80 ff, 120 f, 136, 176 f, 245, 257, 294, 305 f
Hezel 92, 132, 146, 197 ff, 210, 234 *(139)*, 240, 242 f
Hilmer 214
Hippias 125
Hirzel 36
Hitzig, Ed. 280
Hoerschelmann 297
Hofmann, Elisabeth 289 *(169)*
Homer 80, 264
Horaz 9, 16, 70, 78 f, 128, 129, 149, 173
Horn 180 f
Hottinger 171
Huber 136
Humboldt, Alex. von 72
„ Wilh. von 80, 257
Hume 130
Hupel 8

Iffland 291 *(170)*
Immisch 135, 293 *(172)*, 294

Jacobs 72, 163
Jacobs-Gruber 30 *(27)*
Jaesche 29, 106, 141 ff, 160, 177, 209, 233, 241, 260
Jagemann, Caroline 90
Jakob od. Jacob (Philosoph, Halle) 40, 54 ff, 60, 76, 99 *(76)*
„ (Schulpforta) 33 *(32)*, 42 *(46)*

Janicke 8
Jean Paul 13, 94, 107
Joerdens 189
Junke 105
Justi 92, 305
Juvenalis 29, 53, 249

Kästner 93
Kaibel 253
Kaisarow 223
Kalkreuth 102
Kallinos 249
Kaltwasser 72
Kant 5, 9, 13 *(13)*, 39 *(40)*, 54, 61 *(64)*, 63 f, 65 f, 77, 84 f, 108, 109, 129, 138, 151
Karl August, Herzog von Weimar 108, 141
Karneades 123
Kaufmann 188
Kern 33 *(33)*, 297
Kinkel, G. 171
Kleopatra 245
Klinger 50 *(56)*, 114, 116 *(86)*, 140 ff, 144, 162, 185 ff, 224 *(134)*, 280 ff, 308 f
„ seine Frau 187, 238 *(142)*, 271 f, 310
Klopstock 8, 13 *(13)*, 88, 140 f, 144, 221 ff
Klotz 23, 26, 78, 296
Klügel 44 *(48)*, 55 f
Knapp 31 *(29)*, 79
Knebel 141
Knesebeck 218 *(128)*
Knorring, Sophie von 282 f
Koechly 171
Koechy 184, 224 *(134)*
Köhler, H. K. E. 149 f, 174
Körte, Wilh. 11 *(10)*
Kolbe 232 *(138)*
Kotzebue 207, 291
Kraffström s. Craffström
Kraschenninikow 297
Kraus, Theoph. 288 f
Krause, Emilie 271 f
„ J. Chr. (Historiker) 55
„ (Prof. in Dorpat) 6, 22, 47, 88, 113, 119 *(87)*, 148, 165 *(97)*, 181 *(111)*, 193, 198, 210, 218, 233, 243, 254 f, 264 *(153)*, 267 ff, 303
Krause (Rektor in Hannover) 16, 98
Kreyssig 246
Kriehuber 176
Krüdener, Juliane, Baronin 210, 238 *(142)*
Kruse 176
Krusenstern 175, 282
Kügelgen, Gerh. 151, 176, 204, 277 f
„ Karl 151, 277 f, 281
„ Konstantin 278 *(161)*
„ Leo 176, 277
Kühlstaedt 160, 255
Kutusow-Smolensky 141

Lange, Mme 70
Lauckhard (Laukhard) 27 ff, 44, 47 ff, 56, 69
Ledebour 184 *(113)*, 291
Lehmann, Mlle (Wiborg) 159
Lehrs 95
Leibnitz (Kanzlist) 178 f
Leibniz 20, 39 *(40)*, 237
Lenz, Fr. D. (Oberpastor) 113, 240, 303
Leo X. 235 *(140)*
Leo, Fr. 176
Lesedow, Minna von (Morgensterns Gattin) 53 *(58)*, 270, 279, 289, 290
Lessing 9, 40, 43, 88, 149
Lichtenberg 85, 92 f, 170
Liebau 296 *(173)*
Lieven, Fürst 143, 165 *(97)*, 200 f, 206 ff, 288 *(168)*
Lionardo da Vinci 312
Liphardt 235 *(140)*
Lipsius, H. J. 170 *(103)*
Lobeck 253
Locke 20
Loder 244
Loeschcke 174
Loewenstern, von 144
Lorey 21
Lucanus 245
Lucretius 113
Lüdecke 40 *(41)*
Luise, Königin von Preussen 102 f, 220
Lukian 70, 125
Luther 133
Lyddi, M.s Dienstmädchen 291

Maass 57 *(60)*
Machiavelli 235 *(140)*
Madai 213
Maedler 289 *(169)*
Mahne 295
Malmberg 174
Manteuffel, Graf (Kurator) 114, 116
„ Frau von, auf Zierau 284
Marc Anton 123
Marc Aurel 308
Maria Feodorowna, Kaiserinmutter 141, 286
Markus 44
Martreb 6, 167
Matthäus 44,
Maurer-Constant 81, 275 *(158)*
Meier, M. H. E. 170 *(103)*
Meinecke, Friedrich 227 *(136)*
Meineke, A. 95
Meiners 60 *(64)*, 91, 185
Melanchthon 10 *(9)*, 133
Mendelssohn 9, 40
Mendheim 282
Mengs 136 f
Menne 262 *(152)*
Menon 54
Mercklin 6, 15, 60, 121, 172 f, 174, 204, 241, 255
Merkel, Garlieb 274 f, 288 *(168)*
Messalina 57
Meyer, Heinrich 110
„ Karl Friedrich (Jurist) 132, 168 *(101)*, 185, 196, 234 *(139)*
Michaelis 48 *(51)*
Mitscherlich 91, 93, 311
Mommsen, Theodor 171
Montanari 246 *(146)*
Montesquieu 55
Mozart, W. A. 291 *(170)*
„ seine Frau 70
Müller, Christian 285
„ Joh. von 32, 74, 81, 127, 140, 219 ff, 275 ff, 305 ff, 308
„ Lucian 20 *(16)*
„ (Kanzler) 190
Münchhausen 121
Münter 126
Müthel 214
Müthels Frau 240
Muretus 163

Napoleon I 100, 102 *(79)*, 103, 219 f
Neander 206 *(120)*
Neff, Timoleon von 176
Neue 161, 167, 213, 288 *(168)*, 297
Neumann, J. G. J. 224 *(134)*
Neumeyer 173 *(106)*
Newton 265
Nicolai 40, 103, 107
Nicolovius 102
Niebuhr, Carsten 17, 38, 39
Niemeyer 28 ff, 41, 44 *(48)*, 51 f, 69, 80, 261 *(152)*, 294
„ seine Frau 31, 52, 53, 75, 88, 99, 130, 311
Nikolaus I 212
Noesselt 31 *(29)*
Nonnos 212

Oken 101
Orelli 246 *(146)*
Osenbrüggen 169 ff, 213, 299
Otto 169, 299
Ovid 144

Pahlen, Baron von 212
Pareus 41
Parlemann 296 *(173)*
Parrot, Amalie 265, 307
„ Fr. iun. 271
„ G. Fr. 112, 113 f, 116 *(86)*, 119 *(87)*, 126 *(91)*, 132 f, 139, 156 ff, 165 *(97)*, 180 ff, 186, 193, 210 ff, 218, 226 *(134)*, 231, 232 *(138)*, 233, 237, 242, 260 ff, 289 *(169)*, 303, 307, 308 ff, 314
Passow 100
Paucker 297
Paul (Kaiser) 5, 230, 303
Paulsen 9
Paulucci 168
Perewoschtschikow 161 *(95)*
Pergolese 70
Perrault 85
Persius 28, 122
Pestalozzi 157

Petersen, Eugen 174
Petersen, Karl 145 f, 220 ff, 237 f
Petrarca 118, 311
Pfaff, Chr. Heinr. 88
„ Joh. Fr. (Mathematiker in Dorpat) 183
Philippi 41
Pichler, Caroline 88
Pindar 163
Platen 13
Platner 49, 80, 94
Plato 25, 60 ff, 125, 129, 135, 138
Plinius d. Ä. 12, 55, 123
„ d. J. 12
Plutarch 45 *(49)*, 134
Pobowski 51
Poeschmann 119, 146, 160, 178, 285
Prange 53
Prantl 10 *(9)*
Preller 167, 172, 174, 212 f, 234 ff, 256, 288 *(168)*
Purgold 160
Pyrrhon 20

Quintilian 29, 125, 129

Rabirius 246 *(146)*
Raeder 68 *(68)*
Raffael 150, 202, 235 *(140)*
Rambach 132, 157, 244
Rasumowskij 199
Raupach 140, 145
Recke, Elise von der 208
Recke-Napiersky 6
Reimarus 9, 79
Reinhard 91
Reinhardt (Bedienter bei Koechy) 184
Reinhold 313
Reisig 31 *(29)*
Reiske, Ernestine 159
„ Joh. Jak. 78, 159
Reiter 23, 37, 38, 80
Reiz 17, 62, 77 f, 80
Remmius Palaemon 42 *(45)*
Retzer, Joseph von 105
Reuss 91
Richter, O. Fr. von 247
Rieger 185 ff
Riese 246
Rink 106, 296 *(173)*
Ritter, Heinr. 256
Rosenberg 6, 232 *(138)*, 288 *(169)*, 289 *(169)*
Rousseau 11, 65 *(67)*, 71
Rüdiger 55
Ruhnkenius 19, 37, 62, 74, 80, 163, 168 f, 295

Sahlfeldt 296 *(173)*
Sallust 246 *(146)*
Salmasius 35 *(36)*
Sandys 24, 174 f, 305
Sappho 151
Sartorius 208
Savigny 170
Sawadowskij 168
Scharnhorst 102, 218 *(128)*
Schaumann 92
Schelling 103
Schikaneder 229
Schiller 63, 72, 87, 90, 104, 108, 312
Schlater 176
Schlegel, A. W. 73, 222
„ Fr. 73, 78, 87, 93, 222
Schleiermacher 10 *(9)*, 64, 74, 240
Schlichtegroll 72
Schlosser 61 *(64)*
Schmid, Chr. Heinr. (Giessen) 92, 122, 301
„ Georg 162 *(96)*
„ Karl Chr. Erh. (Kantianer) 69 *(70)*
Schmidt, Erich 23
Schmolck 87
Schneider 78
Schömann 170 *(103)*
Schopenhauer, Adele 100
„ Arthur 100 f
„ Johanna 100 f, 279, 312 f
Schrader 11 *(11)*
Schroeder 21
Schröter, Corona 90, 94, 108
Schütz, Chr. G. 24, 48, 275
„ seine Frau 37 *(39)*
Schulz (Stadtmusikant in Dorpat) 132
Schulze, Joh. Ludw. (Orientalist) 54, 55, 56, 69

Schwab 13
Schwabe 112, 174, 176
Schwartz, J. Chr. (Riga) 125
Segelbach 132, 148, 214 f, 224
Semel 206 *(120)*, 295
Semler 24, 27, 31 *(29)*, 47 ff, 56, 78, 240
Seneca (Philosoph) 123, 253
Senff 136, 271 *(157)*, 303
Seume 284, 312 f
Sextus Empiricus 298 *(174)*
Shakespeare 78
Sintenis 15
Sivers, Georg, Graf 280
„ von (Landrat) 232
Skytte 126
Snell 173, 285
Sömmering 92
Sokrates 84, 151
Sonnenberg 220 *(129)*
Sonntag 155, 160, 211, 221, 273 f
Spalchaber 192 f, 231
Spalding 40 *(41)*, 258
Spartian 54
Spengler 128
Spohn 249 *(148)*
Spranger, Ed. 95 *(74)*, 259, 286 *(167)*
Sprengel, Kurt (Botaniker) 58 *(60)*, 75, 81
„ Matthias (Historiker) 55
Stackelberg, Magnus von 174
Steffens 46 *(50)*, 69
Stein, Charlotte von 94
Steltzer 196
Stephani 172, 174
Stieda, Ludw. 15
„ Wilh. 6, 112, 167 *(99)*, 213 *(124)*
Stoffregen 281
Stolberg, Fr. L., Graf 72
Storch 281
Strauch 110
Strieder 301
Struve, C. L. (Philol.) 160, 162, 190
„ F. G. W. (Astr.) 161
Styx 209 *(122)*, 289 *(169)*
Süvern 23
Sulzer 296 *(173)*, 313
Susemihl 61 *(65)*, 64
Synesius 151

Tacitus 29, 54, 98, 103, 222, 227 *(135)*
Talma 104
Tarnow, Fanny 144, 279 ff
Taylor 40
Teichmüller, G. 256
Tennemann 64
Tezel 235 *(140)*
Theokrit 163
Thiersch 29, 34
Thimme 281
Thraemer 6
Thukydides 221 *(130)*
Thunmann 26, 296
Tiberius 98
Tibull 77
Tiebe 296 *(173)*
Tieck 222, 282
Tiedemann 59 *(63)*, 92
Tieftrunk 55 f
Tiling 296 *(173)*
Tischbein 91
Titus 308
Torquato Tasso 144
Trajan 308
Trapp 24, 27 *(24)*

Ueberweg 59
Ulmann 212
Ungern-Sternberg, von 113
Uwarow 212

Vahlen 122, 125
Varro 42 *(45)*
Vater, J. S. 23, 35 *(35)*, 54, 105
Velleius Paterculus 58 *(61)*, 77, 97 f
Vergilius 54
Vernet 108
Vietinghof, von 229
Villoison 42 *(46)*
Vinicius 98
Volkmann 212
Voss 84 f, 253
„ Gräfin 102

Walter, Joh. 196 f
Watson 296 *(173)*
Weber, Mich. 195 f
Weizsäcker 110 *(83)*

Welcker 13, 252
Weltzin, C. E. von 110
Wendt 289 *(169)*
Wiedemann 161
Wieland 50 *(56)*, 53, 61 *(64)*, 76, 87 f, 90, 93 f, 99, 107 f, 140, 222, 296 *(173)*
Wiggers 279 *(163)*
Wilamowitz-Möllendorff, U. von 67, 253
Wilhelm, Prinz von Preussen 102 f
William (Williams) 231 *(137)*
Wilmer 168 *(101)*
Winckelmann 13 *(13)*, 43 *(47)*, 133, 136 ff, 149, 258 f, 305 ff
Wöllner, von 81, 214
Wolf, Fr. Aug. 10 ff, 17, 21 ff, 32 ff, 44 ff, 46 *(50)*, 50, 53 ff, 63 *(66)*, 67, 69 *(70)*, 71, 72 f, 76 ff, 99 *(76)*, 103, 122 ff, 149, 168, 189, 257 ff, 286, 293 ff
Woltmann 104
Wolzogen, W. von 276 *(159)*
Wyttenbach 19 f, 79, 80, 163

Xenokrates 135
Xenophon 54, 71, 276

Zedlitz 25, 28
Zeller 65 *(67)*
Zelter 39, 103
Ziegler 9
Zielinski 45
Zimmermann 114 *(85)*
Zoega 140, 149
Zoege-Manteuffel, Emilie von 278
„ Marie Helene von 278

Sachverzeichnis.

Über die Bezeichnung der Fussnoten vgl. die Vorbemerkung zum Namensverzeichnis.

Adelswunsch 230, 285
Adressen der Universität 115
Aktionsausschuss der Professoren 118
Als ob 65, 287
Amizistenorden 49
Antike, die und deutscher Patriotismus 228
Archäologisches Anschauungsmaterial 299 *(175)*

Bandwurm in D. 288 *(168)*
Bardiete Klopstocks 222
Beiträge, Dörptsche 8, 150, 284
Bellum Actiacum 245 ff
Berufungen aus dem Ausland 273
Bibliothek der Univ. D. 5, 178 f, 314 f
Bleigiessen 262
Bouts-rimés 247
Briefe Ciceros 78
„ M.s 16, 151, 260
„ Platos 60 *(64)*

Catacaymos 54
Charkow 34 *(34)*
Christuskopf M.s 262, 283 f, 288
Comparativus Klopstockianus 144

Danziger Goldwasser 81
Deutsche Sprache 236 f
Dialog, philosophischer 36 ff, 72, 84, 312
Dichtung und Wahrheit 311 f
Disputationen 57 ff
Disputierübungen im Seminar 35, 92, 162
Disziplin der Studenten in D. 192 ff, 231 f
Doktoreid 239
Doktorgebühren 201
Domberg 5, 120, 314 f
Domschule in Magdeburg 8 ff, 279 *(163)*
Dorpat Höhle der Fama 254
Druckfehler in D. 184

Ehen zwischen Professoren und Adel 233 f
Ehestiftungsversuch Klingers 280 f
Einfalt, edle 71, 254
Einquartierung bei Professoren 184
Einweihung des Univ.-Gebäudes 268
Elenktischer Charakter der plat. Dialoge 69 *(68)*
Eloquenzprofessur 23 ff, 153 ff, 295 ff, 300 ff
Engelsbrücke 212
Englische Erziehung 155 ff
Ephesinische Kirche 139, 168 *(101)*
Epistolae virorum clarorum 130
Estnische Bibel 127
Estnische Sprache 161, 166 *(98)*, 237 *(141)*

Feuerlärm in Halle 50 *(56)*
Finnland 158 f, 236 f
Formaler Wert des Sprachstudiums 154
Französische Sprache 237, 271 f
Freimaurer 210
Furor divinus des Poeten 68 *(68)*

Gartenanlagen 6, 173 *(106)*
Gehalt der Professoren in D. 175, 194, 206 f
Gelehrte estnische Gesellschaft 176
Gerichtsbarkeit, akademische in D. 193 f
Geschichtliches Denken 135, 137, 155, 205, 259, 267

Geselligkeit 135
Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen 93, 306
Gesellschaftliche Stellung der Professoren 233
Giessen 92, 301
Gleichberechtigung der 4. Fakultät 163
Göttingen 92 f
Goldmachen 48
Gothaer Gymnasium 72
Griechische Ode auf die Univ. D. 147 f
Grundsteinlegung der Univ. D. 303 f
Gymnasiallehrerstand 21 f

Hasenjagd 103
Hausbau in D. 242
Heiraten oder nicht Heiraten? 105 f, 118, 306 f
Herculaneum 244 f
Historische Professur in D. 162, 288 *(168)*
Humanismus und Philologie 293 ff

Index 78

Jaeger in Göttingen 194
Jurisprudenz, elegante 169 ff

Kasan 166 *(98)*, 224 *(134)*
Kegelbahn 211
Kitten eines Krückstocks und Europas 264
Klasseneinteilung fehlt in der Magdeburger Domschule 9, 17
Klatschereien 182, 254
Kolleghefte Wolfs 82
Kollegienfrequenz in D. 187
Kosmopolitismus 219, 238
Kronstipendiaten der Medizin 225 *(134)*
Kupferstechen 53, 136, 172

Landwirtschaft und Latein 165 *(97)*
Latein als Sprache der Univ. 163, 300
Lateinfrage 164 ff
Lateinischsprechen 9, 47, 56, 58, 92, 168 f, 237, 274
Latinität 34
Lehrerinstitut 160 f
Lehrerseminare 274
Leibeigenschaft 109, 158, 195, 231 *(137)*, 235
Leipzig 49
Lektionskatalog 265, 268
Lettische Bibel 127
Lettische Sprache 231 *(137)*, 237
Lettische Taubstummenlehrerin 231 *(137)*
Liebesverhältnisse in Wirklichkeit und als Vehikel der Poesie 311

Mädchenbildung 159
Männerfreundschaft 114, 137, 305 ff
Magistereid 239
Magisterprüfung 54 ff
Magister- und Doktortitel 70
Marburg 92
Medizin ars muta 54, 296 *(173)*
Medizin, elegante 166 f
Medizin und lat. Sprache 164 ff
Militarismus 216 ff
Mitauer akad. Gymnasium 296 *(173)*
Mnemonik 128 f
Münzen 129
Musik in D. 133

Naturrecht 169
Naumburger Dom 72

Orden 150, 286, 287 *(168)*

Pädagogik und Philologie 25
Paradoxa Ciceros 130
„ des platonischen Staates 66
Pferde der Univ. D. 133
Philanthropinisten 9, 154
Philosophie als Schulfach 9, 153, 155
Philosophie und Philologie 19 f, 73, 295
Pietismus in D. 238 ff
„ in Halle 49 *(54)*
Platos Menon 67 ff
„ Staat 63 ff
Plimplamplasko 188
Plural 253
Poetik des Aristoteles 91
Polemik 41 ff, 149, 250 f
Pompejanischer Stil 176
Predigtprogramme 50 *(56)*
Preussentum 216

Professoreninstitut in D. 162 *(96)*
Propaganda für die Univ. D. 191

Rationalismus bei Plato und Rousseau 66 f
Rednerwahl in D. 131 f
Reifeprüfung 11, 70, 167
„ im Russischen 225 *(134)*
Reise als remedium amoris 310
Reisekosten 290 *(170)*
Reitkunst 70
Religion 43 ff, 238 ff
Rheinbund 220 f
Rhetorik 47
Rhetorik bei Plato und Rousseau 66 f
Russische Hornmusik 133
Russische Sprache 161 *(95)*, 223 ff, 237

Scharwache in Halle 194
Schauspieler und Schauspielkunst 103 f, 173, 291
Schiessgewehr als Ersatz der Beredsamkeit 169
Schneiderpromotion in D. 195
Schulaufsätze, deutsche und lat. 17 f
Schuldeklamationen, Schuldramen, Schulreden 17
Schwedische Univ. zu D. 126 ff
Seminar, philologisches in D. 161 ff
„ „ „ Göttingen 92
„ „ „ Halle 25, 35, 92
Sprachrichtigkeit, deutsche 17, 189, 237
Stallfütterung, gelehrte 170
Statuen als Bibliotheksschmuck 179
Statuten der Univ. 115, 182
Strategische Entwürfe Parrots von Krause? 218, 264 *(153)*
Studia illiberalia 53

Tabulae gratulatoriae 169, 215, 304
Testament M.s 279 *(163)*
Textkritik 35, 79, 258
Theologie und Philologie 24 ff
Thesen bei Disputationen 57 f
Titel 286 ff
Trikothemden 235 *(140)*

Übersetzungen von Klassikern 17, 154

Umfang der Philologie 295 ff
Univ.-Gebäude in D. 129, 231 *(137)*, 268
Utopie bei Plato und Rousseau 67

Verbindungen der Studenten 193 f
Verecundia sui 65, 287
Vermittlungstendenzen zwischen Ost und West 213 *(125)*, 236

Waisenhaus zu Halle 25
Wallenstein Schillers 87, 108
Wetter in D. 179, 265
Wiborger Schulwesen 158 f
Wilhelm Meister 50 f, 87, 99 *(76)*
Wohnungen M.s in D. 291 *(171)*

Xenien von Goethe und Schiller 40, 72, 99 *(76)*

Zensur der Univ. 151 f
Zersplitterung 176 ff, 257, 313 f
Zipperlein 210, 224, 268.

Die Universität Dorpat zu M.s Zeit.

Übersicht über Lehrstühle und ihre Vertreter[177]).

I. Theologische Fakultät.

1. Systematische Theologie: Lorenz Ewers (1802—1824), Sartorius (1824—1835).
2. Praktische Theologie: Böhlendorff (1802—1823), Lenz (1823—1829), Walter (1830—1834), Ulmann (1835—1842).
3. Exegese: Hezel (1802—1820).
4. Kirchengeschichte: Horn (1804—1810), Segelbach (1810—1823), Busch (1824—1849).

II. Juristische Fakultät.

1. Livländisches Provinzialrecht: Müthel (1802—1812), Steltzer (1815—1818).
2. Est- und finnländisches Provinzialrecht: Koechy (1805—1817).
3. Civil- und Kriminalrecht: Meyer (1802—1817).
4. Russisches Recht: J. G. J. Neumann (1811—1814, 1818—1826).
5. Römisches und bürgerliches Recht: Otto (1832—1857).
6. Kriminalrecht und Kriminalprozess: Clossius (1824—1837), v. Madai (1837—1842), Osenbrüggen (1843—1851).
7. Staats- und Völkerrecht, Politik: G. Ewers (1826—1830).

III. Medizinische Fakultät.

1. Anatomie: Burdach (1811—1814), Cichorius (seit 1804 Prosektor, Prof. 1814—1827).
2. Physiologie: Fr. Parrot iun. (1821—1826), Joh. Fr. Erdmann (1827).
3. Pharmakologie (Materia medica und Diätetik): Styx (1802—1826).
4. Klinik: Balk (1802—1817), J. F. Erdmann (1817—1823, 1828—1843, s. oben unter Physiologie).
5. Gynäkologie: Deutsch (1804—1831).

177) Die Liste, die sich auf die in der Darstellung vorkommenden Persönlichkeiten beschränkt, wird dem Leser willkommen sein. Zu beachten ist, dass, zumal in der juristischen und medizinischen Fakultät, die Grenzbestimmungen der Katheder flüssige sind, den hier gewählten Bezeichnungen also nur eine relative Gültigkeit zukommt (vgl. Clossius, Madai, Osenbrüggen, Erdmann).

IV. Philosophische Fakultät.

1. Philosophie: Jaesche (1802—1839).
2. Klassische Philologie I (und Eloquenz): Morgenstern (1802—1836), Preller (1838—1843), Stephani (1846—1850), Mercklin (1851—1864).
3. Klassische Philologie II: Francke (1821—1830), Neue (1831—1861).
4. Russische Sprache und Literatur: Glinka (1803—1810), Kaisarow (1810—1812), Wojeikow (1814—1820), Perewoschtschikow (1820—1830).
5. Allgemeine Geschichte: Poeschmann (1802—1812), Kruse (1828—1853).
6. Russische Geschichte: Gaspari (1803—1809), G. Ewers (1810—1826, s. oben unter Staatsrecht, jur. Fakultät).
7. Kameralwissenschaften: Rambach (1802—1826).
8. Mathematik: Pfaff (1804—1809).
9. Astronomie: Struve (1813—1839), Maedler (1840—1865).
10. Physik: G. Fr. Parrot (1802—1826), Fr. Parrot (1826—1841, s. oben unter Physiologie, med. Fakultät).
11. Chemie: Grindel (1804—1814), Goebel (1828—1851).
12. Allgemeine Naturgeschichte: German (1802—1809).
13. Botanik: Ledebour (1811—1836).
14. Landwirtschaft und Technologie: Krause (1802—1828).

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung 5
I. Magdeburg (1770—1788) 7
Beilagen 14
II. Halle (1788—1798) 19
Beilagen: A. Wolfiana 76
B. Heyniana 83
C. Eberhardiana 84
D. Falkiana 86
E. Tränen 88
F. *Εἰς ἑαυτόν* 88
G. Reisen 90
III. Danzig (1798—1802) 95
Beilagen (Reisen, Goethe, Athenaeum) 107
IV. Dorpat (1802—1852) 112
1. Erste Eindrücke 112
2. Programmatarius 121
3. Orator 131
4 Poeta 143
5. Elegantiarum arbiter 148
6. Der Lehrer und Schulmann 152
7. Der akademische Geschäftsmann 176
8. Der Umschwung 203
A. Universitätsverwaltung 206
B. Der nationale Gedanke 216
. Religion 238
D. Universalismus 241
9. Philologus 244
10. Freunde und Korrespondenten. Persönliches 259
Schluss 293
Beilagen: 1. Grundsteinlegung des Universitätsgebäudes 303
2. Tabula gratulatoria der Juristenfakultät 304
3. Zur Winckelmannrede 305
4. Zur Vorgeschichte der italienischen Reise 308
5. Lektüre 311
6. M. an Parrot über die Domruine 314
Namensverzeichnis 316
Sachverzeichnis 324
Die Universität Dorpat zu M.s Zeit 327

Errata.

S. 175 Z. 1 v. o. lies Graefe statt Graef.

S. 227 Anm. 136 lies Meinecke statt Meineke.

S. 259 Z. 11 v. u. lies vor der Uberschrift 10 statt 7.